

David & Goliath (um 1000 v. Chr.). Angeblich fällte der Hirtenknabe David den riesenhaften Krieger Goliath nur mit einer Zville. Deshalb benennen sich gerne Organisationen und Projekte, die sich erklärtermaßen ihrer schwachen Mitmenschen annehmen, um sie über das Böse obsiegen zu lassen, nach diesem eingängigen Muster. 2002 griff auch der Titelgestalter des *Spiegel* zu. Demnach stand der schwächliche Kanzler Gerhard Schröder dem furchterregenden Goliath George W. Bush gegenüber – wahrlich ein Witz. Goliath George wollte Hirtenknabe Gerdchen gewaltsam in böse Kriege ziehen! Dabei hatte sich Schröder längst dafür ausgesprochen, das »Tabu«, das seit 1945 auf allem Militärischen lag, endlich aufzuheben. Die Serben merkten seine Reformfreude 1999. Daß er mit Schröder den Bock zum Gärtner gemacht hatte, verriet der *Spiegel*-Titelzeichner nur des abends seiner gähnenden Gemahlin.

Die weltweit beliebte Metapher von David & Goliath bedient auf einen Schlag mehrere Vorlieben des durchschnittlichen Kleinen Mannes. Zunächst bestärkt sie ihn in seiner Feindseligkeit. Kampf muß sein. Krieg war schon immer. Zum Beispiel zog ein gewisser David zunächst als Bandenführer, dann als offiziell gesalbter israelitischer König seine Blutspuren durch die Wüsten des Gelobten Landes, das ihm stets zu eng war. Imperialist und Sadist David unterwarf ein Volk nach dem anderen und sparte nicht mit Praktiken, die makabererweise an gewisse Konzentrationslager erinnern. So legte er etwa, laut Lutherbibel, die BewohnerInnen der ammonitischen Stadt Rabba »unter eiserne Sägen und Zacken und eiserne Keile und verbrannte sie in Ziegelöfen.« Offenbar fiel die spanische Inquisition nicht vom Himmel. Nach der Unterwerfung der Moabiter »brachte er zwei Teile« von ihnen »zum Tod«, während er den dritten Teil ungeschoren ließ (2. Samuel 8, 2) – eine barmherzige Quote, gilt doch in Bushs Feldzügen hier und dort schon die Losung, gar keine Gefangenen zu machen.

Weiter bedient die Metapher den Durst nach Heldentum, den der DDR-Arbeiter so gut wie der schwäbische Hippie hat – *Easy Rider*. In der Tat bindet auch Marxistin → Welskopf-Henrich ihrem mit Epilepsie geschlagenen Indianerknaben Byron Bighorn das biblische Märchen vom über sich hinauswachsenden David als Ansporn auf (*Licht über weißen Felsen*). Hinzu gesellt sich der Hang zur Revolutionsromantik, die im Hirtenknaben David geradezu rührselige Gestalt annimmt. Das unschuldige Leben steht gegen die Rohheit auf.

Aber vor allem offenbart die Metapher unseren Hunger nach Wundern. Das Lamm soll den Wolf zu Brei hauen. Vom Himmel soll es Manna regnen. Che soll fünf bis 10 Vietnams schaffen. Der unbekannte Autor soll heute Papieraufpicker in unseren Grünanlagen, morgen mit einer Zusammenstellung seiner Ausbeute die *Nummer Eins* der Bestsellerlisten sein.

∞ Verfaßt um 2007

DDR

Vopo **Georg Gaidzik** (1921–53) fiel im Dienst. Am 17. Juni 1953 sind die drei DDR-Beamten (von der Volkspolizei und vom MfS) Georg Gaidzik, Gerhard Händler und Johann Waldbach zum Wachdienst in der Magdeburger Haftanstalt Sudenburg eingeteilt. An diesem Tag war, wie fast jeder weiß, in verschiedenen Städten der DDR, je nach Standpunkt, ein »Arbeiteraufstand ausgebrochen« oder aber vom Grenzzaun gebrochen worden. Was Magdeburg angeht, versuchte eine Gruppe von Aufständischen zwecks Gefangenenbefreiung das genannte Zuchthaus zu stürmen. Diese Leute besaßen ein paar Schußwaffen, die sie der Vopo entwunden hatten. Bei ihrem Angriff auf die Wachhabenden kamen die angeführten drei Beamten um. Der Älteste von ihnen war erst 33 Jahre alt. Wer im einzelnen schoß, ist teils umstritten, teils unbekannt. Verluste auf Seiten der ErstürmerInnen gab es nicht. Sie zerstreuten sich, als ein sowjetischer Panzer aufzog.

Im ganzen sollen die damaligen Unruhen 50 bis 70 Todesopfer gefordert haben. Es ist natürlich anzunehmen, daß sich unter den »Aufständischen« etliche Provokateure befanden. Wer sandte sie aus? Für die Linke besteht meist kein Zweifel: die AuftraggeberInnen konnten nur *CDU*, *CIA*, *RIAS Berlin* heißen – ein Rundfunksender, der die Unruhen kräftig schürte. Folgt man dagegen dem 2009 veröffentlichten Buch *Deutsche Daten* des aus der DDR stammenden Schriftstellers Friedrich Dieckmann, wurde der Aufstand von denen angezettelt, gegen den er sich richtete: Ulbricht und Semjonow. »Hochkommissar« Wladimir Semjonow vertrat damals die UdSSR und deren Armee. Sie alle hatten sich im ostdeutschen Volk unbeliebt gemacht, durch krasse Normerhöhungen und BesatzerInnengebaren etwa, hätten jedoch, so Dieckmann, durch Zugeständnisse keine Schonung mehr erlangt. Also mußte, wie üblich, ein massiver »feindlicher« Angriff von außen her (»westliche Provokateure!«), damit die Mannen um Ulbricht und Semjonow als Erretter der Nation auftreten konnten.

Den Hintergrund dieser Taktik gab für Dieckmann ein Kampf zweier Linien in der Sowjetunion ab, der die gesamte europäische Friedensordnung betraf. Eine Fraktion um den Geheimdienstchef Lawrenti Berija habe, mit Einvernehmen Winston Churchills, auf die Beendigung sowohl des (kostspieligen) »Kalten Kriegs« wie der deutschen Teilung, somit auf die Preisgabe der (kostspieligen) DDR gesetzt. Das war jedoch gar nicht nach dem Geschmack des Parteisekretärs Chruschtschow und der Roten Armee. Also konnte auch ihnen eine Gelegenheit, die Unverzichtbarkeit sowjetischer Anwesenheit in Ostdeutschland zu demonstrieren, nur willkommen sein. Der kräftig geförderte Aufstand wurde niedergeschlagen; Ulbricht saß wieder fest im Sattel; Berija wurde verhaftet und im Dezember 1953 erschossen; Adenauer (der »deutsche Einheit« immer nur als Lippenbekenntnis gekannt hatte) gewann die westdeutschen Wahlen im September 1953 haushoch – die deutsche Teilung war zementiert.

Nebenbei eröffnet Dieckmann, sonst ein guter Stilist, seine Aufsatz-Sammlung mit einem langatmigen Essay über den idealen deutschen Nationalfeiertag, der zu allem Unglück (der Essay) ähnlich fruchtlos geraten ist, wie ich Kohls ostdeutsche »blühende Landschaften« aus eigener Anschauung kenne. Zur Krönung verkündet Dieckmann, ohne uns auch nur ein Komma einer Begründung zu gönnen, in diesem Essay bestimmt: »Wieder andere werden einen Staats-, einen Nationalfeiertag schlechthin für überflüssig erachten. Wer das tut, erkennt mittelbar Staat und Nation für entbehrlich, was keine realistische Position ist; wir brauchen beide so dringlich wie Kooperation und Verflechtung in kontinentalen und globalen Bezügen.« Statt sich die Mühe dieses schlechthin überflüssigen Essays zu machen, hätte er genauso gut erklären können, ein Gestirn ohne Steueroasen sei undenkbar.

Ich will noch einen Blick auf die bald darauf (1961) errichtete Mauer werfen. Eins sollte klar sein: Hat es eine angebliche Volksrepublik nötig, ihre Bevölkerung gewaltsam am Verlassen des Landes zu hindern, weil sich diese Bevölkerung weder aufgrund der republikanischen Zustände noch aufgrund der Argumentation der republikanischen Regierung mit dem Dableiben anfreunden kann, sollte diese »Volksrepublik« ihren Laden lieber aus freien Stücken schließen, ehe sie zurecht in Verruf gerät. Von daher gibt es an den Todesopfern des DDR-Grenzregimes, möglicherweise über 1.000, nichts zu beschönigen.

Allerdings stelle ich es mir auch nicht angenehm vor, statt in der DDR in einer verschlossenen, dunklen Transportkiste zu ersticken. So erging es dem kleinen **Holger H.** Dessen Vater, früher schon bei einem Fluchtversuch über die Ostsee gescheitert, schlug nun den Weg über den Kontrollpunkt Dreilinden nach Westberlin vor. Ein Westberliner

Bekannter mit Lastwagen stellte sich, im Januar 1973, als Fahrer der Fuhre zur Verfügung. Der Vater kam in eine, die Mutter mit dem 15 Monate alten Holger in eine andere Kiste. Man hatte die Kontrollen schon fast durchstanden, als Holger zu brüllen anhub. Da es der Mutter nicht gleich gelang, ihn zu beruhigen, hielt sie ihm kurzerhand den Mund zu. Dummerweise litt ihr Holger zu dieser Zeit an einer Mittelohrentzündung und einer Bronchitis zugleich, sodaß er nicht durch die Nase atmen konnte. Der Lastwagen erreichte glücklich Westberliner Gebiet – aber mit dem erstickten Holger als Leiche.*

Unerschrocken betrachtet, hätte man freilich auch den vielen westlichen Demokraten das Maul zuhalten müssen, die sich über das grausame DDR-Grenzregime ereiferten, während sie mit ihrem Hintern krampfhaft den Deckel des bodenlosen Fasses drückten, in dem die niedergemähten PrärieindianerInnen, die ausgepeitschten Kongo-Neger, die totgeschlagenen Asiaten des britischen Empires, die Verbrannten aus Hiroshima, die abermillionen Toten verschiedener Algerien- und Vietnamkriege, die Opfer bundesdeutscher Polizeipistolen und so weiter ächzten. Allein an der Grenze zwischen Mexiko und den USA, die mit Zäunen, Mauern, US-Nationalgardisten und Abschiebegefängnissen gespickt ist, kommen jährlich, seit Jahrzehnten, zwischen 250 und 500 Menschen um. Hat sich da jemand entrüstet? Auf diese obszöne Doppelmoral weist Gert von Paczensky in seinem wichtigen Buch *Weißer Herrschaft* unentwegt hin. Man hätte unseren Faßdrückern ins Gesicht sagen müssen, sie seien »herzlose Mörder, Plünderer und Verschwörer, wie sie die Welt ihresgleichen noch nicht gesehen« habe. So Hartley Shawcross, britischer Chefankläger bei den *Nürnberger Prozessen* – auf die bösen Nazis gemünzt. Sollte das geflügelte Wort »Haltet den Dieb!« im Englischen keine Entsprechung haben? Von Paczensky knüpft sich auch wiederholt** die unzulässige »Vereinzigartigung« der faschistischen Verbrechen vor. Der Ausdruck stammt von mir. Sie hat genau die angedeutete ablenkende Funktion. Dazu empfehle ich meine Betrachtung »Die VerbrecherInnen sind mitten über uns«, siehe unter → Gewalt.

∞ Verfaßt um 2020

* Jens Bauszus, »Freiheit oder Friedhof«, *Focus*, 22. September 2014:

https://www.focus.de/politik/deutschland/25-jahre-mauerfall/erschossen-verblutet-oder-ertrunken-ddr-fluechtlinge_id_1865059.html

** Etwa S. 125, 159, 240 in der Ausgabe *Fischer-TB* 1982

Man könnte **Peter Sindermann** (1939–71), Sohn eines hohen *SED*-Funktionärs, einen ausgesprochen sportlichen Schauspieler nennen. Sein früher Tod ist jetzt 50 Jahre alt, und

wie es aussieht, wird dieser auch in den nächsten 50 Jahren ein Rätsel bleiben.

Sindermann war bis zuletzt am Landestheater in Halle engagiert, wo er auch wohnte. Der dunkelhaarige Florettfechter, Reiter und Flieger könnte manchen Westdeutschen, von Porträtfotos her, an den dortigen Berufskollegen Horst Buchholz erinnern. In der Tat wird Sindermann oft als »Frauenschwarm« bezeichnet. Er trat auch in zahlreichen Filmen auf, angefangen 1959 mit *Bevor der Blitz einschlägt*. Im übrigen war er von Jugend an Aktivist der *Gesellschaft für Sport und Technik (GST)*, in Nachschlagewerken meist als »paramilitärische Massenorganisation« ausgegeben. Die Nachrufe rühmen ihn als heiter und lebensbejahend, charmant und akrobatisch, witzig und hilfsbereit – und dies alles in einer schlanken Person.

Bei Sindermann selber kam die Stunde der Wahrheit am 17. Oktober 1971, als er in Halle-Oppin in Begleitung seines erst 18jährigen GST-Genossen **Günter Heley** ein Kleinflugzeug des Typs *Zlin* (aus der Tschechoslowakei) bestieg. Wahrscheinlich war Heley sein Flugschüler, denn dafür besaß Sindermann, inzwischen 32, neuerdings die erforderliche Lizenz. Die Traueranzeige der GST für die beiden »pflichtbewußten Genossen« wird wenig später etwas vieldeutiger versichern, sie seien »bei der Erfüllung eines Flugauftrages« umgekommen. Sie hätten sich immer mutig und leidenschaftlich für den Schutz ihrer sozialistischen Heimat eingesetzt.

Man hat es vielleicht schon geahnt: Kurz nach dem Start, noch an der Stadtgrenze der Großstadt Halle, wird der Unterricht durchkreuzt. AnglerInnen – die es womöglich genauso hätte treffen können wie etwa die BenutzerInnen der nahen Autobahn – sehen das von Sindermann gesteuerte* GST-Sportflugzeug ins Taumeln kommen. Gleich darauf vernehmen sie einen dumpfen Schlag. Sie vergessen ihre Beute und rennen hin. Die Maschine ist aus rund 300 Metern Höhe auf eine Wiese gestürzt. Flugzeug zerschellt; Insassen spätestens auf dem Weg ins Krankenhaus tot.

Natürlich spricht sich die »unglaubliche Nachricht« – so der Nachruf in der *Liberal-Demokratischen Zeitung* vom 21. Oktober – in Windeseile herum, zumal der Pilot ein Sohn des langjährigen allgewaltigen SED-Chefs des Bezirks Halle Horst Sindermann war. Dieser Mann war gerade erst noch höher aufgestiegen, nämlich nach Ostberlin, in den Vorstand des DDR-Ministerrates. Rudel von ErmittlerInnen der Polizei und der *Stasi* rücken auf der Unfallwiese an. Aber sie sind ratlos oder geben sich jedenfalls so. Sie finden nicht einen Anhaltspunkt für Feindeinwirkung, etwa Sabotage oder Spionage. Selbst die bekannten schnöderen Unfallursachen schließen sie Stück für Stück aus. Sindermann galt als erfahrener Flieger. Das Wetter war gut. Beide Piloten standen nicht unter dem Einfluß von Drogen, Krankheiten, Lebensmüdigkeit. Das Flugzeug selber wies ebenfalls keine

technischen Mängel auf, wird jedenfalls behauptet. So werden die Ermittlungen nach zwei Monaten eingestellt. Der Abschlußbericht* spricht verwaschen davon, die Maschine sei über dem Kanalgebiet »in eine unklare Fluglage geraten«. Beim Kurvenflug mit verringerter Geschwindigkeit hätten die Piloten jähes Trudeln nicht mehr verhindern können. Das sind Berichte, gut für zahlreiche Gerüchte.

Seltsamerweise, wie ich finde, übergehen fast alle mir zugänglichen Quellen Sindermanns persönliche Verhältnisse. Nur *Wikipedia* erwähnt eine Ehefrau und einen Sohn des sportlichen Schauspielers, Micaëla und Andreas. Der Eintrag erweckt den Eindruck, diese Ehe habe beim Unfall nach wie vor bestanden. Das ist allerdings nicht der Fall, wie mir freundlicherweise ein Verwandter des Fliegers mitteilt. Danach war Sindermann in zweiter Ehe mit der Berufskollegin Jutta Peters verheiratet. In der familiären Traueranzeige wird sie als Jutta Sindermann-Peters angeführt. Mein Gewährsmann versichert auch, die Ehe sei glücklich gewesen – somit jedenfalls kein Selbstmordgrund. Eine solche Annahme wäre natürlich schon wegen des Mitsterbers reichlich waghalsig. Im übrigen erweist sich der Gewährsmann als loyal, wenn er dem Abschlußbericht sein volles Vertrauen schenkt und außerdem entschieden verneint, Funktionärssohn Peter Sindermann sei in seiner ganzen Laufbahn jemals unlauter begünstigt worden. Sicherlich hatte jeder *VEB*-Kantinenkoch zu Hause (oder bei der *GST*) sein Pferd und sein Sportflugzeug im Stall, gerade so wie in Willy Brandts Westdeutschland.

In dieser Hinsicht wäre es unter Umständen aufschlußreich, die Verhältnisse des Mitsterbers zu beleuchten. Aber für die Such-Roboter dieses Planeten ist ein »Günter Heley« noch weitaus unberühmter als ein Tabwa-Häuptling aus Sambia. Auch der Gewährsmann versichert, die Familie Sindermann hätte den jungen Mann nicht gekannt. Ob sie diesem Mangel vielleicht im Nachhinein abzuhelfen versuchte, habe ich lieber nicht gefragt. In der zeitgenössischen Presse taucht Heleys Name zwar durchaus auf, selbst im *Neuen Deutschland* – doch das war es denn auch. Man erfährt noch nicht einmal, was Könau Jahrzehnte später* ausgräbt: der 18jährige sei Elektrolehrling gewesen und habe den verhängnisvollen Unterricht genommen, weil er Flugingenieur werden wollte. Das scheint alles zu sein. Damit bleibt Heley beinahe so ein Rätsel wie das Unglück überhaupt. Damals, so steht zu befürchten, dürfte er einfach zu unwichtig für kostbaren Zeitungsspaltenplatz gewesen sein.

Sohn eines *KPD*-Funktionärs in Oelsnitz, Sachsen, studiert **Walter Tuchscheerer** (1929–67) zum Teil in Moskau, wird anschließend in einem Ostberliner Institut angestellt und leistet angeblich pionierhafte und wichtige Forschung zur Frühgeschichte der Marxschen Kritik der Politischen Ökonomie. Leider kann er sein Hauptwerk nicht vollenden, weil er bereits mit 38 stirbt, und zwar »nach kurzer Krankheit«, wie es bestenfalls hier und dort heißt. Das Werk wird aber, als Fragment, ein Jahr darauf, 1968, von seiner Ehefrau Gerda veröffentlicht, damit auch wirklich nichts umkommt.

Hier und dort drückte ich schon mein Erstaunen über die Tatsache aus, daß es auf diesem Planeten offenbar nichts gibt, das nicht in Berufung und Einkommen verwandelt werden könnte, sofern sich der Betreffende nur schlau genug anstellt. Jetzt sehe ich diese unzähligen WissenschaftlerInnenrücken, die sich über Tonnen an Büchern, Schnipsel und Notizen bücken, um die Welt mit Belanglosigkeiten oder jedenfalls ihrer persönlichen Variante der Variante der Variante zu beglücken. Biochemiker Erwin Chargaff verhöhnte bereits vor Jahrzehnten das unaufhaltsame Streben der Naturwissenschaften zur Spezialisierung, etwa um noch die Gliedmaßen eines Tausendfüßlers zu spalten und dadurch weitere 1.000 neue Arbeitsplätze und Doktoranden zu schaffen. Ähnlich grotesk geht es bekanntlich im Sport zu, wo kein Monat vergeht, in dem nicht eine neue »Disziplin« erfunden wird, die nur um Haaresbreite von der Mutterdisziplin abweicht. Aber was sage ich, es geht überall so zu, Sie können nehmen, was sie wollen. Das Stichwort »neu« verweist nebenbei auf die kapitalistische Warenproduktion, in die der Zwang zur »Innovation« geradeso eingebaut ist wie der Motor ins Auto und die Inflation ins Kreditwesen. Allerdings verweist es auch auf den gleichsam natürlichen Zug der Neugier, der wahrscheinlich schon in Neandertalhöhlen keimte. Mit den ersten Zeitungen wurde der Neuigkeitswahn daraus.

Vielleicht kommt uns die Gier nicht zufällig unter. Das Wesen des Menschen läßt sich ohne Zweifel unter etliche verschiedene Hüte packen – und einer davon heißt *Vergeudungssucht*. Der Mensch will nicht genügsam sein; er will nicht maßhalten – er will verschwenden. Da ist etwas Überquellendes in ihm, das sich an keinem Tier beobachten läßt. Er muß in einem fort opfern. Er opfert Zeit, seine Kinder, seine Gesundheit, sein Leben, um nur nicht auf der Stelle treten zu müssen. Niemals würde es einem Fuchs einfallen, einen Artikel über die Hutmode oder die Münchener Räterepublik zu verfassen, wo es doch schon viele tausend Artikel über die Hutmode und die Münchener Räterepublik *gibt*. Viele davon sind gut geschrieben, nur von einer geringfügig anderen Warte aus. Neu ist an ihnen nichts. Der Redakteur könnte einfach den Mutter-Artikel von

1922 ins Blatt rücken und das Honorar für den jüngsten Wichtigtuer einsparen. Aber dann brähe das Zeitungswesen oder das ganze Internet zusammen. Das will natürlich keiner.

Warum ist der Mensch so ungenügsam und rastlos? Warum opfert er so viel? Manche Autoren vermuten eine Quelle im Schuldbewußtsein des Menschen. Schließlich habe er sich durch irgendetwas die Vertreibung aus dem Paradies zugezogen, das bedrückt ihn, zumal er nicht weiß, durch was. Da ist sicherlich einiges daran. Es wäre mir freilich zu wenig, lediglich *einen* Gesichtspunkt anzubieten ... Alain betont (in seinem Buch *Die Götter*) den Stolz des Menschen. Weit entfernt von Beschaulichkeit, handle es sich beim Stolz um einen gereizten, unbändigen Drang, der durch Maßlosigkeit zu herrschen suche. Wahrscheinlich wird er von dem Übermaß angegriffen, das die Natur uns zeigt – und als Zorn ist er die Antwort darauf. Denken Sie nur an tosende Stürme und Flüsse, endlose Sandwüsten, Gebirgsmassive, Urwälder und das Gewimmel im Tierreich. Diese Üppigkeit demütigt uns und stachelt uns auf. »Sie entzündet in uns den Wunsch nach noch steileren Gipfeln, noch höheren Wogen, noch drückenderer Einsamkeit. Versuch es, All, ob du mich zwingst! Wir stürzen uns ins Wagnis der Besteigung, des Fluges, des Krieges, der gefahrvollen Forschung.« Das im Ansatz rein geistige Phänomen des Stolzes – dessen Gegenspieler für Alain das Mitleid darstellt, also eine Sache des Herzens – erkläre auch ein wenig »die Hölle des alten Mexiko, wo man das Hinschlachten von Tausenden von Gefangenen zum Fest erhob. Man gefiel sich wohl in Verschwendung, die den Menschen der Sonne oder dem Vulkan gleichstellen sollte, also eine Rache aus Schwäche, aber auch aus Stärke gegenüber der Natur, und ganz etwas anderes, als wenn das Tier tötet um zu fressen und sich dann einfach aus dem Staub macht.«

Vielleicht gibt es für unsere Neigung zur Verschwendung sogar eine Quelle, die vor aller Nahrungszufuhr liegt. In seinem wahrlich fetten Hauptwerk *Masse und Macht* – von dem Sie 4/5 getrost vergessen können – kreist Elias Canetti um den Willen zum Überleben. Einmal streut er den verblüffenden Hinweis ein, die Erbitterung, mit dem ein jeder diesen Kampf zu führen pflege, gehe bereits aus dem Umstand unserer Zeugung hervor. Während bei diesem Vorgang bekanntlich lediglich eine Samenzelle bis in die Eizelle dringt, bleiben ungefähr 200 Millionen andere Samenzellen auf der Strecke. Jedes neue Ich verdankt sich einem wahren Massaker. Vielleicht haben wir darin sogar die Quelle des allgemeinen Selbstbehauptungsdrangs. Das hieße, selbst im geringfügigsten Streit darum, wer in der politökonomischen Frage X recht habe, drücke sich der Wunsch aus, von den 199,99 Millionen anderen nicht untergebuttert zu werden. Genauso könnte man hier »natürlich« auch die Quelle der Kriege vermuten, die die Menschheit nie für

auch nur eine Woche zu führen unterläßt; das jeweilige »Vaterland« ist die eine Zelle, die den Sieg davontragen muß.

∞ Verfaßt um 2020

Ulbricht (DDR-Familie) Obwohl sie nur 1,45 Meter maß, wird Lotte Ulbricht, ursprünglich: *Kühn*, überall als »resolut« beschrieben. Nur ihrem zweiten Ehemann gegenüber, dem sie ihren berühmten Namen verdankt, spielte sie ihre Durchsetzungskraft, wie es aussieht, nie ernsthaft aus. 1921 war das gelernte Büromädchen aus unterstem proletarischem Hause (in Berlin) der *KPD* beigetreten. Lottes erster Ehemann Erich Wendt, auch schon hoher Parteikader, fiel im Moskauer Exil vorübergehend in Ungnade. Ebendort lebte sie seit 1938 mit Walter Ulbricht zusammen (Heirat erst 1953). Sie arbeitete in Moskau vorwiegend für die *Komintern*, wohl als Sekretärin und Setzerin. Mit der berüchtigten *Gruppe Ulbricht* 1945 nach Berlin zurückgekehrt, war sie zunächst ZK-Sekretärin der *KPD*, bald darauf die »rechte Hand« ihres Gatten, der übrigens auch nur auf 1,66 kam. 1946 adoptierten die Ulbrichts mit »Beate« (ursprünglich: *Maria Pestunowa*) das zweijährige Töchterchen einer ukrainischen Zwangsarbeiterin, die bei einem Luftangriff auf Leipzig ums Leben gekommen war. Lotte konnte aufgrund verschiedener Krankheiten keine Kinder bekommen.

Möglicherweise wäre die Bombe, von der seine Mutter in Sachsen getötet worden war, für das braunäugige, dunkelblonde Baby kein größeres Unglück als diese Adoption gewesen. Beim Berliner Ehepaar Ulbricht soll Beate das Musterkind in einer sozialistischen Musterfamilie abgeben – und gerät, mit tatkräftiger Hilfe der prominenten Eltern, zum genauen Gegenteil. Ihre zaghaften Versuche, dem Korsett dieser Rolle zu entkommen, und sei es durch Nylonstrümpfe, werden von den Ulbrichts streng geahndet. Zwei Liebschaften, die jeweils zu Ehe und einem Kind führen, hat sie der elterlichen Mißbilligung abzurufen. Im Testament ihres Adoptivvaters wird Beate nicht erwähnt. Nach dessen Beerdigung (1973) wird die hübsche knapp 30jährige, die keinen Studienabschluß vorzuweisen hat, offenbar auch von Lotte Ulbricht endgültig geächtet, wobei sich die Großmutter später immerhin um die beiden Kinder Beates kümmert. Wahrscheinlich kamen die Kleinen vom Regen in die Traufe. Ines Geipel zufolge* war Beate Ulbricht beim Tod ihres Adoptivvaters bereits dem Alkohol verfallen. Sie läßt sich scheiden, verliert verschiedene Arbeitsstellen und um 1980 auch das mütterliche Sorgerecht. Sie verwahrlost zunehmend und droht in der Psychiatrie zu landen. Im Herbst 1991, also im Zuge der »Wende«, gibt sie dem Boulevardblatt *Super* ein langes Interview,

weil sie dafür viel Geld bekommt. Wenig später, am 6. Dezember, wird die inzwischen 47jährige erschlagen in ihrer Wohnung in Berlin-Lichtenberg aufgefunden. Der Fall ist bis heute unaufgeklärt. Offenbar hatte es einen Streit in der Wohnung gegeben. Möglicherweise ging es, zumindest oberflächlich, um jenes Geld. Sicher ist: Lotte Ulbricht blieb der Beerdigung ihrer Adoptivtochter fern.

Somit stand das Leben des geretteten ukrainisch-sächsischen Babys wahrlich unter keinem guten roten Stern, wie man sagen könnte. Das soll sich bei ihrer Adoptivmutter anders verhalten haben. Almut Nitzsche behauptet in *FemBio*, Lotte Ulbricht sei ordnungsliebend (wie ihr Gatte) und unbestechlich und bis zum Tode überzeugte Kommunistin und auch »Verweigerin« der sensationshungrigen oder rachsüchtigen Presse gegenüber gewesen. Zwar soll sie die »Entmachtung« ihres Gatten durch Erich Honecker (1971) bitter getroffen haben, gleichwohl wurde sie steinalt. Sie starb 2002 in Berlin-Pankow mit 98 Jahren. Vielleicht wurde sie gerade von ihrer Bewunderung für ihren Walter aufrecht erhalten. Diese Bewunderung ist allerdings für Außenstehende nicht so leicht nachzuvollziehen.

Der 40jährige Reichstagsabgeordnete Walter Ulbricht floh 1933 nach Frankreich und gehörte der Pariser und später Prager Emigrationsführung der *KPD* an, bevor ihn die *Komintern* in den spanischen Bürgerkrieg warf, wo er, laut *Brockhaus*, als *Politischer Kommissar* unter den republikanischen Truppen tätig war, was ja durchaus seinem Naturell entsprochen hätte. Wolfgang Leonhard behauptet (1955), in dieser Rolle habe auch Ulbricht – siehe etwa den berühmten Kommissar André Marty! – an der »Liquidierung revolutionärer antistalinistischer Kämpfer« mitgewirkt. Einen Beleg für diese Behauptung gibt der abtrünnige Kommunist nicht. Vielleicht hatte er, statt mit Koestler, Gorkin oder gleich einem unmittelbaren Mitarbeiter der *CIA* zu telefonieren, im Januar 1953 die Titelgeschichte des *Spiegel* Nr. 4 gelesen. Sie verzichtete zwar auf von »Spanienkämpfer« Ulbricht hinterlassene Leichen, trug aber ansonsten durchaus dick auf. Danach richtete Ulbricht 1936 in Albacete (wo auch Marty wirkte) »nach dem Muster der *GPU* Vernehmungskeller« ein, »in denen er die als 'Trotzkisten' entlarvten Genossen mißhandeln ließ. Er ließ sie tagelang ohne Nahrung in fensterlose Zellen sperren, nächtelang verhören, viele Stunden in schrankartigen Zellen aufrecht stehen und mit Peitschen schlagen. Selbst Frauen wurden nicht geschont.« Allerdings haut sogar der linke Berliner Historiker und Journalist Manfred Behrend, gestorben 2007, mit einer Bemerkung in seinem 1997 veröffentlichten empfehlenswerten Aufsatz über den Spanienkrieg in dieselbe Kerbe, wobei er auf ein Buch von Patrick von zur Mühlen von 1985 verweist. Ulbricht habe sich um die Jahreswende 1936/37 »insgeheim« in Spanien

aufgehalten – »offenbar, um die Verfolgung von 'Trotzkisten' und anderen 'unzuverlässigen Elementen' deutscher Zunge bei den Interbrigaden vorzubereiten.«

Bemerkenswerterweise wird dieser Vorwurf nicht von Gustav Regler geteilt, falls ich es nicht übersehen habe. Immerhin war Regler in Spanien selber kommunistischer Politkommissar gewesen und läßt ansonsten (in seinen Erinnerungen *Das Ohr des Malchus*) kein gutes Haar an seinem ehemaligen Genossen Ulbricht. Dafür versichert er, vor dem Spanienausflug habe Ulbricht »Abweichler« oder auch nur »unsichere Kandidaten« gern durch die Methode des an die Frontschickens (oder der Drohung damit) »bekämpft«; schließlich zur illegalen Arbeit nach Deutschland eingeschleust, seien diese Leute, früher oder später, von linientreuen Genossen entweder eigenhändig oder durch einen Wink an die Kollegen von der *Gestapo* »beseitigt« worden. Der Exil-Chef sei mit einem phänomenalen Gedächtnis gesegnet gewesen, zumal was Personennamen anging. »Ulbricht führte die Liste seiner Opfer im Kopf wie alle *GPU*-Beamten.« 1938 wurde er denn auch nach Moskau berufen. Er starb 1973 mit 80. Schriftsteller Regler schildert Ulbricht schon von der Erscheinung her fragwürdig abschreckend – fragwürdig für Schriftsteller wie mich. Gegen Reglers Ulbricht war der Glöckner von Notre Dame ein Frauenschwarm. Kein Wunder, wenn so einer auch im Charakter nur ein rachsüchtiger, skrupelloser Fallensteller und »pedantischer Staatsanwalt« sein kann. Während Lenin noch gekämpft habe, habe Ulbricht ausschließlich spioniert. Er habe in jedem Menschen einen potentiellen Verräter gewittert – das lernte dann auch Merkels Kabinett von ihm. Trefflicher noch die folgende Bezeichnung, die Regler findet: »Ein *Professor Unrat* der Revolution, der Geschichte spielte und seine (übrigens präzise funktionierenden) Beamtenintrigen für machiavellistische Staatskunst hielt.« (Köln 1958, bes. S. 229–32)

Ulbrichts Ex-Mitstreiter Leonhard äußert sich in seinem schon angeführten bekannten Buch *Die Revolution entläßt ihre Kinder* kaum anders. »Unbelastet von theoretischen Überlegungen und persönlichen Gefühlen – ich habe ihn selten lachen hören und erinnere mich nicht, jemals bei ihm eine persönliche Gefühlsregung bemerkt zu haben – gelang es ihm meines Wissens immer, die ihm von sowjetischer Seite übermittelten Direktiven mit List und Rücksichtslosigkeit durchzusetzen.« Jede außerparteiliche anti-faschistische Initiative in der SBZ lasse Ulbricht im Keim ersticken. Und als besonderen Leckerbissen für das spätabendliche Bettgespräch Walters mit Lotte: Auch den Wunsch von Angehörigen der *Gruppe Ulbricht* nach Diskussion der Übergriffe sowjetischer Soldaten auf Frauen würgt der Boß gnadenlos ab. Dabei ging es also um Belästigungen und Vergewaltigungen, und damit auch um die Abtreibungsfrage. 2005 hob Leonhard in der *FAZ*, wie schon Regler in seinen Erinnerungen, Ulbrichts Organisationstalent, seinen Fleiß

und sein überragendes Gedächtnis hervor. Für alle anderen außer organisatorischen und taktischen Fragen habe der Staatschef kein Interesse besessen. »Kein Interesse für Bücher, für Literatur, für Gemälde, für Musik, nichts. Ich denke um Gottes willen nicht, daß jeder für alles Interesse haben sollte, aber vielleicht doch ein Schnippelchen von irgend etwas.« Lotte scheint es nicht gestört zu haben.

Entsprechen nur 10 Prozent von allem, was die sogenannte Öffentlichkeit dem »Diktator« Walter Ulbricht unterstellt, der Wahrheit, verkörpert er noch immer exakt jenen Typus PolitikerIn, den selbst viele Deutsche inzwischen zu hassen scheinen. PolitikerInnen sind *immer* schlecht, sie mögen in kapitalistischen oder kommunistischen Fähnchen, oder wie Fritz Erler in sozialistischen stecken. Wenn ich freilich eben befand, Lotte sei »überzeugte Kommunistin« gewesen – was heißt das denn, in Wahrheit? Es heißt, sie war eine autoritätshörige Kleinbürgerin, vermutlich verkrampft bis ins Mark, wie ihr großer Gatte auch. Von einem halbwegs befreiten, beschwingenden Menschen keine Spur. Damit empfehlen sich noch einige Bemerkungen zu der heiklen Frage, was man eigentlich von *Kommunisten* – und von *Antikommunisten* zu halten habe.

Die zumindest scheinbare antikommunistische Einheitsfront von Adolf Hitler über Konrad Adenauer, Kurt Schumacher (*SPD*), Wolfgang Leonhard bis zu Jutta Ditfurth und der Handvoll Anarchisten, die wir noch haben, ist eine große Bürde. Denn jenen »halbwegs befreiten, beschwingenden Menschen« wünschen alle außer der ehemaligen *Grünen*-Politikerin und den paar Anarchisten jede Wette *nicht*. Schumacher zum Beispiel wollte eine ärgerliche Konkurrenz um ArbeiterInnen-Stimmen vom Halse haben, die ihn vor dem Zweiten Weltkrieg sogar als »Sozialfaschisten« beschimpft hatte. Adenauer wollte keinen angesehenen Staatsmann Ulbricht neben – und schon gar nicht über sich. Alle wollten den freien Markt (statt des freien Menschen) – keinen »Ostblock«, der sich gegen das ungehemmte Geldverdienen stemmte. Also hieß es »die Roten« in den schwärzesten Farben zu malen – dabei waren sie gar keine Roten. Das ist das Schlimmste an diesem Phänomen. Indem sich die großen und kleinen Ulbrichts als überzeugte Sozialisten oder Kommunisten ausgaben, brachten sie die zwei oder drei guten Züge in Verruf, die sie ihrem System zumindest auf dem Papier angedichtet hatten: Gemeineigentum, Gleichheit vor dem Gesetz, internationale Solidarität der armen und entrechteten Schlucker dieser Welt. Nichts davon lösten sie in der Praxis ein, jedenfalls nicht ohne Pferdefüße, wie ich andernorts zeige. Stattdessen gelang es ihnen, auch die bekannten Ideale der Französischen Revolution, *Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit*, endgültig in Verruf zu bringen. Begonnen hatte das *in* der Französischen Revolution.

Möglicherweise habe ich hier und dort bereits auf die **Blaufichte** eingehackt. Ehemalige DDR-BürgerInnen kennen sie unbedingt, denn dort rahmte sie jede zweite Datscha ein. Nachdem wir 2003 in Waltershausen, zwecks Kommune-Gründung, das ausgedehnte Grundstück der *biggi*-Puppenfabrik erworben hatten, warf ich erst einmal unsere Motorsäge an. Ich hasse diese Fichtenart, die eigentlich, wie sogar *Brockhaus* weiß, in die nordamerikanischen Gebirge gehört. Mag sein, Lotte Ulbricht haßte auch den US-Imperialismus – die Blaufichte jedoch auf keinen Fall. Jede Importware, die den ostdeutschen Sozialismus westlicher aussehen lassen konnte, war willkommen. Und dies bereits *vor* der sogenannten Wende. Über diese, nämlich die Einverleibung der DDR durch Kohl, Vogel und Biermann, kann man sich gar nicht genug aufregen. Sehr wahrscheinlich bestand damals die letzte Chance, auf diesem Planeten eine vorbildliche größere anarchistische Republik zu eröffnen, ohne gleich über den Haufen geschossen zu werden. Eben in jener DDR, von der etliche Bananenfresser im Gefolge Biermanns 1989/90 nichts mehr wissen wollten. Gut so. Der Rest, vielleicht acht Millionen plus freundschaftliche Zuströme aus allen fünf Erdteilen, hätte dankbar ungefähr jene utopischen Konzepte verwirklicht, die ich inzwischen schon in mehreren Erzählungen dargelegt habe. Für Westberlin hätten wir Kohl den Bezirk Suhl abgetreten. Da hätte er immerhin etliche Kalibergwerke gehabt, zum Stillegen. Großberlin freilich hätten wir nach und nach ausgedünnt, wie ich es einmal am Beispiel Kassel vorführte. Man sieht bereits, der realistische Roman über die alternative DDR wäre noch zu schreiben. Dazu bedarf es allerdings historischer, geografischer, massenpsychologischer Kenntnisse, die ich leider nicht besitze und wohl kaum noch erwerben kann. Die einmalige Chance ist vorbei.

∞ Verfaßt 2018

Der DDR-Schriftsteller *Kurt Barthel*, genannt **Kuba** (1914–67), kommt im *Brockhaus*, vor allem wegen seiner umfangreichen »Parteidichtung«, nicht gerade gut weg. Allerdings wäre ich auch nicht verblüfft, wenn alte *SED*-AnhängerInnen mit dem Vorwurf zurückschlugen, der stets linientreue Genosse, zeitweise Erster Sekretär des Schriftstellerverbandes und zuletzt Chefdramaturg in Rostock, sei von einer westdeutschen antiautoritären Bande namens *SDS* um die Ecke gebracht worden. Die Sache kam so: Am 12. November 1967 hatte sich Barthel im Rahmen einer Gastspielreise mit dem Rostocker *Volkstheater*

und der Revolutionsrevue *50 Rote Nelken* auch im Zoo-Gesellschaftshaus zu Frankfurt/Main eingefunden. Hier erhoben sich unter den rund 1.000 Zuschauern Tumulte, die just der *SDS* angezettelt hatte, weil ihm das Gebotene, so der *Spiegel* 48/1967, zu zahm war. Dabei erlitt der 53jährige Spielleiter, der freilich schon länger krank gewesen sein soll, einen tödlichen Herzanfall.

Ich besitze sogar einen Auswahlband mit rund 70 Gedichten Kubas.* Und mehr noch, ich quälte mich hindurch. Kubas kommunistische Frömmigkeit ist wirklich starker Tobak. Trotzdem bereue ich die Lektüre nicht. Auf Seite 185 stieß ich erstaunt auf das einzige Gedicht, das mich nicht nur nicht folterte oder langweilte, sondern das ich nach wie vor überragend finde. Da es im Internet nur verballhornt auftritt, schadet es nichts, wenn ich es mitteile. Die Schrägstriche ersetzen Zeilenumbrüche.

>Sagen wird man über unsere Tage: / Altes Eisen hatten sie und wenig Mut, / denn sie hatten wenig Kraft nach ihrer Niederlage. / Sagen wird man über unsere Tage: / ihre Herzen waren voll von bitterem Blut. / Und ihr Leben lief auf ausgefahrenen Gleisen, / wird man sagen – / Und man wird auf gläsernen Terrassen stehn – / Und auf Brücken deuten – / Und auf Gärten weisen – / Und man wird die junge Stadt zu Füßen liegen sehn / und wird sagen: / Die den Grundstein dazu legten / wurden ausgelacht und hungerten, / und doch / planten sie und bauten und bewegten / Trümmersteine. / Und im überlegten Handeln / fluchten sie. / Ach, / zweifelten noch ihre eigene Kraft an. // Denn ein böses Erbe, / Krieg und Kriegsbetrug verwirrte ihren Sinn. // Doch den Kriegen folgte jene Zeit der Wettbewerbe, / und die Zeit der Wettbewerbe / war der Anbeginn.<

Ich kann in diesem Werk keine Spur von Beweihräucherung oder Großmäuligkeit entdecken. Es feiert das Durchhalten beim (angeblichen) Aufbau des Sozialismus auf nüchterne, berechnete, dazu noch einfallsreiche Weise. Es atmet ein mühsam errungenes Selbstbewußtsein, das mich keineswegs anwidert, vielmehr beeindruckt. Nun gut. Beim Verfasser persönlich mag sich das anders verhalten haben, sonst hätte er bei meiner Lektüre wohl eine bessere Erfolgsquote als 0,7 Prozent erzielt.

Wie ich dem Nachwort von Günther Deicke entnehme, stammte Barthel von einem Dorf bei Chemnitz, in dem die Armut zu Hause war. Die Mutter nähte in Heimarbeit Handschuhe, während er seinen Vater, einen Eisenbahnarbeiter und zuletzt Frontsoldaten, bereits verlor, als er selber erst sechs Monate alt war. Später wurde er sozialistisch gestimmter Malerlehrling. Aber da kam auch schon der Anstreicher aus Braunau ans Ruder. Kuba tauchte ab. Von da an war sein großer Halt offensichtlich die Partei. Jetzt hießen seine Väter Ulbricht, Stalin und dergleichen mehr. Vielleicht auch Alfred Kurella? Siehe bei → Scholochow.

Vielleicht hat *Brockhaus* eine haarsträubende Personalie aus dem Bereich faschistischer Euthanasie – der zielstrebigten Vernichtung »unwerten« Lebens – übergangen, weil es ihm unbekannt war. Oder er wollte die »sozialliberale« Entspannungspolitik gegenüber der DDR nicht gefährden. Oder er glaubte, zuviel Greuel auf einem Haufen (in 24 Bänden) sei für die BenutzerInnen ungesund. Die ostdeutsche Psychiaterin und Neurologin **Friederike Pusch** (1905–80), eine Offizierstochter, war laut Ernst Klee 1933 Parteimitglied, dann 1939 Oberärztin der Landesanstalt Brandenburg-Görden geworden. Dort leitete sie die *Kinderfachabteilung* – das sei das Tarnwort für Mordabteilung gewesen. »Schwachsinnige« oder »idiotische« Kinder wurden unter Täuschung der Angehörigen und Fälschung der Krankenakte ermordet, um »die Volksgemeinschaft« zu entlasten oder auch zum Teil, um der »Wissenschaft« dienen zu können, etwa der Hirnforschung. Die Waffen waren unterschiedlich Tabletten, Spritzen oder Unterversorgung. Zahlen Puschs Wirken betreffend werden nirgends genannt; Beweise liegen offenbar »nur« in Einzelfällen vor.* Pusch muß die Kaltblütigkeit in Person gewesen sein. Noch im Juli 1945, nach Einmarsch der Roten Armee also, habe sie »organisches Material« an das ausgelagerte Kaiser-Wilhelm-Institut für Hirnforschung in Gießen geschickt, heißt es bei *Wikipedia*.

Die Stur- oder Blindheit der neuen ostdeutschen Behörden war auch nicht ohne. Bei Kriegsende konnte Pusch ihrer »Arbeit« in der Landesanstalt Görden einfach weiter nachgehen. Ab 1947 wechselte sie ihre Arbeitsstellen mehrmals: Landesanstalt Neuruppin, Universitätsnervenklinik Halle, Neuropsychiatrische Abteilung der Poliklinik Blankenburg im Harz. »Nach dem 1968 erfolgten Eintritt in den Ruhestand war sie noch bis Ende der 1970er Jahre für die psychiatrische Beratungsstelle in Wernigerode tätig.« Die Frau war ein Glückspilz: sie wurde bis zu ihrem letzten Atemzug weder belangt noch auch nur verhört, behauptet *Wikipedia*. Zwar habe das *MfS* einmal Untersuchungen, die Pusch betrafen, angestellt, doch niemals irgendwelche Maßnahmen eingeleitet.

Nach der Webseite *T4-Denkmal* hatte es Pusch bis Kriegsende mit Unterstützung des Gördeners Anstaltsleiters Hans Heinze bis zur »Obermedizinalrätin« gebracht. Vielleicht ein guter Freund? In der SBZ/DDR sei Pusch nie behelligt worden, obwohl »belastende Zeugenaussagen« vorgelegen hätten. Dafür ist aber immerhin von Puschs Chef Heinze zu lesen, die sowjetischen BesatzerInnen hätten ihn für einige Jahre eingesperrt. Dieselbe Webseite** bringt ein Porträtfoto von ca. 1945, das die ungefähr

40jährige Rätin mit streng anliegender, durchaus schlicht wirkender Frisur zeigt. Man könnte glauben, sie sei eine Bäuerin gewesen – zwar leicht verhärtet, aber weder häßlich noch arbeitsscheu. Treffen freilich die Befunde zu, muß sie ein Ungeheuer gewesen sein. Das lief dann frei im Arbeiter- und Bauernstaat herum und durfte seinen Heilberuf ausüben, als wenn nichts gewesen wäre. Womöglich heilte es aber gelegentlich auch nicht.

∞ Verfaßt 2024

* Einige Belege gibt Michael Reuter 2015 am Beispiel des Staßfurter Kleinkindes Edith Schulz:

https://www.stassfurt.de/de/datei/anzeigen/id/11938,1065/edith_schulz.pdf

** <https://www.t4-denkmal.de/Friederike-Pusch>

Vor 60 Jahren verlor die DDR ihren berühmtesten Filmregisseur, **Slatan Dudow**, geboren 1903. Man dürfte zumindest seinen »proletarischen« Pionierfilm *Kuhle Wampe oder Wem gehört die Welt?* von 1932 kennen. Später, nach dem Exil in Frankreich und der Schweiz, ging der bulgarisch-stämmige, mit Brecht befreundete Kommunist nach Ostberlin und drehte für die in Babelsberg ansässige DEFA. Doch er war selber erst 60, als er eines feierabends unfallweise zu Tode kam. Hat ihn am Ende just die DEFA auf dem Gewissen, wie der Journalist und Filmexperte Ralf Schenk zu glauben scheint?

Im Sommer 1963 drehte Dudow im östlichen Brandenburg auf einem Gutshof Szenen seines Streifens *Christine*, der unvollendet bleiben sollte. Der Drehort, wohl Heinersdorf, lag bei Fürstenwalde/Spree. Ebendort hatte der 60jährige am frühen Morgen des 12. Juli 1963 einen tödlichen Autounfall. Einzelheiten nennt, soweit ich sehe, niemand. Schenk erläutert aber immerhin*, Dudow sei nach den anstrengenden Dreharbeiten »auf dem Weg nach Berlin« gewesen – »und weil die DEFA-Direktion ein paar Monate zuvor aus Sparsamkeitsgründen beschlossen hatte, personengebundene Chauffeure auf ein Minimum zu reduzieren, lenkte er seinen Wagen selbst. Neben ihm, dem vor Müdigkeit immer wieder die Augen zufielen, saß seine Hauptdarstellerin Annette Woska. Sie überlebte den Crash, lag Wochen im Koma, erfuhr auch danach lange nicht vom Tod ihres Regisseurs ...«

In einem Porträt aus einem gleichsam amtlichen Sammelband** über frühe führende DDR-Revolutionäre liest sich die Sache anders. Es stammt vom prominenten Drehbuchautor Wolfgang Kohlhaase. Danach war Dudow am Lenkrad eingeschlafen. Dies aber mitnichten auf dem Weg nach Berlin (gen Westen), vielmehr nach seinem recht nahen Häuschen in Saarow am Scharmützelsee, der südlich von Fürstenwalde liegt. Der Regisseur hatte dort eine Datscha, die er vor allem im Sommer gern nutzte. Mit »seiner

Familie«, wie Kohlhaase reichlich unbestimmt formuliert, wohnte er in Berlin-Pankow. Beide Domizile waren anscheinend nur gemietet. Aber der »blaue Mercedes«, von dem Kohlhaase spricht, war unmißverständlich Dudows Privateigentum. Zum Umgang mit dieser Limousine aus dem Westen teilt der Filmautor Einzelheiten mit. Zunächst sei sie von einem Fahrer gesteuert worden, den die *DEFA* stellte, dann von einem, den der Starregisseur aus eigener Tasche bezahlte. Schließlich habe er sich jedoch in den Kopf gesetzt, sie eigenhändig zu fahren. Er machte also den Führerschein und erfreute sich daran. Einen harmlosen Unfall, bei dem er im Winter gegen eine mit Streusand gefüllte Kiste fuhr, nahm der vierschrötige, untersetzte, wuchtige Filmkünstler offensichtlich auf die leichte Schulter. Dann kam der verhängnisvolle Julitag 1963. Kohlhaase poetisiert: »Der Tod hat sich hinter einen Baum gestellt, um ihn zu erwarten.« Der Sensenmann war schuld.

Die von Schenk bemühte anrührende Geschichte von der arglistigen *DEFA* verschmähte Kohlhaase. Überdies verzichtet er aber nicht nur auf Andeutung der örtlichen Verkehrslage – er übergeht sogar die im Koma gelandete Beifahrerin Dudows. Woska kommt bei ihm nicht vor. Das ist schon ein dickes Ding.

Theater- und Filmstar Angelica Domröse, geboren 1941, hatte als 17jährige ihren ersten Film unter Dudows Leitung gespielt. In ihren Erinnerungen*** bestätigt sie Kohlhaases Sicht auf den blauen Mercedes und Dudows Begierde, ihn unter seine Lenkrad-Regie zu zwingen. Sie behauptet zudem, der alternde Filmregisseur, der (laut Kohlhaase) schon immer zu Sarkasmus, Aufbrausen und Sturheit neigte, sei wiederholt durch die Führerschein-Prüfung gefallen. Aber darauf will ich nicht herumreiten. Eine recht befremdliche Tatsache erblicke ich zum einen darin, daß auch Domröse, wie Kohlhaase, ihre Geschlechts-, Alters- und Berufsgenossin Annette Woska kaltblütig unter den Tisch fallen läßt. Sie scheint sie nicht zu kennen – obwohl sie mit Kohlhaase befreundet war, der jede Wette um die Rolle Woskas als Beifahrerin wußte. Nebenbei ist Woska auch im Internet nahezu unbekannt; noch nicht einmal die Lebensdaten sind zu haben. *Wikipedia* erwähnt lediglich, aufgrund ihrer schweren Verletzung bei dem Unfall habe sie »lange Zeit nicht filmen« können. Später, nach ihrer Heirat mit dem Regisseur Dieter Roth, habe sie jedoch, nun als Anette Roth, noch in mehreren *DEFA*-Filmen mitgewirkt. Wo sie zur Zeit von *Christine* wohnte, verrät kein Mensch. Vielleicht ruhte sie sich zumindest streckenweise in der Datscha am Scharmützelsee auf dem Eisbärenfell aus. Man erfährt auch nicht, ob sie mit Dudow möglicherweise vor Fahrtantritt ein paar Gläschen Sekt auf das Ende der anstrengenden Dreharbeiten geleert hatte. Falls es Pressemeldungen gab, sind sie mir nicht zugänglich. Erfahrungsgemäß kein Verlust.

Halten wir uns an die Literatur. Nach Ausweis ihres wenig empfehlenswerten Buches schätzte Angelica Domröse, neben dem Alkohol, insbesondere Katzen, Uhren – und Autos. Zeitweise fuhr sie einen roten *Fiat*-Sportwagen, dann einen weißen *Porsche*. Von den vielen *VEB*- oder *LPG*-Arbeiterinnen, die Domröse von den Kinossesselreihen her anhimmelten, einmal abgesehen, konnten selbst zwei deftige Autounfälle ihre Vernarrtheit nicht verscheuchen. Einen baute ihr erster Ehegatte Jiri Vrstala, ein Clown. Den anderen hatte sie selber als Beifahrerin eines *DEFA*-Chauffeurs. Sie lag Wochen im Krankenhaus. Ob und wie jeweils Dritte zu Schaden kamen, geht aus ihren Erinnerungen nicht hervor. Vielleicht hatten die Dritten zufällig mehr Glück als Woska. Als das *Lübbe*-Buch entstand, um 2000, fuhr Domröse einen *Mini-Cooper*. Mal sehen, mit welcher Marke sie demnächst das Jenseits bewältigt.

An Dudows *Christine* war damals auch der 34 Jahre alte Schauspieler **Günther Haack** (1929–65) beteiligt, als Luftschaukelarbeiter Georgi und einer von etlichen Geliebten der titelgebenden Landarbeiterin. Dagegen war er nicht an Dudows Autounfall beteiligt. Das kam erst zwei Jahre später. Mit seinem 33jährigen Kollegen **Manfred Raasch** (1931–65) und wohl noch anderen DDR-Bühnenkünstlern saß er im Juni 1965 vor oder nach einem Auftritt im Bitterfelder Kulturhaus (die Quellen widersprechen sich) in einem Auto, das zwischen Delitzsch und Leipzig auf der F 184 verunglückte. Fahrer soll der »unter Alkoholeinfluß« gestandene Regisseur Hans Knötzsch gewesen sein, der deshalb später vor Gericht kam.**** Raasch und Haack erlagen ihren Unfallverletzungen. Raasch, unter anderem beliebter Sänger von sogenannten »Seemannsliedern«, hatte 1963 die Single *Die Liebe ist immer an Bord / ... dann ist mein Glück gemacht* herausgebracht, *Amiga* Nr. 4 50 406. Als Bundesverkehrsminister würde ich diese Scheibe gleich zwischen dem Autopiloten und der Innenraum-Überwachungskamera zwangsweise in alle Neuwagen einbauen lassen.

Im Gegensatz zu Filmzar Dudow konnte sich der gelernte Schlosser und Lokführer **Helmut Scholz** (1924–67) bis zum letzten Atemzug durch die Gegend fahren lassen, soweit sie umzäunt war. Als sein Chauffeur im März 1967 aus mir unbekannten Gründen Scholzens »schwere« und sicherlich einige Devisen fressende »Regierungslimousine«, so der hämische *Spiegel* (15/1967), an der Autobahnabfahrt Beelitz (südlich von Berlin) in einen »Trümmerhaufen« verwandelte, war Scholz erst 42 – und dennoch seit 1959 sowohl stellvertretender Generaldirektor der Deutschen Reichsbahn wie Vize-Verkehrsminister der DDR. Der schwerverletzte Fahrer des *Verdienten Eisenbahners* Scholz überlebte möglicherweise. Der Unfall soll sich nachts ereignet haben. Entsprechend sieht die Quellenlage aus.

∞ Verfaßt 2023

* Ralf Schenk: Artikel in *Filmdienst* 14/2003, präsentiert auf

<https://www.defa-stiftung.de/defa/publikationen/artikel/142003-der-mann-der-kuhle-wampe-drehte/>

** *Die erste Stunde*, Hrsg. Fritz Selbmann, Lizenausgabe im *Buchclub* 65, Ostberlin 1969, S. 103–13

*** *Ich fang mich selbst*, aufgeschrieben von Kerstin Decker, *Gustav Lübbe Verlag* 2003, bes. S. 74/75, 106 ff, 169, 175 ff

**** »Oberstes Gericht verwarf Berufung«, *Neues Deutschland* 25. Januar 1966

Im Sommer 1990 wurde der Jurist und Kapitalist **Detlev Rohwedder** (1932–91), ehemals Staatssekretär im Bundeswirtschaftsministerium und Chef des Stahlkonzerns *Hoesch*, zum Leiter der neugeschaffenen sogenannten Treuhandanstalt berufen. Ein knappes Jahr darauf war er tot. Der 58jährige Manager wurde am 1. April 1991 gegen Mitternacht mit einem Scharfschützengewehr erschossen, als er an einem Fenster seines Düsseldorfer Wohnhauses erschien. Viele BeobachterInnen halten diesen Mord bis heute für ungeklärt. Einige von ihnen teilen die Vermutung des Ex-DDR-Abwehrchefs Wolfgang Schwanitz*, der Treuhandchef sei am Ostermontag aus dem Weg geräumt worden, weil sein sanierungsfreundlicher Kurs (statt Privatisierung) höheren Orts nicht genehm war. Tatsächlich änderte sich unter Nachfolgerin Birgit Breuel sofort die »Abwicklungs«-Politik. »Binnen dreier Jahre konnte die Treuhand die ostdeutsche Konkurrenz ausschalten« – Rohwedders Ableben habe für einen beträchtlichen Konjunkturschub gesorgt. Trotz dieser bedenkenswerten Zusammenhänge wird das Attentat auf Rohwedder jedoch zumeist der *RAF* in die Schuhe geschoben. Angeblich sprechen dafür etliche von der Polizei gesicherte Spuren, darunter Patronen, die auf eine schon früher benutzte Tatwaffe der *RAF* verweisen.

Bei dieser Schuldzuweisung macht auch *Brockhaus* mit, wobei ihm vielleicht der geringe Abstand (1992) zugute zu halten ist. Ich persönlich will keineswegs ausschließen, die Untergrundgruppe sei in das Attentat verstrickt, ich verweise allerdings auf die bekannte Verstrickung der Geheimdienste mit ihr. Sie dürfte ungefähr so sauber (gewesen) sein wie gewisse »islamistische« Kampftruppen, die von der *CIA* gesponsert werden. Die meisten Quellen verschwenden weder einen Gedanken an die verbreitete Lust falsche Fährten zu legen noch streifen sie die hier genannten Bedenken wenigstens mit einem Hauch. Manche führen zur Abwechslung immerhin die *Stasi* als Alternative zur *RAF* ein. Für mich ist das Jacke wie Hose. Im Vergleich dazu stellt Karl-Peter Ellerbrocks trockener Satz in der *Neuen Deutschen Biographie* (Band 22 von 2005)** geradezu eine Labsal dar:

»Der Mord, dem R. zum Opfer fiel, wurde bis heute nicht aufgeklärt; der Presse wurde ein Bekennerschreiben der 'Roten Armee Fraktion' (RAF) zugespielt.«

∞ Verfaßt 2024

* Wolfgang Schwantz / Robert Allertz, »Die Fakten sprechen für uns«, *Junge Welt*, 6. Juni 2009

** online <https://www.deutsche-biographie.de/sfz107807.html>

Siehe auch → Achtundsechzig, Ritas *RUD* → Anarchismus, Gugelot (Warendesign) → Blüher (DDR-Fußballer) → Ehre, Ilja Ehrenburg → Spitzel (MfS) → Welskopf-Henrich (DDR-Autorin, Frauenrolle, Patriotismus) → Im Anhang *Ümmershand* Kap. 8 (patriot. Plakat)

Sollte sich die Kindheit des bekannten Liedermachers **Franz Josef Degenhardt** (1931–2011) ähnlich gestaltet haben wie die von Fänä Spormann, Viehmann Ronsdorf, Tünnemann Niehus, Zünder Krach und Sugga Trietsch, war sie gleichermaßen hart wie ergötzlich. Diese Arbeiterkinder um 13 sind die Helden von Degenhardts erstem Roman *Zündschnüre* von 1973, der unverkennbar in Degenhardts Geburtsort Schwelm (im südlichen Ruhrgebiet) angesiedelt ist.

Während der Kriegsjahre 1943/45 gab es in der Schwelmer »Unterstadt« offenbar eine größere Behälter- und Faßfabrik, der auch ein Lager für ZwangsarbeiterInnen angeschlossen war. »Meurischs Mauer« liegt genau dem Haupttor dieser Fabrik gegenüber, jedenfalls in Degenhardts Buch. Auf dieser hockend, hecken die genannten Helden ihre den Widerstand gegen das faschistische Regime befördernden Streiche aus. Zumeist handeln sie mit Billigung oder wenigstens zähneknirschender Duldung seitens der ihnen bestens vertrauten kommunistischen oder sozialdemokratischen erwachsenen Antifaschisten. Wenn sie heimlich Wehrmachtsbestände plündern, Güterwagen in die Luft fliegen lassen, verfolgte Pater oder Pianistinnen aus der Stadt schmuggeln, Botschaften überbringen, Spionage treiben, treten sie nur in die Fußstapfen ihrer Väter, die entweder an der Front stehen oder im KZ sitzen. Die Schule bleibt ihnen erspart: zerbombt. Sie kennen sich im Zerlegen von Pistolen aus und sprechen auch schon sachverständig dem »Schabau« zu, einem selbstgebrannten Schnaps des einheimischen Proletariats, der das rare Bier ersetzen muß. Gegen die ständig knurrenden Mägen wird unter Umständen das Fleisch eines von anderen gestohlenen Milchwagenpferdes organisiert.

In der Regel wissen die Jungen und das eine Mädchen (Sugga) um den unbestrittenen Anführer Fänä das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden. So wird dem abtrünnigen Lehrersohn Berti Bischoff die Schinderkarriere bei der Hitlerjugend durch

einen Denkkarte vergällt, der sich dessen Leidenschaft für Fußballspielen sowie die Knappheit an echten Lederbällen zunutze macht. Angelockt vom Köder, eilt Berti aus dem Haus, läuft schon von weitem an – und tritt auf dem Rasenstück gegen eine mit Gelb und Schwarz (für die Nähte) erstklassig angemalte Eisenkugel. Als er mit dem Schrei eines »angestochenen Jungbullen« zusammenbricht, kommentiert Viehmann Ronsdorf: »Na na, ein Hitlerjunge weint doch nicht.« Bertis Fuß kam in Gips, womit sich das Marschieren erst einmal erledigt hatte.

Der Roman endet mit dem Einzug der Amerikaner und der Rückkehr Heini Spormanns, Fänäs Vater, dem die Rote Armee lieber gewesen wäre. Degenhardt schreibt unverhohlen parteilich. Obwohl er (damals) der *DKP* nahesteht, bescheinigt ihm der *Spiegel* im Erscheinungsjahr, er habe »ohne nostalgische Verklärung« auf die Existenz eines Antinazi-Widerstands der »kleinen Leute« hingewiesen: »ein in der Literatur der Bundesrepublik immerhin seltener Fall.« Genauer gesagt, verehren die Eltern des »pubertierenden Partisanennachwuchses« Thälmann und Stalin. Die sowjetische Bündnispolitik wird bestenfalls milde kritisiert, die *KPD* in keiner Hinsicht angezweifelt. Der junge Pater Clemens erringt das Vertrauen und die Achtung der Bande, weil er sich »wie ein ordentlicher Arbeiter« benimmt. Werden Gezänk und Gemeinheit berührt, sind sie den »kleinbürgerlichen Elementen« des Arbeiterviertels zugeordnet – es sei denn, es handelt sich um »Verräter«. Dieser Zug des Romans ist eher der Idylle als dem Realismus verpflichtet.

Auch deshalb ist der beträchtliche Erfolg des Erstlings erstaunlich. Zwischen 1973 und 1996 sind die *Zündschnüre* in mehreren Verlagen, dabei zum Teil in zahlreichen Auflagen, zudem in drei Übersetzungen (finnisch, tschechisch, dänisch) erschienen. Allein *Rowohlt* druckte das Buch bislang (2010) in knapp 100.000 Exemplaren. 1974 wurde es durch Reinhard Hauff verfilmt. 1976 erschien der Text als Fortsetzungsroman in der sowjetischen Zeitschrift *Ausländische Literatur*. Laut *Spiegel* war diese russische Übersetzung reichlich zensiert. Das Erstaunen steigert sich, wenn man über die literarische Qualität des Erstlings nachdenkt. Degenhardt erzählt ihn in 25 in sich abgeschlossenen Episoden, dabei vorwiegend von der Warte Fänä Spormanns aus. Für den *Spiegel* macht er dies »unstilisiert, locker und immer jargonsicher«. Wird der Jargon freilich abgezogen, bleibt eine eher arme und wenig bildhafte Sprache. Das dürfte auch Heinz Ludwig Arnold so empfunden haben, obwohl er das Buch (in der *Zeit*) zunächst in unmittelbare Nachbarschaft von Mark Twains Geschichten um Huckleberry Finn und Tom Sayers rückt.

Später bemerkt Arnold, Degenhardt sei »kein raffinierter Ästhetiker« und lege »keinen Wert auf unterschiedliche Sprachbehandlung« seiner Figuren. So klingt die

höfliche Umschreibung eines Unvermögens. In der Tat sind Degenhardts Figuren – ob Kinder oder Erwachsene – überwiegend austauschbar. Sie haben kein Innenleben und kaum Konturen. Das betrifft auch die Art ihres Auftretens und sogar ihre Erscheinung. Eine geballte Ausnahme findet sich gegen Ende des Buches, wenn Niehus/Fuchs‘ Hochzeitsfeier geschildert wird – und es für des Autors Reue etwas spät ist. Hier läßt er Fänä sämtliche anwesenden Leute »begucken« und der Reihe nach (»wie ein ordentlicher Arbeiter«) über eine ganze Seite hinweg beschreiben. Selbst mit Schilderungen der Schauplätze, etwa Wohnungen, Gassen, Grotten im nahen Berg, ist Degenhardt nicht sehr freigiebig. Das geht auf Kosten der Anschaulichkeit und der Atmosphäre. Wenn Arnold Degenhardts »Charakterisierung des Milieus« dennoch für gelungen hält, dürfte es damit zusammenhängen, daß Arnold es aus eigener Anschauung kennt, wie er in seinem Artikel erwähnt. In solchen Fällen hat man es trotz der Lücken oder Unschärfen im Text vor Augen.

Sagte ich *man*? Hinsichtlich der Rolle der Frau verfährt Degenhardt widersprüchlich. Einerseits stellt er zurecht die Tapferkeit und die Verdienste der proletarischen Mütter heraus, die ja überwiegend des männlichen Beistandes beraubt waren. Mit Oma Berta Niehus, der zur verspäteten Hochzeit eine frische Schweinehälfte besorgt wird, schafft er fast eine im Rollstuhl thronende Johanna der Schlachthöfe. Andererseits teilt er seiner Bande lediglich eine Mitstreiterin zu, Sugga Trietsch also. Mehr als das fünfte Rad am Wagen darf freilich auch sie nicht spielen. Sugga hat sich stets mit untergeordneten Aufgaben zu begnügen. Wichtig wird sie eigentlich nur – der klassische Fall – weil sie die Braut des Bandenführers ist. Dabei wirkt die Liebesbeziehung zwischen Sugga und Fänä ausgesprochen abgeklärt. Gefühle scheinen auch dann nicht im Spiel zu sein, wenn die beiden knutschen oder vögeln.

Die Grundhaltung dieser Kriegskinder ist überhaupt ein stoischer Pragmatismus, der ihnen möglicherweise aus »Meurischs Mauer« in die Unterwäsche gekrochen ist. Hadern, träumen, schmachten sieht man Degenhardts Kinder nie. Sie sind auch nie verstört, wütend oder albern. Jedenfalls die Kinder aus seinem Buch nicht. Er selber hatte drei.

∞ Verfaßt 2011

Demokratie

Gewaltmonopol des Staates Seine Beschwörung durch sämtliche »demokratische« Regierungen ist zunächst verlogen, weil sich diese merkwürdigerweise stets mit dem Streichholz-, Zucker- und Zeitungsmonopol verbündet wissen. Die Staatenlosen dagegen stellen immer ökonomische Niete dar – oder umgekehrt. Mit anderen Worten: eine sehr wesentliche Gewalt wurzelt bereits im Privat- wie im Staatseigentum an Produktionsmitteln und Ländereien, von dem bekanntlich viele Menschen ausgeschlossen sind. Auf dieser Ebene hat sie mit Polizeiuniformen noch keinen Zipfel zu tun. 2010 rutschte dem bayerischen Ministerpräsidenten Horst Seehofer (CSU) eine Bemerkung heraus, die es vermutlich nie in die Geschichts- oder Soziologiebücher bringen wird. Mit Erwin Pelzig, dem Chef einer beliebten Unterhaltungs-Sendung des ARD-Fernsehens, über Demokratie plaudernd*, räumte Seehofer etwas verlegen ein: »Diejenigen, die entscheiden, sind nicht gewählt; und diejenigen, die gewählt werden, haben nichts zu entscheiden.«

Maßgeblich sind diskrete Machthaber wie Josef Ackermann von der *Deutschen Bank* – oder wie Kurt Freiherr von Schröder, der 1921, durch eine günstige Heirat, Teilhaber des Kölner Bankhauses *J. H. Stein* geworden war. 12 Jahre später, am 4. Januar 1933, lud dieser Schröder Papen und Hitler zu einem kleinen Nachtimbiß ein. Nur VerschwörungstheoretikerInnen behaupten, dabei sei der Sturz der Regierung Schleicher erörtert worden. Mehr zu ihm findet sich unter → Recht, Schreck. Diese diskreten Machthaber, zunehmend auch Machthaberinnen, stehen nie zur Wahl. Ihr zusammengekauft oder erbmäßig erschlichenes Kapital genießt päpstlichen Segen und den amtlichen Schutz ewig verhangener Denkmäler. Gegen ihre multinationalen Verflechtungen ist der Staat ein Kartenhaus. Prompt ist dieser so freundlich, ihnen unablässig Zinsen für Kredite, einen »Öffentlichen Dienst« nach dem anderen und neuerdings auch milliardenschwere »Rettungspakete« in den Rachen zu schmeißen. Davon geben sie dann wieder gnädig Kredite. Alle Details der entsprechenden Verordnungen und Verträge hält das Regierungspersonal wohlweislich geheim – auch vor den Pensionsberechtigten im Bundestag.

Die diskreten MachthaberInnen vernebeln die Welt durch ihr Gerede von »Wirtschaftlichkeit«, verstecken sich hinter kunstvoll verschachtelten Aktienpaketen, schicken bestochene ManagerInnen, MinisterInnen, GutachterInnen, RechtsverdreherInnen vor und lassen jede Sozialkritik von einem Bertels- oder Diekmann als »Verschwörungstheorie« verhöhnen oder als »Gutmenschentum« durch den Dreck ziehen. Und mit dem Pochen auf das »Gewaltmonopol« des »demokratischen« Staates gaukeln sie uns nebenbei vor, außerhalb von Polizei knüppeln und Maschinengewehren gebe es keine Gewalt. Doch der Staat selber übt diese bereits durch eine Bürokratie aus, die Tag für Tag

die Mußestunden, Hoffnungen, Lebenspläne zahlreicher kleinen Leute zerstört. Ein Pharmaziemanager übt sie verheerend aus, indem er bestimmte Pillen, die in Afrika recht nützlich wären, mangels »Gewinnerwartung« nicht produzieren läßt. Ein Lehrer kann einen Schüler allein durch schlechte Benotung zu chronischem Asthma oder in den Selbstmord führen. Der Bürger terrorisiert sein Kind, ohne jemals auch nur eine Ohrfeige zu bemühen. Vorwürfe unter Freunden treffen wie Huftritte. Einer wirft den Schuh – und der andere, der ihn sich anzieht, nutzt die bekannte »Opferrolle« zu erpresserischen Zwecken.

Es war natürlich schon immer das Werk von Demagogen, »die« Anarchisten stets als Menschenfresser mit Sprengstoffgürtel zu malen. Leute wie Michail Bakunin, Alexander Berkman, Pjotr Kropotkin, Victor Serge stellen revolutionäre Gewalt unter hohen Rechtfertigungsdruck. Das nimmt zuweilen schelmische oder groteske Züge an. So verkündet Bakunin, jede Gewalttätigkeit zwischen freien nationalen Föderationen sei zu unterbinden – wohl mit Paketschnur oder mit Samthandschuhen. Unsere winzigen anarchistischen Kommunen haben dasselbe, übrigens schon von Orwell erkannte Problem. Wie gewährleisten sie die Befolgung des selbstgewählten Reglements? Werden Vereinbarungen hartnäckig mißachtet oder unterlaufen, können sie ja schlecht den üblichen »Druck« machen, indem sie Essensrationen kürzen, Büroschlüssel wegschließen oder Polizei ins Haus holen. Also bleibt ihnen nur, anders zu sanktionieren. Böse Zungen sprechen mitunter von Psychoterror, aber es ist *das andere Leben*.

Eine gewaltlose Menschenwelt ist undenkbar. Auch die Freie Räterepublik muß ihre Angehörigen vor »Rechtsbrechern« schützen. Auch der Kommunarde hat sein Kind daran zu hindern, auf die verkehrsreiche Straße zu laufen. Droht als Sturmschaden ein Baum in den Hof zu stürzen, fällt er ihn, obwohl erst in einer Woche wieder Plenum ist. Dort setzt er, wenn nicht beißenden Spott, seine Überzeugungskraft ein. Am liebsten führt er die Waffe der Aufrichtigkeit – die mitunter kränkt, gelegentlich auch tötet. Für dieses Spektrum der Gewalt hatte der ehemalige burmesische Bezirkspolizeichef und Spanienkämpfer George Orwell einen guten Blick. Deshalb stellte er 1947 (zu Tolstoi) fest: »Der Unterschied, auf den es wirklich ankommt, ist nicht der zwischen Gewalt und Gewaltlosigkeit, sondern zwischen der Neigung zur Machtausübung und der Abneigung dagegen.«

Versucht sich demnach ein überzeugter Anarchist den Drang zum Rechthaben und Herrschen abzugewöhnen, heißt das noch lange nicht, er werde bei jeder Zumutung auf Gewalt verzichten. Den Beitrag zum Weltfrieden leistet er so wenig wie Partisan und Pazifist es tun.

* Seehofer bei Pelzig am 20. Mai 2010, kurzer Ausschnitt: <https://www.youtube.com/watch?v=UBZSHSoTndM>

Übelchen Alles ist relativ. Mögen deshalb die Übel selbst das Ausmaß von VW-Geländewagen, Butterbergen, Atomkraftwerken, Ölteppichen, Hartz VII, Afrika, Schwarzen Löchern haben – alles halb so schlimm, weil sich immer noch größere Übel denken oder beschwören lassen. Schließlich soll das Universum unendlich sein. Somit sind wir mit *Hartz IV* noch gut bedient.

Da sie rein quantitativ operiert, greift die weltweit beliebte *Theorie des Kleineren Übels* in allen Bereichen und Gremien. Während sich rechterhand stets ein Buhmann findet, der mit der Kettensäge droht, gehen zur Linken die Hackebeilchen hoch. Diese werden uns dann als Erfolg im Abwehrkampf verkauft, ehe sie zur Kürzung unserer Renten dienen. Seitenwechsel ist erlaubt. Nach diesem Muster geben sich in unseren kapitalistisch verfaßten Demokratien seit vielen Jahrzehnten zwei bis fünf verschieden angestrichene Parteien die Türklinke des Staatsapparates in die Hand. Welche Schweinerei auch wer gerade ausheckt – mit Hilfe der Theorie des Kleineren Übels läßt sie sich rechtfertigen, ohne dem Stimmvieh schon für heute radikale Lösungen zumuten zu müssen. Nach dem marxistischen Gesetz des Umschlags der Quantität in die Qualität, an das zumindest die reformistische Linke glaubt, stellen sich die radikalen Lösungen irgendwann ganz von selber ein. Man muß nur emsig Reformen aneinander reihen, die zunächst einmal Linderung bringen. Lenke ich die Entrüstung auf uranhaltige Splittergeschosse, stellen meine herkömmlichen Gewehrkerne geradezu die Rettung vor jenen dar. Ein ziviler Arbeitsplatz an einem Fließband für Katzenfutterkonserven erhebt mich immerhin weit über das Niveau der Menschenfresserei. Die Grausamen sind die auf der Straße brüllenden Nazis – während unsere von einem makellos gekleideten Bundesverteidigungsminister befehligen Bomber weltweit »humanitäre Katastrophen« abwenden. Da unsere demokratischen Parteien ohne Nazis gar zu schlecht aussähen, wissen Verfassungsschutz und Polizei, wen sie zu decken und zu züchten haben. So läßt sich stets mit einem Superbuhmann drohen – und sei es mit dessen Verbot.

Wer darauf achtet, taumelt beim Studium der Geschichte von einem Übelchen zum nächsten. Der liberale Zeitzeuge Sebastian Haffner schreibt in seinen *Erinnerungen eines Deutschen*, die Regierung Brüning (Reichskanzler 1930) sei »im Effekt fast unentrinnbar zur Vorschule dessen« geworden, »was sie eigentlich bekämpfen« sollte. Der Kommunist Gustav Regler behauptet (in seinen Erinnerungen *Das Ohr des Malchus*) nichts anderes schon von Reichskanzler Wilhelm Marx (1926–28): »Sie nannten ihn *das kleinere Übel*; es

war eine erstaunlich dumme Losung, nicht aggressiv, nur selbstmörderisch. Sie verloren diese Schlacht, wie sie die von Kapp und Cuno verloren hatten.« Der Schriftsteller Lion Feuchtwanger und seine Gattin Marta wählen 1932 Hindenburg als das »geringere Übel«, wie Marta in ihren Erinnerungen (*Nur eine Frau*, 1983) kritiklos erwähnt. Die KPD – mit der beide sympathisierten – hatte immerhin zur Wahl von Thälmann aufgerufen, weil jede Stimme für Hindenburg den Krieg wähle. Am 30. Januar 1933 machte dann der neue Reichspräsident Hindenburg Hitler zum Reichskanzler.

Bald darauf – am 16. September 1935 – legt ein gewisser Joseph Goebbels in einer vermutlich intern gehaltenen Rede dar, warum davon abzuraten sei, den Gegner zu sehr in die Enge zu treiben. Brächten wir in der Propaganda zum Ausdruck, die Juden hätten überhaupt nichts mehr zu verlieren – »ja, dann dürfen Sie sich nicht wundern, wenn sie kämpfen. Wenn Sie ihnen aber eine Chance geben, eine geringe Lebensmöglichkeit, dann sagen sich die Juden: Wenn die jetzt im Ausland wieder anfangen zu hetzen, dann wird's noch schlimmer – also, Kinder, seid doch mal still, *vielleicht* geht's doch!« Zitat nach Wolf Schneider: *Wörter machen Leute*, München 1986, Seite 128.

∞ Verfaßt um 2010

Siehe auch → Anarchismus, Tauberbischofsheim (Privatsphäre) → Lüge → Mehrheitsdenken → Politik → Recht → Spitzel → Vertretung

Denkmäler

Während meinen letzten Westberliner Jahren (um 1990) wohnte ich in einem großen, ungewöhnlich menschenfreundlich verwalteten Mietshaus Ecke Kameruner-/Togostraße. Es war der Weddinger »afrikanische« Winkel. Er hatte sogar eine übergreifende *Afrikanische Straße* zu bieten. Mit diesem Winkel war die unverbrüchliche Freundschaft des deutschen Volkes mit allen Negern bekräftigt, wie man damals noch sagen durfte. Den tropischen, für Baumwolle und Kaffee günstigen Landstrich Togo an der westafrikanischen Küste hatte sich der deutsche Imperialismus 1884 unter den Nagel gerissen – nur zu »Schutz«-Zwecken selbstverständlich. 1914/16 kamen die Franzosen in seinen Genuß. Ja, hätten wir den Ersten Weltkrieg nur gewonnen, hätten wir diese Wachablösung verhindern oder wieder rückgängig machen können! So aber erklärten einheimische schwarze Bosse Togo im Jahr 1960 für unabhängig. Darüber wird heute noch gelacht: über

die Unabhängigkeit. Zu den ersten Großtaten jenes Jahres zählte die Errichtung eines, wie *Brockhaus* meint, »monumentalen« Unabhängigkeitsdenkmals in der Hauptstadt **Lome** (frz. Lomé). Das Lexikon bringt sogar ein Farbfoto.* Das wuchtige Stück ähnelt der verbreiteten und durchlöcherten Berliner Luftbrücke. Vermutlich war es sogar teurer als diese. Das wäre der volkswirtschaftliche, vielleicht lediglich untergeordnete Gesichtspunkt. Die Errichtung von fünf geräumigen Dorfgemeinschaftshäusern für dieselbe Summe wäre meines Erachtens beträchtlich sinnvoller gewesen. In der Hauptsache geht mir freilich auf, daß ich, als Anarchist, Denkmäler grundsätzlich aus sozialpsychologischen Gründen ablehnen sollte. Einen »Umsturzplatz« hier und dort könnte ich vielleicht noch verkraften. Aber bei Pferden und fäuste- oder computermassenschwingenden Zweibeinern hörs wirklich auf. Man kann Achtung vor verdienten Mitstreitern so wenig verordnen wie Revolutionen. Jeden Personenkult verabscheut der Anarchist sowieso. Nebenbei würden Denkmäler in Freien Republiken gegen meine wohlbegründete Abneigung verstoßen, den öffentlichen Raum, ob Marktplatz oder Birkenhain, bis zur Unkenntlichkeit zu verschandeln. In dieser Hinsicht bin ich ganz Umwelt- und sogar Luftschützer.

∞ Verfaßt 2016

* <https://www.bridgemanimages.com/de/noartistknown/independence-monument-lome-togo/photo/asset/3068707>

Dienstboten

Wie ich wohl schon andernorts einmal spottete, legt in Deutschland jeder Landstrich, der mehr als drei Maulwurfshügel zu bieten hat, darauf Wert, mit der Schweiz zu konkurrieren. Deshalb haben wir also im winzigen Städtchen **Buckow**, ein »Erholungsort in seen- und waldreicher Hügellandschaft« und »beliebtes Ausflugsziel« der rund 50 Kilometer weiter westlich Geschäfte treibenden BerlinerInnen, das Herz der *Märkischen Schweiz* zu sehen. Wer betucht genug dazu war, baute sich gleich eine Villa im Städtchen, oder wenigstens, wie Brecht und Weigel, ein geräumiges Ferienhaus unmittelbar am Ufer des Schermützelsees. Dort konnten sie sich dann von der anstrengenden Kraftfahrt über die löchrigen Landstraßen ausspannen, ehe sie die nächsten *Buckower Elegien* raushauten. Oder hatten sie vielleicht einen Chauffeur? Ich bin im Moment gar nicht sicher. Ich vermeide es eigentlich seit vielen Jahren so gut es geht, mich in die näheren Verhältnisse angeblich bedeutender Geistesgrößen oder KlassenkämpferInnen zu knien, um mir in dem Gedränge, das bei denen herrscht, keine Beulen oder Kotzgefühle zu holen.

Aber bei Brecht darf man wohl zumindest sicher sein: Hatte er keine LohnkutscherInnen, dann doch jede Menge Regieassistenten und Frauen, die den Wagen notfalls schoben.

Was richtige »Dienstboten« angeht, kann ich sogar aus dem Stegreif einige moderne SchriftstellerInnen aufzählen, die keine Skrupel, dafür jedoch das Geld hatten, sich Hauspersonal zu halten: Ludwig Tieck, Gerhard Hauptmann, Lion und Marta Feuchtwanger, Beauvoir/Sartre, Zuckmayer, Kasimir Edschmid, Leonhard Frank, nicht zu vergessen das Ehepaar Monica und Peter Huchel in der bis 1990 angeblich sozialistischen DDR. Selbst der unablässig um Geld flehende Robert Musil hielt auf Personal. Konsequenter empfängt auch dessen *Mann ohne Eigenschaften* in seinem »niedlichen« Wiener Schloßchen nur BesucherInnen, die sein Butler eingelassen hat. Die Soziale Frage wird in dem Wälzer so üppig behandelt wie im Alten Testament der Pazifismus. Anders bekanntlich Karl Marx – der sich im Verein mit seiner Gattin Jenny, zunächst in Brüssel, unter anderem eine Köchin gehalten hatte, die von einem saarländischen Tagelöhner, Ackerer und Bäcker abstammte und zu allem Überfluß auch noch Lenchen Demuth hieß. So schaffte das Ehepaar Marx kostbare Arbeitsplätze. Kern der sonstigen Rechtfertigungen für dieses schäbige Verhalten stellt natürlich das bekannte kommunistische Credo dar, der Zweck heilige die Mittel. Begabten Genies wie Marx und Brecht sind die Hände für ihre epochale Aufgabe freizuhalten, das Gesetz von *Lohn, Preis und Profit* und John Gays *Beggar's Opera* zu entdecken. Versinken sie irgendwann, etwa 1989/90, im Sumpf, können sie sich ja am eigenen Zopf oder Bart wieder herausziehen.

Übrigens hatte auch Orwell, der manchen als halber Anarchist gilt, keine fleckenlose Weste. Michael Shelden versichert uns: »Ein Diener kümmerte sich nur um seine Kleidung und machte sein Bett, ein anderer machte sauber und leerte den Nachttopf, und ein dritter bereitete die Mahlzeiten zu.« Natur- und detailgetreuer könnte es kaum geschildert werden. Vielleicht färbte hier der Beruf seines Gegenstandes auf den Biografen ab. Orwell hielt sich damals – als junger Mann – für fünf Jahre im Dienste des Empires in Burma auf, wo er es bald bis zu einer Art Bezirkssheriff brachte. Er schrieb noch schlecht, war aber im gehobenen Polizeidienst. Als er dann gut schrieb, leerte er seinen Nachttopf immer eigenhändig.

Was mich selber angeht, stand ich zuletzt, 2003–6, in Diensten der hiesigen Puppenfabrikkommune, wo ich unter anderem das Amt des Müllbeauftragten bekleidete. Keiner stampfte die Tonne so gut wie ich, keiner warf die Gelben Säcke weiter. Bei deren geringem Gewicht erfordert das einiges Training; bei Gegenwind sollte man damit rechnen, daß einem ein Zacken aus der Krone bricht. Einmal wäre es in der Puppenfabrikkommune sogar fast zum Aufstand gekommen. Da der »routierende« Kloputzdienst

nicht gerade glänzend funktionierte, platzten P. und L. schließlich die Kragen. Sie verkündeten auf dem Plenum: »Wir übernehmen den Job fest.« – »Was denn, ihr wollt das immer machen?« – »Ja, sicher, machen wir gern.« Ein Sturm der Entrüstung folgte! Mit Klauen und Zähnen wurden Basisdemokratie und Rotationsprinzip verteidigt. Doch die beiden Kommunarden setzten sich durch. Nach einigen luxuriösen Monaten hatte dann auch der letzte seinen stürmischen Einspruch vergessen.

∞ Verfaßt 2014

Vom niedersächsischen Maler und Versschmied **Wilhelm Busch** (1832–1908) bringt *Brockhaus* ein hübsches, farbiges Blatt aus der weltbekannten Bildergeschichte *Max und Moritz*. Die beiden Lausbuben sägen gerade den Steg an, auf den sie Schneider Böck zu locken gedenken, damit er in den Dorfbach fällt. Ihre Vorfreude auf den Streich ist unübersehbar. Etwas spät fällt mir allerdings auf, daß sie bei dieser Anordnung doch einige Mühe gehabt haben müssen, nicht selber im Wasser zu landen. Sie stehen nämlich beide nahe des langen Schnittes, den Max gerade mit der Tischlersäge anbringt, *auf* der besagten, nicht durch Pfosten abgestützten Brücke. Somit drohen sie sich den berüchtigten Ast abzusägen, auf dem sie selber sitzen – sofern sie sich nicht im letzten Augenblick mit akrobatischem Sprunge an die Ufer retten. Eben diese Maßnahme könnte freilich auch vorzeitig für den Zusammenbruch des Steges sorgen. Damit wäre der geplante Streich ins Wasser gefallen.

Hier deutet sich an: möchte sie glaubwürdig sein, ist stilisierende, verknappende Kunst nicht so einfach. Immerhin stimmt bei Busch die Säge. Ich habe mir bereits als Raumaustattergeselle und Kommunarde oft gesagt, um die Erdnähe der SchriftstellerInnen sei es überwiegend kläglich bestellt. Die meisten könnten eine Tischlersäge wahrscheinlich noch nicht einmal halbwegs in der Lotrechten halten. Sie können uns reizende Sonette von Shakespeare über fürstliche Finsterlinge vorsingen, aber keine Sense dengeln. Ich erinnere auch an die Dienstboten. In dieser Hinsicht zielt meine Kritik keineswegs nur auf das Ausbeutungs- und Befehlsverhältnis, das immer gegeben ist. Vielmehr bedauert sie den entlohnenden Dichter oder Denker als entfremdetes Wesen. Alle diese wertvollen ding- und alltagsnahen Erfahrungen, die er seinem Personal überläßt, kann er nun nicht selber machen. Er entfernt sich vom Erdboden. Was Wunder, wenn er abgehobenes Zeug schreibt und uns vor allem mit seinen Seelenkrämpfen kommt – oder denen seines Hundes. Noch so ein Dienstbote.

Im übrigen fördert der Verzicht darauf, sich bedienen zu lassen, selbstverständlich die Unabhängigkeit. Die postmoderne Welt ist wahren Heerscharen von »Experten« und unabdingbaren Gerätschaften ausgeliefert. Als immer schlimmer empfinde ich dabei den Terror, den die IT-Branche mehrmals täglich auf mich einprasseln läßt, sobald ich meinen Laptop anschalte. Es ist der sogenannte alternativlose Terror, denn ohne mich diesem zu unterwerfen, wäre ich, in gesellschaftlicher Hinsicht, sowieso schon längst abgehängt. So lockt die IT-Branche mich Dummböck auf den einzigen Steg unseres globalen Dorfes.

∞ Verfaßt 2014

Dohn, Wolf (1878–1914), Reformprojekt-Chef in Dresden, beim Skilaufen in der Gegend von Chamonix (Walliser Alpen) verunglückt. Die berühmte »Gartenstadt« *Hellerau*, damals vor den Toren Dresdens, wurde 1909 vom lebensreformerisch gestimmten Möbelfabrikanten Karl Schmidt gegründet. Wichtiger Bestandteil waren Werkstätten und eine »Bildungsanstalt für Rhythmische Gymnastik«, später nur noch »Festspielhaus« genannt. Man wollte im Grünen arbeiten, wohnen und feiern – kurz, man wünschte sich einen jugendstiligen Winkel, in dem der Kapitalismus gesünder und schöner auszuhalten sei. Dazu bedurfte es natürlich der Unterstützung durch zahlreiche lebensfroh und neuartig gesinnte KünstlerInnen, und wer sie alle anwarb oder koordinierte, war Schmidts »rechte Hand« Wolf Dohn.

Der Berliner Kunstkritiker Karl Scheffler war mit Dohn befreundet. In seinem Lebensrückblick* schildert er Dohn, der in einem gelehrten Hause Neapels aufgewachsen war, als großzügig und draufgängerisch veranlagten Humanisten, dem offenbar ein »neues Griechentum« vorschwebte. Einen besonderen Narren hatte Dohn an dem französisch-schweizerischen Komponisten und Musikerzieher Jacques Dalcroze gefressen. Für ihn gab er beim Architekten Heinrich Tessenow die erwähnte »Bildungsanstalt« in Auftrag. Sucht man sich ein eher unvorteilhaftes Foto** dieses mit wuchtigem Säulenportal versehenen Gebäudes heraus, weiß jeder gleich: hier findet ein Unterricht hinter Gittern statt. Die heutigen Sachsen hätten es problemlos zu einer Besserungsanstalt für Corona-LeugnerInnen erklären können, doch es heißt, sie nutzten es wieder als Kunsttempel. Das ist womöglich im Sinne Schefflers, der merkwürdigerweise von einem »schlicht tempelartigen« Gebäude, andererseits jedoch von einem gewissen Hochmut der SchülerInnen, Lehrkräfte und bevorzugt Werkenden und Wohnenden spricht. Laut Scheffler gab es in Hellerau trotz aller lebensfrohen Kundgebungen zunehmend

Unstimmigkeiten, Cliquenwirtschaft und einen Machtkampf zwischen Dohrn und seinem Gönner, dem Möbelbaron. Den eigentlichen Niedergang des Projekts habe Freund Dohrn »zum Glück« nicht mehr erlebt. Nachdem es in der Weimarer Republik unaufhaltsam verwässert worden war, erkannten die Faschisten 1939 immerhin die Potenz des »Festspielhauses« und nutzten es als Polizeischule. Später zog die rote SU-BeschützerInnenarmee dort ein.

Für Scheffler lag Dohrns Skiunfall (mit 35) in den Alpen sozusagen auf der Linie der Verwegenheit des Freundes. Dohrn habe stets alles aufs Spiel gesetzt, nebenbei für Dalcroze auch sein ganzes Vermögen. Nach Thomas Nitschke*** war Dohrn am 4. Februar 1914 mit der Berliner Schauspielerin Mary Dietrich unterwegs. Unweit des Dörfchens Trient sei er einen 400 Meter langen, steilen Hang »bergab gerutscht und kopfüber gegen einen Stein gestürzt, wo er leblos liegen blieb.« Zuvor habe Dietrich, soweit Nitschke wisse, Dohrns Ehe »erschüttert«. Der Organisator hatte sich 1907 mit Johanna Sattler verheiratet, wohl eine Bildhauerin. Sie ging nach dem Bergunfall an seinen jüngeren Bruder Harald Dohrn. Von Dietrich, geboren 1896, heißt es, sie habe häufig für Theaterguro Max Reinhardt gearbeitet, auf den Scheffler übrigens nicht so gut zu sprechen war. Dietrichs Antifaschismus hielt sich anscheinend in Grenzen. Sie starb 1951 in den USA. Da der Bergunfall bereits Anfang 1914 stattfand, blieb Dohrn auf diese Weise nicht nur die Entscheidung zwischen den Damen sondern auch der Frage erspart, ob es sich beim Ersten Weltkrieg um eine gymnastische oder doch eher eine dynastische Übung handele, nämlich der Krupps und Stinnes‘ und deren ArbeitnehmerInnen. Jedenfalls führte die Übung zum Faschismus.

∞ Verfaßt 2021

* Karl Scheffler, *Die fetten und die mageren Jahre*, Leipzig 1946, S. 43–46

** https://de.wikipedia.org/wiki/Wolf_Dohrn#/media/Datei:Tessenow_lores.jpg

*** *Grundlegende Untersuchungen zur Geschichte der Gartenstadt Hellerau / Band 1 »Die Gründerjahre«*, Engelsdorfer Verlag, Leipzig 2005, bes. S. 153 und 170–72

Doppelmoral

Der deutsche Klassische Philologe **Hans Diller** (1905–77) war streckenweise sogar Mitglied der staatstragenden Partei. Das wird uns allerdings nicht im *Brockhaus* verraten. Diller sei 1937 Professor in Rostock, 1942 in Kiel geworden. Den Lehrstuhl in Kiel konnte er

günstigerweise bis zu seiner Emeritierung im Jahr 1973 halten. Ernst Klee* führt dazu eine Erklärung des Historikers Geoffrey J. Giles von der *University of Florida* an, gegeben in einem Sammelband über Akademische Karrieren unter Hitler, Berlin 1993: »Im Laufe der Entnazifizierungsverhöre leugnete Diller seine Parteimitgliedschaft und wurde infolgedessen wieder auf seinen Posten gesetzt.«

Hier war man also nachsichtig. Als Kontrast fällt mir dazu der Leidensweg des Hermann Auspitz ein, den Günther Schwarberg in seinen Erinnerungen streift.** Der Berliner Jude war Handlungsreisender, folglich alles andere als ein Akademiker gewesen. So hatte er in seiner Einfalt um Aufnahme in die *NSDAP* ersucht, von der er sich ein Ende seines Elends versprach. Nach wenigen Monaten wird er »enttarnt«, wieder hinausgeworfen und außerdem von der braunen Polizei aus Deutschland verbannt. Nun ist der nur 1 Meter 62 große Mann staatenloser Flüchtling. Er wird europaweit mehrmals eingesperrt und wieder abgeschoben, dabei in einem fort erniedrigt und krankgequält. Schließlich ist er nur ein kleiner Jude. Zur Krönung wird sein Antrag auf Unterstützung beim Berliner Entschädigungsamt nach Kriegsende mit der bössartigen Begründung abgeschmettert, durch jenen Aufnahmeantrag – den er auch noch verschwiegen haben soll – habe er sich nachweislich »zu den verbrecherischen Zielen der *NSDAP* bekannt und der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft Vorschub geleistet« ... Dazu merkte ich bereits andernorts an: Im Falle von angeklagten aktiven Nazis wurde bekanntlich genau umgekehrt befunden, aus ihrer Unterwerfung unter geltendes Unrecht dürfe ihnen kein Strick gedreht werden; gemäß ihrer nationalsozialistischen Gesinnung sei ihnen das Unrecht auch gar nicht als solches einsehbar gewesen. Dergleichen Einsicht wurde erst wieder ab 1989 verschiedenen Repräsentanten des finsternen »Unrechtsstaates« DDR abverlangt. Ekelhaft.

Auspitz wurde später gerichtlich mit einem dürftigen »Härteausgleich« abgespeist – dies aber nur, weil er sich die Erklärung abnötigen ließ, er werde zukünftig auf alle Entschädigungsansprüche verzichten. Demnach kommt es immer darauf an, wie stark oder schwach der Beschuldigte beziehungsweise Rechtsuchende und wie gut oder schlecht gelaunt der Richter beziehungsweise Behördenchef ist. Damit befinden wir uns auf dem leider viel zu selten geprüften Minenfeld der bekannten *Doppelmoral*, auf die ich in Kürze zurückkommen werde.

∞ Verfaßt um 2015

* Ernst Klee, *Das Personenlexikon zum Dritten Reich*, 2003, hier aktualisierte Ausgabe Ffm 2005, S. 111

** Günther Schwarberg, *Das vergess ich nie*, Göttingen 2007, S. 304–6

Den folgenden Absatz aus **Brockhaus** zitiere ich lückenlos, weil ich ihn ausgezeichnet finde. Es geht in dem Eintrag um: doppelte Moral, eine Ethik, die zur Bewertung einer bestimmten Handlung zweierlei Maßstäbe ansetzt, ausgerichtet danach, von wem oder in welchem Lebensbereich die Handlung begangen wird; z.B. je nachdem ob eine Person als Künstler oder als Bürger auftritt, ob eine bestimmte Handlung durch einen Mann oder eine Frau verrichtet wird, ob sie in das Privatleben oder die angeblich rigoreres Handeln zulassenden Bereiche der Wirtschaft oder der Politik fällt. Der Wechsel des Maßstabs wird mit dem Hinweis auf eine gewisse Eigengesetzlichkeit, die bestimmten Personengruppen oder Lebensbereichen zukomme, begründet. Das Motiv für eine d. M. liegt jedoch offensichtlich darin, den Spielraum der Handlungsmöglichkeiten, der durch die allgemein herrschenden sittlichen Werte, Gebote und Verbote begrenzt wird, zu erweitern, um auch eine Durchsetzung außermoralischer Sonderinteressen als gerechtfertigt erscheinen zu lassen.

Soweit das Lexikon. Die fehlende Erläuterung, je nach dem, ob der zu Beurteilende dem eigenen oder dem feindlichen Lager angehöre, kann man sich ja, nach meinem Auftakt mit Diller, leicht hinzudenken. Der Internetredakteur Jens Berger nimmt sich gerade* die »absurde« Rechtfertigung angelsächsischer »Luftschläge« gegen den Jemen vor. Jemenitische Huthi-Rebellen hatten verschiedene Frachtschiffe beschossen, die sehr wahrscheinlich Lieferanten Israels waren. Die USA, das UK und der Berliner Baerbock-Papagei gaben die Vergeltung dieses Beschusses als völkerrechtlich gedeckte »Selbstverteidigung« aus. Dabei waren sie selber (oder Schiffe unter ihrer Flagge) keineswegs »angegriffen« worden; sie konnten zudem kein UN-Mandat vorweisen. Sie haben also das Gewaltverbot des Völkerrechts ganz im Gegenteil mißachtet. Die USA träten das Völkerrecht zum x-ten Male mit Springerstiefeln, klagt Berger, und weder die Bundesregierung noch die Kommentatoren in den Leitmedien interessieren dies. Dort erwärme man sich immer nur dann für das Völkerrecht, wenn man Böswichten wie den Russen (im Donbaß) dessen Bruch vorwerfen könne. Also ebenfalls ein Feld für Doppelmoral, und zwar ein sehr beliebtes. Der *Brockhaus*-Eintrag weist übrigens auch schon auf die sogenannte »Staatsräson« hin, die neuerdings so gern bemüht wird, um die für den einzelnen Bürger geltende Ethik in die Mülltonne treten zu können.

Irre ich mich nicht, deutet Bergers Bemerkung zu den Leitmedien eigentlich an, daß die großen AnwenderInnen von Doppelmoral es immer weniger nötig haben, ihre unmoralische Haltung *überhaupt* noch zu rechtfertigen. Vielleicht mußte der Regierungssprecher nur deshalb von »Selbstverteidigung« faseln, weil zufällig ein letzter, gut ver-

kleideter aufmüpfiger Journalist an der Pressekonferenz teilnahm, den die Gorillas an der Eingangstür übersehen hatten. Die *Leidmedien* fühlen doch keinem Regierungssprecher mehr auf den Zahn. Sie sind zahmer als die von den Angelsachsen gefütterte Ziege Baerbock. Vielleicht kommt ein neuer Schub Rechtfertigungsdruck, wenn Wagenknecht Kanzlerin ist und ihr Parteijugendverband von ihr zu wissen begehrt, warum sie gegen bestimmte, neuaufgelegte *Rheinmetall*-Panzer wettere, nicht jedoch gegen die jüngsten, von jeder Ackerlebensgemeinschaft gefürchteten *Fendt*-Schlepper, obwohl diese offensichtlich viel höhere Hinterräder hätten. Ob sie am Ende mit zweierlei Maß messe ..?

Vielleicht darf ich mir noch einen Schwenk zu Vogelschwärmen und einem schrägen Vogel erlauben. Ob Tauben, Schwalben, Stare, sie sind stets darauf erpicht, von den lieben Genossen nicht zu sehr bedrängt zu werden. Sie hocken auf Drähten oder aufstehenden Scheunentoren und rücken sofort ein paar Zentimeter zur Seite, wenn einer zu aufdringlich wird. Sie achten auf Abstand. Im schlimmsten Fall fliegen sie weg oder kratzen dem Frechdachs die Augen aus. Mein Bekannter Ludwig kann ihnen das sicherlich gut nachempfinden. Verwickeln wir uns auf seinem Hof in ein spannendes Streitgespräch, messen wir fast den ganzen Hof aus, weil Ludwig immer sofort zwei oder drei Schritte zurückweicht, wenn ich zu heftig, zu körpernah auf ihn einrede. Oft hebt er sogar abwehrend einen Arm. Er braucht Abstand. Das schleppe er schon seit der Kinderstube mit sich herum, sagt er, bitte Nachsicht. Na gut. Sein Alter war ein Arschloch. Nur ist er selber auch eins. Kaum ist er nämlich einmal in meinem Häuschen zu Besuch, durchlöchert er die ganze Stubenluft mit neugierigen oder verstörten Blicken, starrt in meinen Wandkalender, befingert einen auf dem Tisch liegenden Brief, schlägt das oberste Exemplar meines Bücherstapels auf und fragt mich zu all diesen Dingen ein Loch in den Bauch. Was ihm völlig abgeht, nannte mein Großvater Heinrich Taktgefühl. Es steht freilich noch viel schlimmer, denn Ludwig scheint auch keinen Schimmer davon zu haben, was Doppelmoral ist.

∞ Verfaßt 2024

* Jens Berger auf <https://www.nachdenkseiten.de/?p=109555>, 16. Januar 2024

Siehe auch → DDR, Gaidzik (böse und gute Mauern) → Recht, Rückwirkungsverbot (dito Mauern)

In meinem Aufsatz über Liselotte Welskopf-Henrich erwähne ich den »befremdlichen Ehrenkodex der Prärieindianer« – dem die DDR-Autorin huldigt, weil er anscheinend

»voll auf der Linie« des Adolf-Hennecke-Sozialismus gelegen habe. Auch ihr sowjetrus-sischer Kollege Ilja Ehrenburg hat es, bei diesem Namen vielleicht kein Wunder, mit der **Ehre**. Im Zusammenhang mit dem Spanienkrieg (1936–39) führt er in seinen Erinnerungen die Bemerkung des republikanischen Kommandanten Grigorowitsch an, für uns sei »Ehre« ein altmodischer Begriff – hier jedoch, in Spanien, brauche man bloß die erste beste Bauernhütte zu betreten: »Der Mann ist Analphabet, aber was Ehre ist – das weiß er genau. Genauso gut wie ein alter Ritter ...«

Ja, was wäre sie denn, die Ehre? Bei Ehrenburg verraten es uns weder Grigorowitsch noch der Autor selbst. Das ist schade, denn in Wahrheit steht die Ehre bis zur Stunde in aller Welt so hoch im Kurs, daß zum Zwecke ihrer Erlangung, Wahrung oder Rettung die ungeheuerlichsten Opfer in Kauf genommen werden, von Ohrfeigen über grausame »Ehrenmorde« bis zur Verteidigung der Ehre der USA durch ganze Geschwader aus Bombern und Drohnen. Vielleicht verstand sich die Ehre für den UdSSR-Autor von selbst. Der Satz »Ich bin Spanier« fällt in dem betreffenden Buchkapitel auf jeder zweiten Seite. Offenbar vermählt sich Männerehre gern mit Nationalstolz. Auf der Prärie ist man eben »Dakota« gewesen, im Bezirk Erfurt *Die DDR, das sind wir*. So die Parole auf einem verstaubten 1.Mai-Plakat mit Rote-Fahne-schwingenden Werktätigen, das ich neulich im thüringischen Waltershausen auf einem Speicher entdeckte. Die Parole erinnerte mich peinlich an die Nazi-Losung *Wir sind Deutschland*, die Werbefachleute im »rotgrünen« wiedervereinigten Deutschland um 2000 gern wieder aufgegriffen haben. Alle stolzen Indianer oder Volksgenossen lieben ihr Territorium und verteidigen die darauf herrschende Freiheit bis zum letzten Blutstropfen. Allerdings waren die Franco-Faschisten nicht weniger »Spanier« als ihre anarchistischen Feinde – und liebten die Freiheit nicht. Nur die Ehre scheint sich durch sämtliche ideologische oder nationale Lager zu ziehen. Wahrscheinlich kann sie dabei auf eine Verwechslung von National- und Besitzerstolz mit Menschenwürde bauen. Während Würde jedem Menschen von Natur aus zukommt, kann sich der verbreitete Stolz auf unsere Besitztümer, je nach Geburt, Lage und Gelegenheit, an durchaus sehr verschiedene, zufällige Dinge und Phänomene heften, wie man vielleicht zugeben wird. Er ist vom jeweiligen Subjekt und dessen Launen abhängig. Wechselt meine Sympathie, wechselt oft auch mein Ehrgefühl. Nur ein Waltershäuser Fan von *Schalke 04* hat sein Haus auf Lebenszeit blau-weiß getüncht.

Der 1994 gestorbene Schriftsteller Bernt Engelmann dürfte der verdienteste Autor einer deutschsprachigen Geschichtsschreibung von unten sein, den wir zu bieten haben, aber selbst er sitzt in seinen Büchern dem Nebel des Patriotismus auf, den gewisse Sozialisten und Kommunisten hartnäckig als Rauchfahnen des Freiheitskampfes ausgeben.

Auch die DDR pflegte ja sogenannte »nationale Befreiungsbewegungen« blanko zu unterstützen, sofern sie nur fleißig die Grußadressen an Stalin oder Breschnew unterschrieben. Engelmann verbucht besonders alles, was in den Jahrzehnten um 1848 die »deutschen Einigungsbemühungen« befördern half, automatisch auf der »fortschrittlichen« Seite. Insofern war auch der erzreaktionäre Kanzler Fürst von Bismarck fortschrittlich, der die ankapitalisierten deutschen Zwergstaaten in die Marktgemeinschaft, das Dritte Reich und schließlich in die sogenannte Globalisierung führte. Der psychologische Umstand, daß bereits ein gefeierter Popanz wie »gemeinsamer Sprachbesitz« für Narzismus und Imperialismus anfällig macht, entging Engelmann genauso wie der Gesichtspunkt des Machtmißbrauchs, der durch Zentralisierung, Vergrößerung, Verschleierung immer besten Nährboden findet.

Kommen wir auf die Ehre zurück, die die Würde praktischerweise gleich mitmeint. Werde ich verachtet, benachteiligt, zum Abschluß freigegeben, *weil* ich Spanier bin, kann ich wohl zurecht das Gefühl haben, meine Würde stehe auf dem Spiel. Doch das gälte auch für anderes. Wenn es etwa hieße: weil er ein Außenseiter, weil er ein armer Schlucker, weil er ein Dünnhäuter ist. Hier fehlt es schlicht an Achtung vor dem Anderen. Er muß genauso wichtig oder unwichtig sein wie ich. Wir haben beide Würde. Soll ich ihn aber deshalb bewundern? Kann er beanspruchen, verehrt und bedient zu werden, weil er zufällig Spanier, 1,92 groß oder Entdecker von mehreren tropischen Schmetterlingsarten ist? Hätte er wenigstens den Knopf im Gehirn entdeckt, an dem man den Verehrungstrieb ausstellt! Jedenfalls rate ich davon ab, das Gefühl von der eigenen Würde an Ver- oder Entehrung zu koppeln. Vielleicht sollte das Wort Ehre der Selbstachtung vorbehalten sein. Sie könnte womöglich einmal auf dem Spiel stehen – wenn ich gegen mein Gewissen oder meine Überzeugungen verstieße. Aber auch sie sind immer noch *meine*. Es ist ein Teufelskreis.

∞ Verfaßt 2013

Der französische Lehrer und Schriftsteller **Louis Pergaud** (1882–1915) ist vor allem aufgrund seines angeblich großen Wurfes *La Guerre des boutons* berühmt (Der Krieg der Knöpfe, Paris 1912). Die deutschsprachige Ausgabe erschien bei Rowohlt ab 1964, darunter in der Reihe *rororo rotfuchs*, genauer 63.–70. Tausend April 1987. Befremdlicherweise sind sowohl die beiden Herausgeberinnen dieser Reihe als auch die *Knöpfe*-Übersetzerin (Gerda v. Uslar) Frauen. In Pergauds vielaufgelegtem und wiederholt verfilmtem Knüller, der die Feldzüge einer dörflichen Knabenschar ausbreitet, kommen Frauen nämlich bestenfalls am Rande vor. Die Mütter zetern; eine kleine Schwester darf gelegentlich

Knöpfe oder Schnallen annähen, falls es dem Feind einmal gelang, die Kleider der Knaben (aus Longeverne) zu plündern. Der Feind wohnt im Nachbardorf Velrans und besteht gleichfalls ausschließlich aus Knaben. Man trifft sich ziemlich regelmäßig zu Schlachten in einem nahen Busch- und Steinbruchgebiet. Nur der Feind ist übrigens hinterhältig, dumm und so weiter. Er war es schon immer, geht der Bandenkrieg doch auf eine uralte Zwietracht zwischen den beiden Dörfern zurück, die selbstverständlich gepflegt werden muß.

Die Warte des Feindes, der Velraner also, nimmt Erzähler Pergaud nie ein, aber einen von denen tauft er »Schiefmaul«, das sagt ja wohl alles. Gegen Buchende haben die meist siegreichen Longeverner unter einem Verräter zu leiden. Der heißt eigentlich Bacaillé, wird aber plötzlich »der Krummbeinige« genannt. Und selbstverständlich wird er dafür, den Velranern die Hütte und den Schatz der Longeverner ausgeliefert zu haben, tüchtig bestraft. Die 30 oder 40 Krieger der Longeverner dürfen den Gefesselten reihum mit Weidenruten auspeitschen, bis er blutet wie ein Schwein. Vorher hat er seinen Verrat »gestanden«: weil ihm seine Ex-Kameraden übelste Folter androhten. Man glaube nicht, die beiden Kinderbanden würden lediglich Krieg *spielen*. Die Weidenruten sind so echt wie die Steine, mit denen sie sich bewerfen, und wie die Knüppel, mit denen sie sich auf die Mützen hauen. Daß bei solcher Handgreiflichkeit noch kein Auge ausgeschlagen wurde, darf stark bezweifelt werden. Einem erwachsenen Betrunkenen spielt man den »Streich«, ihn im Dunkeln über dutzendfach im Dorf gespannte Seile stolpern zu lassen – erstaunlicherweise bricht er sich nicht den Hals. Man befließt sich also der Brutalität, die einem die Väter, Lehrer, Soldaten vormachen. Dabei geht es weder um Land- noch Geldgewinne, nimmt man die Knöpfe und Schnallen einmal aus. Diese wichtigen, erbittert umkämpften Kurzwaren zeigen übrigens schon schlagend das Nichtspielerische dieses Abenteuerbuches an. In der christlichen Jungschar um 1960 hatten wir Knaben bei den Geländespielen je nach Partei verschieden gefärbte Wollfäden ums Handgelenk gebunden, die »Lebensfädchen«. Wer sein Lebensfädchen verlor, weil sie ein Gegner abgerissen und eingesackt hatte, war »tot«. Bei Pergaud jedoch müssen es schon echte Knöpfe und Schnallen sein, die wirkliche Lücken reißen, wenn sie dem Feind zur Beute fallen, und die dann zu Hause mitunter für eine zusätzliche, wirkliche Tracht Prügel sorgen.

Vor allem aber rauben sie dem Besiegten, der nun ohne Knöpfe und Schnallen dasteht, beziehungsweise seinem Verein die *Ehre*. Um sie dreht sich alles, es ist der Lieblingsbegriff des Predigers von Militarismus und Clandenen Louis Pergaud. Der Knöpfe und Schnallen beraubt, hat man eine Niederlage erlitten, und da echte Longeverner keine Anzweiflung ihrer Vormachtstellung dulden können, muß Rache geübt

werden, Vergeltung. Trifft die Schmach gar Lebrac, ihren »General«, muß dreimal vergolten werden, da es selbstverständlich innerhalb der Vormacht noch einmal eine Rangordnung gibt. Pergaud macht sich nur selten die Mühe, sein nach all den von ihm aufgegebenen deftigen Schimpfwörtern stinkendes erzieherisches Programm ironisch oder satirisch zu verbrämen. Nebenbei leidet seine Darstellung an Längen und glänzt weder durch Anschaulichkeit noch durch Treffsicherheit im Ausdruck.

Dennoch ist Pergauds Botschaft unmißverständlich – und der riesige Erfolg dieser Erzählung wäre in der Tat eine Schmach, wenn er nicht normal wäre. Entsprechend normal kommt es mir vor, wenn Pergaud mit 32 in den Ersten Weltkrieg zog, binnen kurzer Zeit zum Leutnant aufstieg, aber schon im April 1915 im Rahmen von Gefechten bei Marchéville (Meuse) auf dem »Feld der Ehre fiel« oder verschollen ging.

∞ Verfaßt 2018 • [Siehe auch](#) → Welskopf-Henrich (DDR-Indianerfreundin)

Erkenntnis

Der österreichische Astronom **Egon von Oppolzer** (1869–1907) starb offenbar nicht im Dienst. Ein zeitgenössischer Nachruf* spricht von einer »Blutvergiftung, die er sich bei Arbeiten im Garten« zugezogen habe. Er war 37. Aus einer Gelehrtenfamilie stammend, hatte es Oppolzer (1906) zum Professor in Innsbruck und Gründer und Chef der dortigen Sternwarte gebracht. Er soll ein »feinführender, schöngestiger« Mensch gewesen sein, der neben der Malerei die Musik liebte, auch Umgang mit den Familien Wagner und Bruckner pflog. Wie sich versteht, rechnet man ihm einige Entdeckungen an, etwa der kurzperiodischen Veränderlichkeit des Asteroiden (433) *Eros*; dessen Lichtkurve lasse auf seine unregelmäßige Form schließen. Möglicherweise hat das den Professor der nicht-künstlerischen Sinnlichkeit nähergebracht, aber wohl kaum dem Rätsel des Universums.

Ich will meine Bedenken gegenüber der herrschenden Astronomie und Kosmologie kurzentschlossen umreißen. Vor gut 10 Jahren (am 21. Oktober 2010) war im angeblich kritischen Online-Blatt *Telepolis* ein Artikel über jüngste Entdeckungen des Weltraumteleskops Hubble zu lesen. Autorin Andrea Naica-Loebell leitete ihn mit der dummdreisten Feststellung ein: »Im Anfang war das Nichts. Alles begann vor ungefähr 13,7 Milliarden Jahren mit dem BigBang, dem mächtigen Urknall, aus dem heraus sich das Universum selbst entfaltete und ausdehnte.« Das überbietet die Autorin gleich noch durch den eingeklammerten Hinweis auf einen früheren Artikel mit der Überschrift »Das Universum

braucht keinen Gott«. Sie kennt die Bedürfnisse des Universums besser als ihre eigenen. Das Universum begnügt sich mit dem Zwerg BigBang, der sich dann »selbst entfaltet«. Woanders, wohl an *Brockhaus* angelehnt, heißt der Zwerg »ursprüngliche« oder »kosmologische Singularität«. Dieses gesichts- und bartlose Urstück pickte sich einen explosionsfähigen Tropfen Ursuppe aus einer geknetschten rostigen Coladose, die zufällig in seiner Reichweite lag, und damit ging alles los.

Sie können hinblicken, wohin Sie wollen: die berühmte *Theorie* vom Urknall ist binnen weniger Jahrzehnte so gut wie zur *Tatsache* geronnen. Die Theorie geht auf Georges Lemaitre zurück. Der Belgier hatte den »heißen Anfangszustand des Universums« 1931 »primordiales Atom« oder »Uratom« genannt, war er doch Theologe und Physiker zugleich. Man könnte diesen Anfangszustand genauso gut Naica-Loebell nennen. Mit welchem Grund? Die Gute setzt etwas voraus, das sich jeglicher Überprüfbarkeit entzieht, damit also unangreifbar wie Gott ist. Schon die Lässigkeit, mit der sie über 13,7 Milliarden Jahre verfügt, ist atemberaubend. Jochen Kirchhoff hat wiederholt den leichtfertigen Umgang der etablierten AstrophysikerInnen mit »monströsen Zeiträumen« angeprangert. Wenn etwa Einstein behauptete, die Merkurbahn vollziehe in drei Millionen Jahren eine vollständige Drehung**, halte er es offenbar für legitim, »den winzigen Beobachtungszeitraum, der uns zur Verfügung steht, ins Unabsehbare auszuweiten und den Jetzt-Zustand einfach in die Vergangenheit und in die Zukunft hinein zu extrapolieren.« Selbstverständlich habe das nichts mit Empirie zu tun; es sei pure Setzung.

Der Physiker und Autor Peter Ripota weist auf haarsträubende innere Widersprüche der Urknall-Theorie hin. Wenn aus dem Nichts in einem Augenblick etwas so Gewaltiges wie das gesamte Universum entstehen könne, widerspreche es allen Prinzipien und Gesetzen der Physik, ganz besonders dem Energieerhaltungssatz. Die Theorie der »kosmischen Inflation« – derzufolge das Weltall nach dem Urknall mit zunehmender Geschwindigkeit expandierte – entbehre nach den Formeln der Physik jeder Grundlage. »Keine Masse kann auch nur annähernd Lichtgeschwindigkeit erreichen, geschweige diese milliardenfach überschreiten.« Eine zunehmende Explosionsgeschwindigkeit mit wachsender Entfernung sei ohnehin absurd: woher nähmen die beteiligten Objekte die dazu erforderliche Energie? Bekanntlich verhalte es sich bei allen beobachtbaren Explosionen genau umgekehrt: die weggeschleuderten Teilchen werden langsamer.

Schließlich behauptet Ripota, in den Kugelsternhaufen um die Galaxien hätten sich inzwischen Sterne gefunden, die älter als unser angebliches Universum seien, nämlich zum Teil über 15 Milliarden Jahre alt. Aber hier beißt sich die »immanente« Kritik in den Schwanz. Jochen Kirchhoff hat überhaupt die Fahrlässigkeit beklagt, mit unseren

Milchstraßenmaßstäben (von Zeit, Raum, Masse, Energie dergleichen) *universell* zu hantieren. In diesem Licht sollte man auch der beliebten Angabe mißtrauen, unser Sonnensystem – und wir mit ihm – bewege sich auf seiner 220 Millionen Jahre langen Umkreisung des Milchstraßenzentrums mit einer Geschwindigkeit von 240 Sekundenkilometern fort. Woran will man so etwas denn messen? Also gut, wir rasen in einer Sekunde von Berlin nach Hannover, während wir Käsebrot kauen oder über den Käse von anderen lästern. Doch wir merken nichts davon. Irgendetwas scheint die Welt zusammen zu halten, ohne uns mit dieser Anstrengung zu belästigen. Wir können sogar schlafen. Der Gegensatz zwischen Ruhe (Festigkeit) und Bewegung gehört zu den seltsamen, ja beunruhigenden Grundzügen unserer Existenz.

Setzte ich vor ungefähr 55 Jahren meinen Physiklehrer mit der Frage in Verlegenheit, was eigentlich vor dem Ur gewesen sei, griff ich natürlich zu kurz. Denn das ganze Koordinatensystem unsrer Weltauffassungsgabe hängt in der Luft – was zahlreiche hochstudierte Köpfe mal unverschämterweise, mal elegant zu übersehen pflegen. Vorher und nachher sind so willkürliche Kategorien wie unten und oben. Sein oder Nichtsein stellt lediglich für ein Staubkorn namens Hamlet die große Alternative dar. Es sind ja völlig andere »Existenzformen« denkbar, die sich unserem auf Raumzeitlichkeit und Kausalität*** geeichtem Vorstellungsvermögen leider entziehen. Unser Problem ist unsere beschränkte Warte. Seit Gott abgewirtschaftet hat, steht uns kein verlässlicher Bezugspunkt außerhalb unsrer selbst zur Verfügung. Das könnte man im Zeichen des erwähnten Astroiden auch Selbstbefriedigung nennen, im Fachjargon Onanie.

Ähnlich halbherzig wie Ripota verfährt der Astrophysiker Hans-Jörg Fahr in seinem Buch *Universum ohne Urknall*, Heidelberg 1995. Er führt zahlreiche stichhaltige Einwände gegen die herrschende Urknall-, Rotverschiebungs- und Hintergrundstrahlungs-Kosmologie beziehungsweise -Theologie an und stellt sogar deren Universal-Meßlatten wie etwa »die Zeit« in Frage, doch er scheut einen konsequenten Abschied. Nähme er seine Kritik ernst, müßte er ja beispielsweise vorschlagen, mindestens neun Zehntel der gängigen abenteuerlichen »Forschung« auf kosmologischem Gebiet sofort einzustellen. Schließlich werden hier für buchstäblich nichts seit Jahrzehnten Gehälter und Geräte im Werte von sicherlich etlichen Milliarden Dollar verpulvert, mit denen man locker Afrika, Lateinamerika, Mexiko und die USA zusammengenommen vom Elend befreien könnte. Fahr findet jedoch, es müßten weiterhin Universen »konzipiert« werden, und seien es alternative, beispielsweise anfangslose, dynamisch-vitalistische. »Die Schöpfung muß unerschöpflich bleiben«, betet der Bonner Professor (auf S. 149), ganz wie der Topf mit dem Forschungsgeld. Nebenbei hat es für die Entlohnung eines Lektors

seines Werkes nicht mehr gereicht. Es wimmelt von Druckfehlern, Füll- und Fremdworten und der Konjunktion *daß* wie ein bereits stark expandiertes Weltall, hat aber nur 150 Seiten.

∞ Verfaßt 2021

* in der Prager »Naturwissenschaftlichen Zeitschrift« *Lotos* 11–1907:

https://www.zobodat.at/pdf/Lotos_55_0177-0179.pdf

** Irre ich mich nicht, ist die Drehung der ganzen Bahn in ihrer Ebene gemeint (Periheldrehung). Jochen Kirchhoff, *Räume, Dimensionen, Weltmodelle*, München 1999, S. 217/18.

*** Kein Geschehen ohne Ursache; gleiche Ursachen gleiche Wirkungen

Gute Dopamine zum bösen Spiel 2008 machten Professor Samuel Wang und Chefredakteurin Sandra Aamodt mit *Welcome to your Brain* viel Wind, es wurde gleich zum »Kultbuch« erhoben. Immerhin ist die Arbeit der beiden NeurowissenschaftlerInnen aus den USA erheblich besser geschrieben als Detlef Linkes *Das Gehirn* von 1999. Sie hat sogar einen trockenen Witz, der von Koestler stammen könnte.

Allerdings sind beide Werke dem *Positiven Denken* verpflichtet. Aamodt/Wang empfehlen es ausdrücklich als Mittel zur Steigerung unseres Glücksgefühls. Der Zustand und das Wohlergehen der Gesellschaft interessiert sie nicht. Jeder ist seines Glückes Schmied, und sei es auf Kosten des Nachbarn oder einer indischen Turnschuhnäherin. Rühmen Aamodt/Wang die Dopamin-Neuronen, die maßgeblich am Erlernen von Verhaltensmustern beteiligt seien, die positive Ergebnisse nach sich ziehen, laden sie neben dem Egoismus zum Opportunismus ein. Zeige ich Dritten gegenüber das erwartete Wohlverhalten, springt mein Dopamin-Spiegel gleich um drei Grad, denn Wohlverhalten wird augenblicklich belohnt. Deshalb soll man auch die Zuteilungen annehmen, die uns »von oben« gewährt werden – von Gott, Vater Staat oder einem Chefredakteur. »Glück ist zu wollen, was man bekommt«, zitieren Aamodt/Wang einen Spruch aus unbekannter Quelle. X. bekommt *Hartz IV*, Wolf Biermann das Große Bundesverdienstkreuz am Bande, Israel den Gazastreifen. Das bedeutet nicht, die Hände in den Schoß zu legen. Beispielsweise empfiehlt das Duo ein Training unseres präfrontalen Kortex, weil es unter anderem unsere Willenskraft stärken könne. »Gehen Sie deshalb mit Fleiß an heikle Aufgaben, wie die, nett zu sein zu Leuten, die Sie nicht leiden können.« Lächeln Sie jeden an, der Sie schlechtzumachen, über den Tisch zu ziehen, auszubeuten gedenkt. »Womöglich hilft Ihnen das später, eine Diät durchzuhalten« – oder Abgeordnetendiäten einzustreichen. Heucheln Sie, ob bei Feinden oder Freunden.

Wer wollte herausbekommen, warum der eine Schriftsteller mehr zur Toleranz und Behutsamkeit, der andere dagegen zu Konsequenz und Polemik neigt? Gene sind nicht alles. Auch Aamodt/Wang versichern, unsere Disposition durch sie könne von allen möglichen Umweltfaktoren beeinflusst werden, darunter »natürlich« nicht zuletzt die Kinderstube. Aber wie sich diese »gebunkerten« Faktoren mit gegenwärtigen Einflüssen aus Amts- oder Redaktionsstuben mischen, nach welchen »Gesetzmäßigkeiten« also, weiß kein Schwein. Ähnlich undurchschaubar ist unsere Gehirntätigkeit selbst. »Kein Wissenschaftler hat bislang eine vollständige Computersimulation von der biochemischen und elektrischen Leistung jedes einzelnen Neurons zuwege gebracht – geschweige denn von der von 100 Milliarden Neuronen in einem echten Gehirn. Genau vorherzusagen, was ein ganzes Gehirn unternehmen wird, ist im Grunde unmöglich.« Damit sei in der Praxis eine funktionelle Definition von Freiheit und dem viel diskutierten Freien Willen gegeben, folgern Aamodt/Wang. Aber sie greifen zu kurz wie fast alle WissenschaftlerInnen. Vielleicht sollte man besser von unserer Bedingtheit, nicht unserer Unfreiheit sprechen. Denn der Einwand, an einer Kette laufen zu dürfen sei immer noch besser, als im Block zu stecken, ist schwer zu entkräften. Es gibt Grade der Freiheit. Dagegen kann man nicht mehr oder weniger oder nur ein bißchen tot sein. Hier geht es um Grundtatsachen, um die grundsätzliche Beschaffenheit des Menschen. Deshalb sage ich, entweder ist der Mensch bedingt oder nicht. Und selbstverständlich ist er es. Er hat sich weder seine Milchstraße noch seine Mutter ausgesucht. Niemand gab ihm einen Schaltplan seines Gehirnes mit auf die Reise. Räumt aber einer ein, sein Gehirn sei ihm diktiert worden, schließt das natürlich auch die Spielräume ein, die ihm dieses Gehirn, weiß der Teufel warum, gnädigerweise gewährt. Das ist nur logisch.

Vermutlich würden sich Aamodt/Wang hüten schmunzelnd einzuwenden, dann sei ja wohl auch die Logik ein Diktat, gössen sie dadurch doch ersichtlich Wasser auf die Mühlen meiner Argumentation. Nein, sie ziehen es vor, sich in jenen Spielräumen und bei der Ausführung ihrer Taschenspielertricks frei zu fühlen, damit sie sich nicht gedemütigt und gelähmt fühlen müssen. Sie werfen die Erkenntnistheorie dem Pragmatismus zum Fraß vor. Sie möchten schließlich leben, möchten handeln. Also erheben sie ihren Wunsch nach Freiheit zur Tatsache der Freiheit. Das Verfahren ist auch in weniger grundlegenden Fragen weltweit beliebt. Hundertmal in der Woche »markieren« wir den starken Mann oder die starke Frau – bis wir einmal zusammenbrechen. Nicht anders gibt der Internet-Tyrann *Wikipedia* den Anschein von Objektivität in seinen Artikeln als Objektivität selber aus.

Sind die unablässigen Verhandlungen unserer 100 Milliarden Nervenzellen oder Neuronen (mit Hilfe von mindestens 100 Billionen Verbindungen oder Synapsen) schon unübersichtlich genug, gesellt sich noch das Phänomen hinzu, daß sie uns mal bewußt sind, mal nicht. Die Gründe und die Gesetzmäßigkeiten dieser Trennung sind den Forschern nahezu schleierhaft. Und davon, was Bewußtsein eigentlich sei, hat niemand eine Vorstellung. Mit Aamodt/Wang festzustellen, die Nerven- und Gliazellen des Gehirns erzeugten chemische Veränderungen, die elektrische Impulse und eine Kommunikation von Zelle zu Zelle auslösen und damit sämtliche Gedanken und Handlungen steuern, sagt ja über die Beschaffenheit von »Bewußtsein« gar nichts aus. Wie erhebt sich aus einer chemischen Substanz und einem elektrischen Funkkontakt die Vorstellung eines Käsebrotes mit Oliven; die Vorstellung, ein solches werde im Augenblick von vielen Millionen Bewohnern dieses Planeten schmerzlich vermißt; die Vorstellung, die wir Gerechtigkeit und Frieden nennen, aber nie erzielen; die Vorstellung, ich selbst (H. R.) und nicht etwa mein Freund oder Feind Z. zu sein?

Immerhin läßt sich die persönlichkeitsbildende Funktion unseres Gehirns nach den bisherigen Forschungen offenbar nicht mehr ernsthaft bezweifeln. Das heißt, Rousseau oder die RomantikerInnen, auch »Lebensphilosophen« wie Ludwig Klages und noch der Büchnerpreisträger von 1953 Ernst Kreuder, lagen mit ihrem schwärmerischen Nachtseiten- und Äonen-Gefasel meilenweit daneben. Die ForscherInnen führen dafür säckeweise Belege an. Sie verdanken sie vor allem Untersuchungen von geschädigten Gehirnen; hinzu kommen immer mehr bildgebende Verfahren (»Hirnscanner«), mit denen sie uns unter die Schädeldecke blicken können. Sollte ein Mensch zu seinem Peiniger herzlich sein, liegt es nicht an dem Muskel in seinem Brustkorb; der Muskel bekommt seine Befehle. Oder auch nicht. Nach wie vor undurchsichtig bleibt, von welchen »Erwägungen« sich unsere »oberste Instanz« leiten läßt, wenn sie so oder so entscheidet. Gibt sie einer Erscheinung den Vorzug, die mit verheißungsvoller Neuigkeit glänzt, oder bleibt sie lieber beim Gewohnten? Beides kann unser Glücksgefühl steigern, wie Aamodt/Wang betonen. Das Gehirn ordnet Erscheinungen gern in vertraute Muster ein; freilich öden uns diese zuweilen derart an, daß wir uns in ein Abenteuer stürzen – lassen. Aber von wem? Wer oder was stürzt uns hier? Um diesen heißen Brei drücken sich Aamodt/Wang in zahlreichen Windungen. Damit lassen sie das hübsche Zitat von Emo Phillips, mit dem sie die Einführung zu ihrem Buch eröffnen, von Seite zu Seite verblassen. »Ich dachte immer, das Gehirn sei mein wichtigstes Organ. Aber dann überlegte ich: Moment mal, wer sagt mir das eigentlich?«

Das erste Kapitel beginnt mit dem starken Satz: »Ihr Gehirn lügt Sie unablässig an.« Diese Trennung zwischen uns selber und unserem Gehirn behalten Aamodt/Wang im folgenden bei, ohne jemals auch nur anzudeuten, worin der Unterschied zwischen beiden Phänomenen bestehen könnte. Die naheliegende Frage, wieso ich über meinem Gehirn stehen sollte, klammern sie aus. Und womit stünde ich denn, bitteschön? Hier winken wahlweise Seele, Über-Ich, Gott und was dergleichen schon alles bemüht worden ist, doch Aamodt/Wang hüten sich vor einer Festlegung. Detlef Linke entschied sich in dem angeführten Buch für die Seele – hütete sich aber wiederum, sie (im Gegensatz zu Leib und Bewußtsein) zu definieren. Während uns das Bewußtsein immerhin Fährten durch Emotionen, Hirnströme, abgefeuerte Neuronen legt, speist uns die Seele lediglich mit dem unabweisbaren Gefühl ab, daß immer etwas fehle. Die Seele hängt als Besorgnis erregendes, aber mitunter auch erhebendes Fragezeichen über unserem Haupt. Sie gaukelt uns Souveränität vor. Kann mich mein Gehirn anlügen oder kann ich über mein Gehirn nachdenken, kann das Gehirn nicht das letzte Wort sein – so der fadenscheinige Glaube.

Zwar könnte einer auch den Verdacht haben, mit eben diesen Kabinettstückchen narre uns das Gehirn in einem fort. Aber dadurch hätte er jenen nie definierten Unterschied zwischen uns und unserem Gehirn schon wieder gemacht. Wir sind außerstande, unsere merkwürdige Befangenheit in unseren Widersprüchen zu erklären, geschweige denn zu durchbrechen. Nur das ist das Problem. Aamodt/Wang haben es »natürlich« auch, nur gestehen sie es nie.

∞ Verfaßt 2013, gekürzt 2022

Juckreiz im Mandelkern Während es sich beim sogenannten Urknall, der schon beinahe überall als Tatsache gehandelt wird, um eine dinosauriergroße Kohlmeise handeln dürfte, scheint es für die sogenannte *Gehirnexplosion* (beim Menschen) inzwischen genug Anhaltspunkte zu geben, um sie für ein unbestreitbares, wenn auch todtrauriges historisches Ereignis halten zu können. Es fand vor ungefähr zwei bis ein Millionen Jahren statt – wie sich versteht, nicht über Nacht. Damals schnürte der Frühmensch bereits auf zwei Beinen durch die Savannen. Die Gründe der Neuerung bleiben schleierhaft. Vorteile bot sie kaum. Im Gegenteil bekam man ja durch das beständige Hirnwachstum zunehmend Ärger mit der eigenen Birne: sie wurde immer schwerer. Das brachte wohl schon den Urahnen der Menschheit die uns bekannten steifen Hälse, Bandscheibenschäden, Rückenschmerzen ein. Außerdem fraßen die Hirnzellen Unmengen an Energie, die dann beim Muskelaufbau fehlten. Zu einem prächtigen Leopard fehlte dem Frühmenschen

also trotz seines viel fetteren Gehirns das Zeug. Der Zug war abgefahren. Jetzt hatte er seinen Scharfsinn vor allem in den trickreichen Nahrungserwerb zu stecken. Dabei spielte die Entdeckung oder Bändigung des Feuers keine geringe Rolle. Das Feuer schien, neben Licht und Wärme, Waffengewalt zu verleihen. Um einen ganzen Wald anzustecken, bedurfte es keiner Bärenkräfte. So konnte schließlich auch jeder Schwächling einen Granatwerfer oder eine Atombombe erfinden.

Als noch wirkungsvolleres Instrument sollte sich die Sprache erweisen. Ihre entscheidende Vervollkommnung setzt man meist für die Zeit vor rund 70.000 Jahren bis 30.000 Jahren an – die sogenannte *kognitive Revolution*. Mit ihr kamen die Dimensionen des Vergangenen und des Zukünftigen, allgemeiner des Unsichtbaren ins Spiel. Der israelische Historiker Yuval Noah Harari bemerkt* dazu bissig: »Nur der Mensch kann über etwas sprechen, das gar nicht existiert, und noch vor dem Frühstück sechs unmögliche Dinge glauben.« Das sorgte jede Wette für eine Flut von Eindrücken oder Einfällen, die in den Horden der Jäger- und SammlerInnen oft für vorzeitige graue Haare, wenn nicht Wahnsinn sorgten. Andererseits begann man damals mit dem Stricken jener Legenden, Mythen und Ideologien, die gegenwärtig auch die westliche Russenphobie tragen. Durch den gemeinsamen Glauben konnte die »natürliche« Obergrenze von 150 Personen pro Gruppe weit überwunden werden. Hier winken Herrschaft, Zentralisierung, Imperialismus. Rasche Wechsel der Ansichten und der entsprechenden Propaganda ermöglichten rasche Verhaltensänderungen unabhängig von Genmutationen oder neuen Umweltbedingungen. Ich nehme an, hier wurzelt auch der Neuigkeitswahn, der an den befremdlichsten Dingen Gefallen findet. Für den Auslöser der *kognitiven Revolution* halten die meisten ForscherInnen »zufällige Genmutationen«. Das hat den Erklärungswert von Schneefall im August. Jedenfalls handelt es sich um nichts anderes als Fehler im Strickmuster, wenn ich so mutmaßen darf. Den *Neandertaler* verschonten sie offenbar, wurde er doch just in der genannten Zeitspanne vom *Homo sapiens* ausgerottet. Er war dem neuen Scharfsinn nicht gewachsen.

Eine Erschwernis, die sich sowohl durch den Aufrechten Gang wie durch die dann ständig wachsende Birne ergab, betraf die Geburt. Sie mußte verständlicherweise immer früher erfolgen, sonst wäre der Nachwuchs in der Mutter stecken geblieben. Jetzt wuchsen Kopf und Gehirn des Kleinkinds außerhalb der Mutter noch emsig weiter. Das ging allgemein mit einer Ausdehnung der Kindheit und der entsprechenden Abhängigkeit einher, die unter Leoparden oder Feldhasen unbekannt war. Dadurch gewannen die engsten sozialen Beziehungen erheblich an Bedeutung. Das Kleinkind mußte gefördert, geformt – um nicht zu sagen: geknetet werden. Manche Anthropologen und Psychologen

beklagen den verbreiteten Irrglauben, das auszeichnende Merkmal eines Gehirns sei dessen Größe. Zwar seien bei der Geburt schon sämtliche Nervenzellen angelegt, doch nun komme es auf deren Verknüpfung an. Dafür wiederum sei jene Förderung unerlässlich, die man vielleicht altmodisch auch Zuneigung nennen könnte. Wenn Sie jetzt einmal darauf achten, wie gefesselt heutzutage junge Mütter oder Väter beim Kinderwagenschieben auf ihr Smartphone statt auf ihr Baby starren, können Sie die prozentuale Verteilung der je persönlichen Zuneigung im digitalen Zeitalter recht gut ermessen. Freilich stellte die Formbarkeit des Kleinkindes schon vor dem Siegeszug des Computers eine Medaille mit zwei Seiten dar. Arthur Koestler** faßte das Problem in den Satz: »Die Gehirnwäsche beginnt in der Wiege.«

Selbstverständlich wüßte so mancher nur zu gern, ob auch anderswo im Universum »kognitive Revolutionen« tobten und was man, wenn ja, dagegen unternommen hätte. Viele AstrophysikerInnen halten bereits die Wahrscheinlichkeit für intelligente Zivilisationen allein in unserer Galaxie, der Milchstraße, für hoch. Eine andere Frage ist, ob wir uns mit diesen auswärtigen Leuten, vielleicht auch Knackwürsten oder Dunstschleiern, überhaupt verständigen könnten. Das ist natürlich nicht nur ein grammatisches Problem. Der Freiburger »Exosoziologe« Michael Schetsche, geboren 1956, erinnert*** an die »gewaltigen Zeiträume«, sprich: Entfernungen, die man zu diesem Zwecke matt setzen müßte. Das gelänge wahrscheinlich nur mit Hilfe einer ferngesteuerten KI, also einem besonders schlaunen Automaten. Ob aber Schetsche es noch erlebt? Vielleicht hat die andere Seite mehr Glück. Schetsche hält Außerirdische mit einer Lebenserwartung von 10.000 Jahren für durchaus denkbar. Er räumt sogar ein, wir könnten leider immer nur »in menschlichen Kategorien« denken (etwa *Zeit*, wie er). Erfreulich finde ich seine Auskunft: »Meine Spekulation ist: Wenn sie so fortgeschritten sind, dass sie unsere Kommunikate durch Fernbeobachtung verstehen, werden sie wahrscheinlich nicht kommen. Dann schicken sie kein Raumschiff los, sondern denken: Das ist ja eine komplett verrückte Zivilisation, die gerade dabei ist, den Planeten zu zerstören. Dann werden sie als friedliche Zivilisation gar keinen Kontakt suchen.«

Damit klopft zum wiederholten Male das Problem unserer beschränkten Denkkategorien an die Tür. Im schon gestreiften *Irrläufer*-Buch beklagt Koestler, wir seien leider gleichermaßen außerstande, uns andere räumliche Dimensionen als die des Würfels oder uns beispielsweise eine rückwärts fließende Zeit vorzustellen. Recht hat er. Aber in *Die Armut der Psychologie* (Bern 1980, bes. S. 278–83) huldigt er dafür altbekannten (buddhistischen, christlichen, mystischen) zeitlosen Konzepten, weil er seine Unsterblichkeit wenigstens »kollektiv« zu retten gedenkt. *Der Geist* macht es möglich. Vor

der Geburt und nach dem Tod treiben wir im »psychischen Äther« oder auch im »kollektiven Unbewußten«. Dort gibt es anscheinend keine Zeit. Damit fällt aber auch der Raum. Jeder zeitliche Vorgang ist ja wohl stets mit irgendeiner Bewegung oder Ortsveränderung verbunden – hebele ich die Zeit aus, benötige ich keinen Raum mehr. Ich kann im »psychischen Äther« vor mich hindümpeln, ob zwei Minuten oder 20 Milliarden Jahre lang. Umgekehrt dürfte es genauso schwer fallen, sich einen Raum ohne Zeit vorzustellen, sozusagen etwas absolut Statisches, die Starrheit an sich. Versuchen Sie es einmal. Zwar können Sie behaupten, in so einem Objekt, und sei es »unendlich« ausgedehnt, stünden sogar die Elementarteilchen still, falls es welche hätte – aber Sie können sich kein Bild von ihm machen. Das gleiche gilt selbstverständlich für jenes *Nichts*, das Koestler aus poetischen Gründen »psychischen Äther« nennt. Vieles ist durchaus vorstellbar – nichts jedoch nicht.

Da ist es einfacher daran zu glauben, der nächste Nachbarstern unserer Sonne, *Proxima Centauri*, den wahrscheinlich zwei Planeten umkreisen, sei 4,2 Lichtjahre von uns entfernt. Das wären immerhin schon schlappe knapp 40 Billionen Kilometer. Ob diese Angabe zutrifft beziehungsweise irgendeinen praktischen Nährwert hat, wage ich zu bezweifeln. Der Durchmesser unserer Milchstraße wird übrigens auf 100.000 Lichtjahre geschätzt. An die Entfernungen im restlichen Kosmos oder was immer da noch existieren sollte, darf man gar nicht denken, sonst wird man verrückter als von dem Rummel um die angebliche Corona-Pandemie. Was da draußen für Gesetze herrschen, falls es dort dergleichen gibt, wissen wahrscheinlich Gott oder Satan selber nicht so genau. Jedenfalls halte ich es (wie Kirchhoff) für aberwitzig, von unseren beschränkten Milchstraßenverhältnissen auf die Zustände im ganzen Rest zu schließen.

Jemand könnte einwerfen, in seiner Erzählung *Der seltsame Fall des Benjamin Button* habe doch F. Scott Fitzgerald jene rückwärts fließende Zeit schon im Jahr 1922 vorgeführt. Nein, das hat er eben nicht. Er hat das Phänomen lediglich für diesen einen Fall *behauptet*. Ich will nicht leugnen, daß die vielgelobte Erzählung sicherlich »elegant« geschrieben ist, doch für den ausgefallenen »Plot« – der Held kommt als Greis zur Welt und wird immer jünger – kommt sie mir gar zu belanglos und unergiebig vor. Die mit Benjamin niedergekommene wohlhabende Südstaatendame scheint schon bei der »Geburt« keine Rolle zu spielen, und Benjamins Verschwinden als Säugling bleibt genauso im Nebel. Der Held selber hat anscheinend nie ein Bewußtsein von seinem »seltsamen Fall«. Jedenfalls ist die Geschichte viel zu unwahrscheinlich, um jene Belanglosigkeit zu verkraften. Und die ihr angedichteten Aufschlüsse über Zeit und Vergänglichkeit kann ich nirgends entdecken.

Dafür muß Fitzgerald ein ziemlich geschichtsblinder, angepaßter Schönling gewesen sein. Gegen Ende seines schmalen Buches treten die Vereinigten Staaten in den Ersten Weltkrieg ein – warum, interessiert den Autor offensichtlich nicht die Bohne. Schauen Sie diesbezüglich mal bei → USA nach.

∞ Verfaßt 2022, leicht gekürzt

* Yuval N. Harari, *Eine kurze Geschichte der Menschheit*, 2011, hier 3. deutsche Auflage 2014, bes. S. 17–40

** Arthur Koestler, *Der Mensch – Irrläufer der Evolution*, Bern 1978, bes. S. 18 ff + 317 ff

*** <https://www.derstandard.de/story/2000124221987/exosoziologe-wir-werden-aliens-lange-zeit-nicht-verstehen>, 20. Februar 2021

Der römische Dramatiker **Terenz** († um 160 v.Chr.) ist vor allem als Schreck vieler nachgeborenen Zöglinge in aller Welt berühmt, die Latein zu pauken hatten. Seine Sprache sei nämlich vorbildlich rein, sein Witz, als Komödiendichter, nicht zu derb gewesen, ist überall zu lesen. Allerdings sollen nur sechs seiner Werke erhalten sein. Über sein Ende gibt es anscheinend kaum mehr als Gerüchte. Zu Studienzwecken in Griechenland, soll er ebendort, eher jedoch auf der Heimreise, durch Krankheit oder Schiffbruch umgekommen sein. Jedenfalls liefert sein »Untertauchen« mit ungefähr 33 – ob freiwillig oder nicht, aber sicherlich mit Gepäck – eine einleuchtende Erklärung für die Schmalheit seines Oeuvres. Von ihm selber, seinem persönlichen Lebenswandel, weiß man so gut wie nichts. Dafür kennt jeder mindestens drei aus dem Oeuvre gezogene Sprüche von ihm.

Um Doppelmoral anzuprangern, wird beispielsweise gern auf seine spöttische Feststellung zurückgegriffen, wenn zwei das gleiche täten, sei es nicht das gleiche. Vielleicht sollte man bei jedem Rückgriff vorsichtshalber hinzufügen, dieser Hieb könne keine Allgemeingültigkeit beanspruchen. Zahlen Krösus und ich für ein mit sechs Euro ausgezeichnetes *Reclam*-Heftchen die gleiche Mehrwertsteuer, ist es in der Tat nicht das gleiche, denn mich trifft die Steuer ungleich mehr. Mahnt Terenz mit seinem satirischen Satz strenge Gleichbehandlung an, klammert er jegliche Relativität aus. Die Ermahnung ist auch als Richtschnur für eine libertäre Rechtsprechung ungeeignet, die jeden Fall als Sonderfall zu betrachten hat. *Den* Mord sollte man sich abschminken. Es gibt den Totschlag zwischen streitenden Brüdern, und es gibt die vielen tausend Toten, die unsere Impfpäpste anstiften.

Hier sind vielleicht noch ein paar Bemerkungen zu einem Phänomen angebracht, das man *Mogellogik* nennen könnte. Zu den beliebtesten Gummihämmern, die in der Politik unablässig geschwungen werden, zählt die Feststellung, wer A sage müsse auch B

sagen. Den Hammer fallen zu lassen, ist unstatthaft. Bin ich schon einmal aufs Klo gegangen, muß ich die Schüssel auch füllen – wieder rauskommen ohne meinen Darm entleert zu haben ist verboten. Auf dem Klo nur ein paar erholsame Comics lesen zu wollen, kommt schon Hochverrat gleich.

Darauf zu pochen, vermeintliche Logik sei oft gar keine Logik, ist aber zu wenig. Wie F. G. Jünger betont hat, folgt die Sprache überhaupt keiner Logik – sie umfaßt alle denkbare Logik. Sie vermeidet auch keine Widersprüche; sie deckt sie auf. Wenn es klappt! E. G. Seeliger meint (in seinem *Handbuch des Schwindels*) zur Gewalt: Nur auf dieselbe Weise, wie sie in die Welt gekommen sei, könne sie auch wieder daraus verschwinden, »nämlich auf dem Wege des Denkens«. Das mag unmittelbar einleuchten; mit Alain halte ich es sogar für richtig. Nur zwingend ist Seeligers Schluß nie und nimmer. Ich frage Sie analog: Wie ist denn Seeliger auf die Welt gekommen? Aha. Und wird er die Welt auf diesem Wege auch wieder verlassen? Die arme Mutter.

Dazu paßt Robert Hofstetters Bemerkung zum landläufigen Aberglauben, da nach unserer Erfahrung jedes Ereignis eine Ursache habe, müsse auch die Menge aller Ereignisse, oft »Universum« genannt, eine Ursache haben. Dieser Schluß sei so unsinnig wie beispielsweise die Behauptung, jeder Club müsse eine Mutter haben, da ja auch alle seine Mitglieder eine hätten.

In Remarques *Obelisk* verkündet ein Priester bei Sauerbraten und ausgesuchtem Weißwein, Speise und Trank seien Gaben Gottes, die wir zu genießen und zu verstehen hätten. Grabsteinhändler Bodmer erwidert, dann sei sicher auch der Tod eine Gabe Gottes – ob sie entsprechend zu behandeln sei?

Vor Jahren zeigte ich mich einmal über das Selbstlob eines mit mir befreundeten Malers erstaunt. Darauf versicherte mir der gute Mann, er würde seine Bilder genauso beeindruckend finden, wenn sie von einem anderen Maler stammten. Ich stutzte – und schmunzelte. »Diese Behauptung besitzt ohne Zweifel den Vorteil, daß kein vernünftiger Mensch von dir verlangen kann, sie zu beweisen.«

Um noch einmal aufs Universum zurück zu kommen: Unter Philosophen ist der Gummihammer des »Gesetzes« beliebt, nur Gleiches oder Ähnliches könne einander erkennen und verändern. Reiben sich Autorad und Straße aneinander ab, sind sie also beide rund? Mit gleicher »Evidenz« könnte ich umgekehrt behaupten: Nur weil ich keine Tomate bin, kann ich eine Tomate schmatzend verformen und in Menschenkot verwandeln. Doch wie auch immer, geben dergleichen »Gesetze« nicht ein Gramm an Erklärung her. Es sei denn, wir setzen diskret wie Kosmologe Jochen Kirchhoff einen aller Gravitation zugrunde liegenden Weltwillen voraus. Dann läßt sich nämlich hübsch

behaupten, dieser wirke ja offensichtlich wirklich, insofern müsse auch das, worauf er wirkt, von seiner Art sein.

∞ Verfaßt 2022 • Siehe auch → Chargaff → Kosmologie

Erziehung

Chef der Kasseler **Jungschar**, die mich nicht unwesentlich erzog oder verbog, war Konrad F., ein dunkelhaariger, stets tadellos rasierter Mann, um 1960 in seinen Dreißigern. In der Regel leitete er auch die beliebten Sommerlager. Gab er zum Ausklang des Heimabends die nächsten Abenteuer heldenhafter Kinder zum Besten, blickte er selten ins Buch. Er erzählte stets im Stehen. Sein hoher Wuchs wurde nur ein wenig durch seine X-Beine gemildert. Die 30 oder 40 abgekämpften Knaben, die ringsum an den Wänden auf Stühlen oder Tischen saßen, hingen an den wulstigen Lippen ihres Idols. Ob sie ihn nun als »Maschinengewehr Gottes« oder nur als Ersatzvater nahmen – die Stellung eines *CVJM*-Jugendsekretärs ließ an Machtfülle nichts zu wünschen übrig. So einer konnte alles. Er konnte alle *Mundorgel*-Lieder auf der Klampfe schrubben, einem in seinem VW-Käfer die Beichte abnehmen, gar Nachlaß auf die Teilnahmegebühren des nächsten Sommerlagers gewähren. Beim Volleyball konnte er sich wohlweislich von einem sportlichen Praktikanten vertreten lassen.

Vor allem beherrschte er die Finte, beim Erzählen die Stimme ganz allmählich bis zum Flüstern abzusinken. Jeder wußte, gleich kommt's, aber niemand wollte es wahrhaben. Es war zu schön, wenn einem F.s jäh auftrumpfende Stimme das Herz in die Pantoffeln stürzen ließ. Unterwerfung war schön. Häuptling F. teilte Gruppen und Dienste ein, erkor sich Gruppenleiter und Ratgeber aus der Knabenschar. Alles wurde benotet. Wie schneidig wirkt das Spalier der angetretenen Gruppe, sind die Betten perfekt gebaut, die Zelteingänge umzäunt, sitzen die Halstuchknoten, welcher Rang wird bei Völkerball-schlachten oder Geländespielen erreicht. Da Skalpieren erst bei der Bundeswehr drankam, zählten wir nur die erbeuteten »Lebensfädchen«: unterschiedlich gefärbte Wollfäden, die dem Feind vom Handgelenk zu reißen waren.

Man ist verlockt, Einrichtungen wie Jungschar, Pfadfinder, Junge Pioniere, Sport- und Kaninchenzuchtvereine als Brutstätten kriegerischer Konkurrenz zu verdammen, träfe damit aber den Kern des Übels nicht. Er sitzt in der Erfindung »Mensch«. Kein Mensch kann Selbstsicherheit entwickeln, wenn ihm in seiner Jugend keine Möglichkeiten zum

Ausloten seiner Kräfte, keine Bewährungschancen, kurz keine Grenzen geboten werden. Diese will er dann jedoch durchbrechen. In diesem reibungsvollen Widerspruch eine Balance zu finden, die kein verstörender Eiertanz wäre, hat schon Scharen von »alternativen« Pädagogen überfordert. Alle Ersatzangebote für Machtkämpfe langweilen und verdrängen nur. Sie schieben das Problem auf, bis der Erzieher für den 18jährigen, von Alkohol und Musik bedröhnten Autofahrer nicht mehr zuständig ist. Der Soziologe, SDS-Hauptling und *Dörnberg*-Referent Dieter Bott aus Homberg an der Efze wird dies vielleicht abstreiten; er spezialisierte sich (in Frankfurt/Main) auf Coaching im Fußballfan-Bereich. Später wirkte er in Düsseldorf. Aber der Mensch will keine Kugel aus Luft und Leder beherrschen; er will seinen Alten, seinen Widersacher, seinen Nebenbuhler zermalmen.

F. war insofern alternativ, als er instinktiv zur Peitsche Zuckerbrot gab. Im begehrtesten Fall nahm dieses die Form von gebratenen halben Hähnchen nebst Pommes Frites und Salat an, die seine jungen Mitarbeiter nach der offiziellen Nachtruhe im Dorfkrug verspeisen durften. F. und das Team der Jungenschaft würzten das Spätabendmahl mit Anekdoten und anzüglichen Witzen. Um das Niveau von VW-Betriebsrats-Fernreisen zu erreichen, gebrach es Jungschar und Jungenschaft bloß an Mädchen. Für mich erhoben sie sich jedoch alsbald wie Gazellen aus Kassels roten Aschenbahnen, denen ich wie ein Besessener meine nagelneuen *Puma*-Spikes gab. Ich geriet zwischen 15 und 17 in die Mühlen eines Karriere-Konfliktes. Sollte ich *CVJM*-Jugendsekretär oder Olympiasieger im Zehnkampf werden? Zeit- und Geldmangel ließen nicht zu, auf beides zu trainieren. Nebenbei war ich ja auch noch Schüler.

Von daher löste sich der Konflikt: die antiautoritäre Revolte erfaßte mich. Mit 17 oder 18 sagte ich mich sogar vom Elternhaus los. Wir hielten uns mit Gelegenheitsarbeiten, notfalls auch Diebstählen über Wasser und rüttelten die Welt mit Gedichten und Flugblättern auf. Eine Zeitlang fand ich mit anderen Streunern Unterschlupf in der Wohnung eines verdienstvollen schnauzbärtigen Sozialarbeiters mit dem Vornamen Heinz. Er hatte fast so viele *Cream*- und *Doors*-Platten wie Büttendörfer vom Dörnberg, der ihn öfter als Honorarkraft beschäftigte. Dann trieb ich eine sturmfreie, billige Dachkammer auf, die spätere Biografen wegweisend nennen werden. Sie lag unterhalb des Weinbergs (Villa Henschel) im *Philosophenweg*.

Schafsköpfe in der Wolfsschlucht Um dem Vorwurf der Überheblichkeit vorzubeugen: ich gehörte selber zu diesen Schafsköpfen. Ich hatte mich um 1962 der Jungschar des CVJM-Kassel angeschlossen. Suche ich diesen Verein im Internet auf, dämmert mir, ich muß als Knabe Mitarbeiter eines durchaus wohlhabenden Clubs gewesen sein. Er hatte vor dem Zweiten Weltkrieg bereits ein Gartenlokal in der zentral gelegenen Straße »Wolfsschlucht« besessen. Da es im Krieg bombardiert worden war, ließ er ebendort, Ecke heutige Treppenstraße, ein imposantes fünfgeschossiges Gebäude errichten, das 1957 eröffnet wurde. Das erhöhte Erdgeschoß hatte riesige Fenster, die den eingezogenen Treppenaufgang flankierten. War man drin, ging es links zu den Büros und dem Saal, rechts noch einmal ein paar Stufen ins sogenannte Foyer. Dort saß man fast wie im Empfangsraum eines Industriellenclubs – als Knabe, wohlgemerkt! Täuscht mich meine Erinnerung nicht, war im Löwenanteil des Eckgebäudes auch noch eine *Hospiz* genannte Herberge untergebracht. Die habe ich aber nie betreten.

Jugendsekretär Konrad F., wie ich ihn neulich getauft habe, hatte eine hübsche, zierliche, dunkelhaarige Gattin, von der wir Knaben so gut wie nichts wußten. In einem Vorort hatte F. ein Reihenhäuschen gekauft oder gemietet. Dort vergrub er seine Gattin. Möglicherweise hatte sie streckenweise schwer mit Hausarbeit, Fernsehen und Langweile zu kämpfen. Das Internet verrät noch nicht einmal ihren Vornamen, und mir fällt er nicht mehr ein. Kinder hatte das Ehepaar meines Wissens nicht. Im gesetzteren Alter stieg F., wie damals wohl üblich, vom Jugend- zum Generalsekretär seines Vereins auf. Er starb kürzlich mit 84 in Kassel.

Um 1990 als einigermaßen verkrachte Existenz von Westberlin aus nach Kassel zurückgekehrt, kam ich auf eine Idee, die mir heute etwas peinlich ist. Ich suchte F. auf, um ihn zu fragen, ob er im Verein vielleicht irgendeinen unbedeutenden Posten à la Küster, Fahrer, Hausmeister oder auch Putzmann für mich hätte. Dabei war ich längst nicht mehr fromm, woraus ich wohl auch keinen Hehl gemacht hatte! Er verneinte mein Gesuch mit Bedauern. Ich glaube, er sah mich während unserer kurzen Unterredung zunehmend entgeistert an und war froh, als ich wieder in der Wolfsschlucht stand. Sollte er mich für einen Einfaltspinsel gehalten haben, hätte er leider recht gehabt.

∞ Verfaßt 2025

Auf der Schweinsblaseninsel Mit der völligen Gleichberechtigung der Geschlechter ist es noch lange nicht getan. Was zunächst über Bord geworfen werden muß, ist der Wahnsinn, den wir »Liebe« nennen, und gleich anschließend gilt es, die Festung oder Folterkammer

namens »Familie« zu schleifen. Genau zu diesem Zwecke hatten einst viele 68er die Ärmel aufgerollt. Ihre Kraft bezogen sie aus Schriften von Bronislaw Malinowski, Margaret Mead, Wilhelm Reich, Charles Bettelheim, Erich Fromm, Reimut Reiche und dergleichen. Doch wer würde sich heute noch mit solchem Gedankengut befassen? Und sich gar von ihm anregen lassen? Nicht die Färberlaus siegte, aber *Rotgrün*. Die Färberlaus lieferte den Insulanern eine kräftige rote Farbe für Halstücher oder Bettüberdecken.

Auf der Schweinsblaseninsel geht es freundlich und freizügig zu. Männer und Frauen vergnügen sich je nach Wunsch und Gelegenheit. Ob dabei auch nennenswert homosexuell verfahren wird, wie in der Antike oder im Mittelalter, könnte ich nicht sagen. Jedenfalls gibt es Herzenswärme und Gefallen aneinander, was grundsätzlich alle oder fast alle InsulanerInnen einschließt und zunächst nichts mit Sexualität zu tun hat. Wird diese aber gepflogen, sind selbstverständlich Verhütungsmittel im Spiel. Solche waren sowohl in der Antike und im Mittelalter wie bei zahlreichen Stammesgesellschaften bekannt, wie unter anderen Heinsohn/Steiger betonen.*

Gleichwohl sorgen die InsulanerInnen für regelmäßigen Nachwuchs. Sie zeugen Kinder, wenn es die Rate der Sterbefälle als angezeigt erscheinen läßt. Dafür sind Winke mit dem Zaunpfahl auf den Dorfversammlungen denkbar. Solche Winke werden am ehsten von Insulanerinnen aufgenommen, die »leicht« gebären, womit sie anders veranlagten Insulanerinnen die Folter des Gebärens ersparen. In der Regel werden die Winke auch von mehreren Insulanerinnen gleichzeitig aufgenommen, damit das Säugen der Kleinkinder nicht zum einsamen und letztlich verheerenden Geschäft wird. Die uns vertraute Kleinkinderstube dürfte nämlich die entscheidende Wiege sowohl jenes Wahnsinns der »Liebe« wie der Autoritätshörigkeit darstellen. Sie züchtet Verehrungstrieb und Unterwerfungssucht. Durch gemeinschaftliches Aufziehen wird dagegen vermieden, den Säugling an Mutter und Vater zu ketten. Nach Uschi Madeisky, die von den Mosuo aus Südwestchina berichtet**, lassen sich, etwas später, auf diese Weise sogar Trotzalter und Pubertätskrisen vermeiden. Das Kind wird befähigt, sich seine »Bezugspersonen« nach Lust und Gelegenheit zu erwählen. Allerdings leben die chinesischen Bauern und Fischer in Großfamilien (Clanen) zusammen, dabei alle unter einem Dach, was mir beides nicht sonderlich schmeckt. Bei mir steht dem Kind grundsätzlich eine rund 100köpfige Dorfgemeinschaft zur Verfügung. Solange es Säugling und Kriechling ist, lebt es im *Mütterhaus*. Anschließend trennt es sich von den drei oder fünf Müttern und wechselt ins *Kinderhaus*.

Das *Kinderhaus* ist eine kunterbunte, aufregende Sache. In der Regel dürfte es rund ein Dutzend Kinder zwischen drei und 13 Jahren beherbergen. HüterInnen des Hauses

sind, bei monatlicher Ablösung, stets zwei Erwachsene, die auch in ihm übernachten. Sie stellen keine »ErzieherInnen«, vielmehr SchlichterInnen dar. Auf der Schweinsblaseninsel gibt es keine Erziehung. Nach einer wichtigen Grundeinsicht Hubertus von Schoenebecks*** haben wir Kindern Eigenverantwortlichkeit, Würde und Achtung nicht anders wie Erwachsenen zuzugestehen. Sie wissen schon, was sie wollen und was für sie gut ist. Wir Erwachsenen wissen es keineswegs besser. Wir haben nur die gröberen Machtmittel und die durchtriebenere Rhetorik. Die Achtung des kindlichen Willens bedeutet selbstverständlich nicht, daß wir ihm nicht öfter aus eigenem Interesse Grenzen setzen müßten. Die Konfliktbehandlung läuft hier nicht anders wie unter Kommunarden. Erfreulicherweise brandmarkt Von Schoenebeck auch den »Lernzwang« in der herkömmlichen Schule. Dagegen stellt er die Familie nirgends mit auch nur einem Komma in Frage. Im Gegenteil, in einem seiner positiven Beispiele dürfen Schulkinder und ihr Lehrer begeistert »Hochzeit« und »Ehe« spielen. Ich schlage vor, Roy Black singt dazu *Ganz in Weiß* ...

Heinsohn/Steiger scheinen Von Schoenebecks »antipädagogische« Warte zu teilen, heben sie doch einmal, wenn auch am Rande, die geringe Ängstlichkeit der (zu ihrer Zeit noch immer weitgehend kollektiv aufgezogenen) israelischen Kibbuzkinder hervor. Sie beruhe auf der allgemeinen Wertschätzung, die ihnen im Kibbuz entgegengebracht werde. Auf der Schweinsblaseninsel werden die bereits genannten Häuser, das große Gemeinschaftshaus eingeschlossen, von einem *Jugendhaus*, einem *Haus der Mitte* und einem *Altenhaus* ergänzt. Jeder Dorfbewohner ist in einem dieser Häuser »stationiert«, mit einem Stammschlafplatz und persönlicher Habe. Die Grenzen sind jedoch fließend und durchlässig. Es gibt stets ein paar überzählige, eher kleine *Schneckenhäuser*, sodaß sich Leute, auch Paare und Zirkel, spontan zurückziehen können. Dafür gibt es eine »Besetzt«-Markierung. In den Schlafhäusern stehen lediglich »Teeküchen« zur Verfügung, denn die täglichen Hauptmahlzeiten (morgens und frühabends) sind ja kollektive, im Gemeinschaftshaus stattfindende Einrichtungen, wie ich schon früher sagte. Wer für den Abend kocht, wird morgens auf den Arbeits- und Mußeabesprechungen festgelegt, je nach Tagesprogramm der InsulanerInnen. Ich halte diese gemeinschaftlichen Mahlzeiten für wichtig. Nach dem intimen Gesänge an der »eigenen« Mutterbrust gibt es doch nichts Schädlicheres als das bekannte hamsterartige und neidvolle Bruzzeln, Hocken und Tuscheln an der je »eigenen« Feuerstelle. Ehe und Familie müssen verabschiedet werden, weil sie Clandenken züchten, gruppenhaftes oder völkisches Zu- und Angehörigkeitsgefühl, halsstarriges Pochen auf das sogenannte Eigene. Sie sind die wesentlichen Brutstätten von

Hader, Streit, Konkurrenz und Kapitalismus. Wahrscheinlich läge man nicht falsch, wenn man die sogenannte Kernfamilie als Keimzelle des Krieges in all seinen Formen begriffe.

Das mag ja alles sein, höre ich die EinwerferInnen, aber den Kinderwunsch und die Liebe lassen wir uns nicht nehmen. Dazu sage ich, eure brennenden Kinderwünsche und eure glühende Liebe sind beides romantischer Ziegenkäse. Nach Heinsohn/Steiger war »der Kinderwunsch« vor der Neuzeit hauptsächlich ökonomisch und damit gesellschaftlich begründet gewesen. Man legte es auf Erben, MitarbeiterInnen, AltenversorgerInnen an. Kinderwünsche, die turmhoch über die Triebe oder Träume eines Pavianweibchens und das Imponiergehabe eines Pavianmännchens hinausgingen, wurden belächelt, wenn nicht gar verhöhnt. Und so auch mit der Liebe. Zwar versichert Peter Farb****, selbst die vergleichsweise sehr primitiven WüstenbewohnerInnen Shoshone aus dem US-Südwesten hätten »die romantische Liebe« durchaus gekannt, jedoch als »eine Art Wahnsinn«, der nur Jugendliche befall, mit Nachsicht behandelt. Er gehe vorüber und mache dann dem Zweckbündnis Ehe Platz. Im gegenwärtigen Europa wird er jede Wette nicht so schnell vorübergehen, obwohl hier die Ehe nur noch nach Art der Potemkinschen Dörfer am Einstürzen gehindert werden kann. Das bereits angeführte »Kernige« an der »festen« Paarwirtschaft ist zu wichtig. Niemand wagt die glühende Kette des neuzeitlichen Liebesgestammels anzufassen, um sie endlich über Bord zu werfen. Angenommen, Sie nähmen sich einmal alle in den drei jüngsten Jahrzehnten veröffentlichten CDs vor und strichen sämtliche Liebes- und Liebeskummerlieder – Sie stünden vor einem Riesengebirge aus weitgehend leeren CD-Schachteln. Die Sache mit der Leere meine ich im Ernst. Für mich dient unser schöner Firnis vom Liebes- und Familienleben in erster Linie dazu, die Hohlheit unserer Köpfe, unserer sozialen Beziehungen und selbstverständlich auch unseres Erwerbslebens zu übertünchen. Er erspart uns das Erschrecken vor uns selbst.

Im ersten Teil erwähnte ich eine unglückliche Verliebtheit des Mark und einen sogenannten Traumfänger. Dieser besteht bei einigen US-Indianerstämmen meist aus einer kreisrund gebogenen Weidenrute mit einer Bespannung, die an ein Spinnennetz erinnert. Zusätzlich baumelt amulettartiger Schmuck am unteren Bogen. Über dem Bett hängend, soll dieses geweihte Gerät die guten Träume zum Schläfer oder zur Schläferin durchlassen, die schlechten dagegen abfangen, wenn ich richtig verstanden habe. Ein solches Gerät bekam Mark von jener Angeboteten geschenkt, der seine Verehrung gar zu lästig war. Er hatte ihr versichert, sie sei wundervoll, er könne nicht ohne sie leben, er werde sie bestimmt auf Händen tragen, freilich nie zu anderen – Sie werden diesen Sermon zur Genüge kennen. Die junge Frau besprach den Traumfänger, den sie für Mark gebastelt hatte, mit dem Sermon und schärfte dem Gerät ein, dergleichen streng

abzuweisen. Sie hingen diesen neuen Traumfänger gemeinsam über Marks Bett im *Jugendhaus* auf. Wenn das Gerät genug herausgefiltert habe, möge sich Mark bitte wieder bei ihr melden, sagte sie zu ihrem Verehrer, bevor sie zum Strand huschte. Sie war mit ein paar Leuten zum Muschelfang verabredet.

∞ Teil 3 einer Romanskizze von 2017

* Heinsohn/Steiger, *Die Vernichtung der weisen Frauen*. Studie über Hexenverfolgung und Menschenproduktion, ursprünglich 1985. Erweiterte Ausgabe München 1989.

** »Mütterliches Prinzip ist besser«, *Frankfurter Rundschau*, 3. Januar 2016

*** Hubertus von Schoenebeck, *Kinder der Morgenröte*, Norderstedt 2004. Allerdings ist Von Schoenebecks Einsicht nicht neu, wie ich aus einer Studie des anarchistisch gestimmten Volkswirtschaftlers Walther Borgius schließe, die 1930 in Berlin erschien: *Die Schule – ein Frevel an der Jugend*. Obwohl nur schwer zu den Perlen deutschsprachiger Prosa zählbar, ist dieses Werk aufgrund seiner Pionierleistungen empfehlenswert.

**** Peter Farb, *Man's Rise To Civilization* / dts. *Die Indianer*, 1968 / 1988, S. 44

Siehe auch → Ehre, Pergaud → Schule → Utopien, Schuh (Pingos). Ferner der komplette Anhang.

Unter **Fähre** zählt *Brockhaus* verschiedene Arten auf, darunter auch Seil- oder Kettenfähren. Wie die arbeiten, muß man allerdings den Briefkastenonkel der *Kasseler Post* fragen. Zu den östlichen Ausläufern der Fuldametropole gehörten Wolfsanger und Sandershausen. Zwischen diesen Siedlungen floß eben die Fulda. Die nächste Brücke gab es erst in der Stadt, am Fuldahafen. Was also tun? In meiner Knabenzeit, die ich in der genannten Gegend verbrachte, war die Angelegenheit geradezu abenteuerlich. Am Fuldaufer in Sandershausen gab es einen Pfahl, den eine alte Bratpfanne krönte. Am Pfannenstiel hing außerdem eine alte Suppenkelle. Wollte man nun »übergeholt« werden, mußte man auf die Pfanne hauen. Prompt ging jenseits, in Wolfsanger, die Tür des recht abgeschieden gelegenen Fährhauses auf. Der baumlange, schon halbglatzige Fährmann schlurfte zum Ufer, machte seinen Kahn los und kam zu uns. Da der Kahn bis zu zwei Dutzend (stehende) Leute aufnehmen konnte, hatte es der hagere Fährmann nicht einfach, sofern ihn Gesangs- oder Schützenvereine bemühten. Er bewegte sein Fahrzeug nämlich mit Hilfe eines »Verholstabes« ausschließlich durch Armkraft. Durch die Öse des Stabes lief ein Drahtseil, und an diesem zog er, die Öse verkantend, seine Fähre über den Fluß. Möglicherweise mußte er das Seil vor Fahrtantritt erst spannen. Ich glaube, in der Regel

hing es beträchtlich durch, damit andere Schiffe nicht gestört oder gar zum Kentern gebracht wurden. Spätestens 1970 wurde dieser Fährbetrieb eingestellt.

In meiner Zeit kostete die Überfahrt 30 Pfennig, wohl unabhängig von der Fahrgastkopfzahl. Diese Gebühr bezahlte natürlich mein Großvater Heinrich aus der ehemaligen Werkssiedlung Salzmannshausen, denn bei dem wohnte ich. *Salzmann* war eine große Weberei in Kassel-Ost, also nicht etwa der Pädagoge aus Waltershausen-Schnepfenthal. Ich kannte die Fabrik, 1891 aus rotem Backstein erbaut, sogar von innen, weil ich dort zuweilen Ferienarbeit leisten durfte. Am interessantesten war es immer in den Lagerräumen, wo sich die Tuchballen stapelten. Die luden dazu ein, sich ein wenig auszustrecken, damit die Arbeit nicht etwa ihren Feriencharakter einbüßte. Man durfte sich nur nicht erwischen lassen. Das waren meine Anfänge als Klassenkämpfer.

Heute würde ich mir nach dem Posten des Wolfsangerischen Fährmanns alle 10 Finger lecken. Man hat jeden Tag etwas Kontakt zu seinen Mitmenschen, aber im wesentlichen seine Ruhe. Man rostet gleichwohl nicht ein, wegen der Ackerei am Seil. Bleibt die Kundschaft wegen Hitze aus, setzt man sich in seinem Gärtchen auf eine schattige Bank; bleibt sie wegen Regen aus, widmet man sich dem Gitarrespiel oder seiner Schreiarbeit. Bei Sturm schließt man flugs die Fensterläden – und damit den ganzen Betrieb. Die Stadt Kassel bezahlt ja. Denn ich würde auf einem Festanstellungsvertrag bestehen. Das gilt freilich nur für den Fall kapitalistischer Verhältnisse.

∞ Verfaßt 2023

Im *Brockhaus* auf das Stichwort **Fallen** vorgegriffen, macht man über dem aufgeschlagenen Band 7 ein langes Gesicht. Offenbar kennt das Lexikon, in wenigen Zeilen, lediglich jene Käfige, Kästen, Schlingen, wie Wilderer oder häusliche Mäusejäger sie verwenden, und die bekannten Gruben. Sowohl der gewaltige Bereich des politischen wie des psychologischen Fallenstellens bleibt unerschütterlich ausgeklammert. Dabei ist doch der Mensch sehr wahrscheinlich das Tier, das sich ungefähr zu 50 Prozent seiner Lebenszeit mit nichts anderem befaßt, als sich die Welt oder die lieben Mitmenschen durch Feuer und Fallen zu unterwerfen.

Brockhaus bringt es in Band 7 noch nicht einmal fertig, einige andere Tiere zu streifen, die ebenfalls im Fallenstellen keineswegs Waisenknaben sind. Aber in Band 2 tut er es. Dort teilt er uns mit, **Bakteriophagen** seien »Viren, die Bakterien infizieren und sich in diesen vermehren. Sie besitzen keinen eigenen Stoffwechsel, sondern steuern den ihrer

Wirte um und bilden so die zu ihrer Vermehrung notwendigen Enzyme.« Ja, mein Gott, wenn das nicht erstaunlich durchtrieben ist! Oder hatte Gott womöglich gar nichts damit zu tun? Und prompt fährt Band 2 die nächsten ausgefuchsten Fallenstellerinnen auf, nämlich die kleinen **Baldachinspinnen**. Diese Winzlinge hängen ihren gewebten »Baldachin« kunstvoll wie eine Zimmerdecke zwischen zwei übereinander liegenden Zweigen auf, verbergen sich unter ihm und warten seelenruhig auf die Beuten, die sich im Gewirr der angelegten Stolperdrähte vertun und deshalb *in* den Baldachin plumpsen. Nun eilt die Spinne händereibend herbei.

Ich erinnere auch an zahlreiche Arten »fleischfressender« Pflanzen und an den hübschen Aronstab, der die Beutetierchen in seine als betörende Blüte getarnte, gleichwohl arschglatte »Fliegenkesselfalle« lockt, damit sie ihn an deren finsternen Grund bestäuben. Ihm selber hatte Gott keine Bestäubungseinrichtung mehr mitgeben können, mangels Zeit. Schließlich hatte er die ganze irrsinnige Vielfalt der Welt in nur sechs Tagen zu erschaffen, was ich sogar schon einmal besungen habe. Sie finden mein Zwerglied »Gottes Langsamkeit« auf unserer Platte *Leon* von 2023, falls Sie die Platte finden. Somit spricht vieles dafür, daß die Kunst des Fallenstellens nicht auf unserem Mist gewachsen, vielmehr ein Grundzug allen kosmischen Lebens ist. Wir haben sie lediglich beträchtlich ausgeweitet und verfeinert.

Der kürzlich erwähnte Russe Ehrenburg meint in seinem empfehlenswerten Roman *Babeuf*, der französische Revolutionär habe sich einfältigerweise durch Longcamp's Inszenierung einer Urkundenfälschung aus der Picardie vertreiben und überdies kräftig verleumden lassen. Berühmt ist die *Afghanische Falle*, wie der US-Präsidentenberater Zbigniew Brzezinski sie einmal nannte. Man hatte die Sowjets 1979 zum Einmarsch in das Wüstenreich verleitet, um sie so weltweit in Mißkredit zu bringen, vom sowjetischen Blutzoll einmal ganz zu schweigen. Ferner fällt mir eine vergleichsweise primitive Begebenheit aus meinem Wirken als Handwerksgeselle der »Freien Marktwirtschaft« ein. Mein Chef wollte zu einer wichtigen Restauratoren-Konferenz reisen, fand aber seine Brieftasche nicht, obwohl er Büro und Laden auf den Kopf stellte. Also kam er zu mir in die Werkstatt, drückte mir den Schlüssel seines schwarzen *Mercedes 300* in die Hand und sagte: »Fahren Sie mal eben in meine Zweitwohnung, Herr R., vielleicht steckt die Brieftasche da in irgendeiner Jacke!« Er lebte damals gerade in Scheidung. Befehl war natürlich Befehl – zumal sein Auto trotz des Raketentriebwerkes wie ein Kater schnurrte. Ich fühlte mich also wieder einmal stark geschmeichelt. Argwohn faßte ich nicht. Prompt durchsuchte ich seine Zweitwohnung vergeblich nach der Brieftasche. Auf der Rückfahrt dämmerte mir freilich: wenn er jetzt behauptet, du hättest die mit Banknoten vollgestopfte

Brieftasche selber verschwinden lassen, bist du angeschissen. Denn wie wolltest du ihm das Gegenteil beweisen, solange die Brieftasche nicht wieder auftaucht?

Diese mögliche Falle ging jedoch glücklich an mir vorüber. Er nahm seinen Autoschlüssel mit der beinahe beiläufigen Bemerkung entgegen: »Schon gut, Herr R., Frau Z. hat die Brieftasche inzwischen in meinem Kittel gefunden.« Z. war die Näherin. Er hatte in der Nähstube zugeschnitten und dabei seinen Kittel ausgezogen, weil Frau Z. unterdessen wie der Teufel Gardinen bügelte. Es war ihm zu heiß geworden. Mir, in seiner Zweitwohnung und dann auf der Rückfahrt, auch.

∞ Verfaßt um 2015 • Siehe auch → Politik, Zapata (Partisan) → Stierkampf

Faschismus

Er starb mit 91 in der Stadt meiner antiautoritären Schülerzeit, Kassel. Er hatte mehr Erfolg als ich. Ergo hat **Gerhard Fieseler** (1896–1987) Straßen. Er hat Straßen in seinem Geburtsort Bergheim-Glesch (bei Köln), ferner in Zweibrücken und Gifhorn, zudem einen Weg in Baunatal bei Kassel, wo der vierrädrige Fortschritt zu Hause ist, ich sage nur *Volkswagen*. Dann gibt es noch ein verschämtes Sträßchen »Am Fieseler Werk« in Lohfelden bei Kassel und eine »Fieseler-Storch-Straße« in Calden bei Kassel. Die Fuldametropole Kassel war Fieselers wichtigster »Standort«, wie so etwas heutzutage heißt.

Fieseler fuhr nicht; er flog und baute Flugzeuge. Von diesem Weg konnte ihn auch sein erster Absturz nicht abbringen, der ihn bereits bei der Pilotenprüfung ereilte. Dafür überlebte er den Ersten Weltkrieg als »Tiger von Mazedonien« (19 Abschüsse), um sich anschließend nur noch als Kunstflieger zu beteiligen. Die geballte Menschenjagd hatte eine Pause, Weimarer Republik genannt. Auch als Kunstflieger war Fieseler erfolgreich. Doch man wird ja nicht jünger, und so widmete er sich ab ungefähr 1930 dem Flugzeugbau. 1938 wiesen seine drei Werke in Kassel-Ost bereits rund 5.300 Beschäftigte auf, später wohl noch mehr, darunter selbstverständlich streckenweise auch viele ZwangsarbeiterInnen. Ein Jahr früher war er von Reichsluftfahrtminister Göring persönlich zum *Wehrwirtschaftsführer* ernannt worden. Prompt ließ sich Fieseler unmittelbar am Schloßpark Wilhelmshöhe eine Villa bauen, in der Kurhausstraße 9, vollendet 1939. Dann ging das Schießen und Bombardieren wieder los.

Erfreulicherweise (für ihn) konnte Fieseler seine Villa nach dem Zweiten Weltkrieg bald wieder beziehen, nahm doch die »Spruchkammer« der »Rehabilitierungsmaschinerie« (Wiederhold auf S. 274) 1949/50 alle bösen Vorwürfe von ihm und stuft ihn in der Gruppe der »Entlasteten« ein. Wie so viele, Waldecks Fürst Josias etwa, zeigte Fieseler keine Spur von Reue – aus der Sicht seiner Anwälte nur zurecht, war er doch lediglich widerstrebend in den Dienst des Faschismus getreten, ja im Grunde ein Widerstandskämpfer gewesen – und nicht etwa ein Nutznießer der faschistischen Aufrüstungspolitik. Fieseler hatte Dutzende von »Persilscheinen« vorgebracht; dafür waren plötzlich für ihn unangenehme Akten verschwunden. So nahm der reingewaschene »Werksführer« 1951 auf altem Bettenhäuser Betriebsgelände wieder die Produktion auf, diesmal allerdings nicht von Kampfflugzeugen oder selbstfliegenden Bomben, vielmehr von unverfänglichen Metallwaren wie Aluminiumfenster, Kleinmöbel und Lampen (bis 1958). Er hatte jetzt nur noch rund 100 Leute. In seiner Villa machte er außerdem ein Hotel auf, das bis 1966 bestand. Ob er auch selbst noch dort wohnte, und mit wem, sagt Wiederhold nicht. Als Greis litt Fieseler an Krebs. 1987 bekam der steinalte entlastete Träger des *Pour le Mérite* auf dem Kasseler Hauptfriedhof ein Begräbnis »mit allen militärischen Ehren«, wie Thorsten Wiederhold in seinem Buch mitteilt: *Gerhard Fieseler – eine Karriere*, Kassel 2003.

Um 1920 hatte Fieseler in seiner Eschweiler Druckerei (bei Aachen) seine künftige Ehefrau Helene kennengelernt. Den Betrieb schloß er 1926, um sich ganz dem Kunstflug zu widmen. Die Ehe wurde 1938 wieder geschieden. Das Paar hatte zwei Kinder, Sohn Manfred und Tochter Katharina, genannt Ina, die beide 1944 gestorben sein sollen. Trifft das zu, tippe ich auf Luftangriff, in welcher Stadt auch immer. Was das Scheidungsdatum angeht, trennten sich die Eheleute offensichtlich just während der Bauzeit der Wilhelmshöher Villa. Ob und wie andere Frauen in Helenes Fußstapfen (auf dem Perserteppich) traten, ist nirgends zu erfahren. Dasselbe gilt für die Scheidungsgründe. Vielleicht war der guten Helene ja Fieselers rücksichtsloser Opportunismus gegen den Strich gegangen. Ein Foto bei Wiederhold (S. 27) zeigt die kleine, etwas pausbäckige Dame mit Pelzkragen und Töchterchen 1934 in Kassel an der Seite ihres strahlenden Gatten, beide wiederum von schmunzelnden Hakenkreuzlern flankiert: Gauleiter (von Kurhessen) und Preußischer Staatsrat Karl Weinrich und Gaugeschäftsführer Bürckel. Fieseler war soeben als frischgebackener Kunstflugweltmeister aus Paris heimgekehrt. Mit diesem Titel beendete er seine künstlerische Karriere.

Unseligerweise hieß die Mutter meiner Mutter Hannelore, meine Großmutter also, ebenfalls Helene. Diese Helene hatte so wie wahrscheinlich Helene Fieseler und ganz

gewiß Millionen andere im Zweiten Weltkrieg Blutzoll zu zahlen, indem sie ihren ältesten Sohn »im Felde« verlor. Außerdem wurde sie ausgebombt – zufällig in Kassel-Ost, wo es leider nicht nur Mietshäuser, sondern auch Waffenschmieden gab. Beide Vorfälle verstärkten eine wohl ererbte Veranlagung zum »Nervenleiden« beträchtlich. Dafür machte, soweit ich zurückdenken kann, in meiner Familie niemals einer Gerhard Fieseler verantwortlich. Den Namen kannte ich gar nicht, auch nicht von meiner abgekürzten Gymnasialzeit her – kein Abitur. Hätte man wenigstens meinen Großvater Heinrich verantwortlich machen sollen? Lieber nicht. Der Volksschullehrer war pflichtbewußt mit in den Krieg gezogen und kehrte als angesehener Hauptmann einer Brückenbaukolonne zurück, die zuletzt auf dem Balkan tätig gewesen war. Möglicherweise war er, im Gegensatz zu Fieseler, wirklich »nur« ein sogenannter Mitläufer gewesen. Der jüngere Bruder meiner Mutter behauptet sogar, Hauptmann Heinrich V. habe auf dem Balkan zuletzt einen Befehl verweigert, DorfbewohnerInnen »vergeltungsweise« erschießen zu lassen, als Vergeltung für die ständigen Übergriffe frecher einheimischer Partisanen. Durch das Chaos des deutschen Rückzugs sei er dem »Kriegsgericht«, also wohl seinerseits dem Erschossenwerden entgangen. Heinrich war fromm. Gott hatte ihn hineingeritten, und dann riß ihn Gott wieder heraus.

Um 1990 warf ich in Berlin, wo ich mich die letzten Jahre als Aktmodell über Wasser gehalten hatte, das Handtuch. Ich hatte zunehmend mit verschwommenen Ängsten zu kämpfen und sah mich bereits auf der Schwelle zu *Bonnies Ranch* in Reinickendorf, einer sogenannten Nervenklinik. Aber soll ich das ebenfalls, wie im Falle meiner Großmutter, auf eine ungünstige Veranlagung schieben? Es war Pech, jawohl. Es war Erfolglosigkeit, Niederlage, Bankrott. Ich war um 40 und war nichts geworden. Damals ergriff ich die übliche Alternative zur Irrenanstalt: ich flüchtete mich in den Schoß der Heimat und unter die Schürze meiner Mutter. Die Zugfahrt war ein Horror, ich wurde ausschließlich von Unruhe und Wahngelbten begleitet. Kaum in die Wohnung meiner Mutter eingetreten, brach ich zusammen. Ich kniete vor einem Sessel und klopfte mit der Stirn das Polster – wurde von einem regelrechten Heulkampf geschüttelt und stammelte dabei wohl auch schon Worte in dem genannten Sinne: ich sei gescheitert, ein Versager, es hätte alles keinen Zweck mehr und so weiter.

Offenbar gelang es meiner Mutter, mich zu beruhigen. Wie, könnte ich nicht mehr sagen. Aber von ihrer Liebe einmal abgesehen, war sie auch gewissermaßen vom Fach, das half ihr vielleicht. Ursprünglich Geschiedene, Schreibkraft, Altenpflegerin und dann Krankenschwester, hatte sie sich noch weiter fortgebildet, um zuletzt ein Wohnheim für »Geistigbehinderte« zu leiten. Zufällig lag es in der oben erwähnten Kurhausstraße, nur

nicht in Nr. 9, Fieselers Villa, sondern noch näher zum Schloßpark hin. Es war eine Einrichtung, die man landläufig »gemeinnützig« nennt. Allerdings dürfte auch Fieseler davon überzeugt gewesen sein, er habe stets, ob als Kampfflieger, Flugzeugbauer oder Hotelier, dem Gemeinwohl gedient. Und dafür hat er eben die eingangs genannten Straßen und das Begräbnis »mit allen militärischen Ehren« bekommen. Meine Mutter wurde vor einigen Jahren, wohl ihrem Wunsch gemäß, schlicht verbrannt und verscharrt. Ihre Urne steckt unter einer Rasenfläche für »anonym« Bestattete.

∞ Verfaßt 2014

Josias Erbprinz zu Waldeck und Pyrmont (1896–1967) residierte bis zu seinem Tod mit geringen Unterbrechungen in Arolsen, das ein in vielen Kunstführern gerühmtes Barockschloß hat. In Wolfgang Meddings umfangreicher Stadtgeschichte *Korbach* von 1955, die auch als wichtiges Werk zur Geschichte des Fürstentums Waldeck gilt, taucht der Erbprinz mit keinem Sterbenswörtchen auf. Für Medding hat er nie existiert.

Dabei hatte Josias sicherlich nicht nur einmal in der nahen Kreisstadt Korbach zu tun. Vor mir liegen Fotos. Reichsbauernführer Darré spricht vor 7.000 Leuten auf dem Hauerplatz. Die Parade in der Hindenburgstraße nimmt Josias ab. Wie sich versteht, trägt er die schwarze Uniform der SS. Josias war nicht irgendwer. Als einer der ersten Vertreter des deutschen Adels hatte er sich gleich 1929 – da ließ sich das Fürstentum Waldeck endlich von Preußen einverleiben – der SS angedient. Er sorgt dafür, daß seine Residenz Arolsen Garnisonstadt und eine Hochburg der Nazis wird. Bei der »Ausschaltung« der um Ernst Röhm gruppierten SA-Führung legt er sich vor Ort – in München – ins Zeug. Eine Zeitlang ist er als Laienrichter an den brutalen Urteilen des Berliner »Volksgerichtshofes« beteiligt. Schließlich macht ihn sein Duzfreund Heinrich Himmler zu einem der 47 Höheren SS- und Polizeiführer des »Dritten Reiches«. In Fragen der Gerichtsbarkeit untersteht ihm damit auch das KZ Buchenwald bei Weimar. Noch im Frühjahr 1945 befiehlt er dessen Evakuierung, was Hunderten Häftlingen das Leben kostet.

22 Jahre später stirbt der 71jährige Landesfürst selber – in Frieden. Die Lokalpresse hat es leicht, den Toten in weißer Weste zu geben, weil niemand in dem Dreck zu stochern wagt, der längst unter den Teppich gekehrt worden ist. Wegen seines »untadeligen« Lebenswandels, den man ihm nun bescheinigt, war Josias 1947 von einem US-Militärgericht zu lebenslanger Haft verurteilt worden. 1948 zu 20jähriger Haft begnadigt, verurteilte ihn ein Jahr darauf eine deutsche Spruchkammer zu fünf Jahren Arbeitslager abzüglich der bisherigen Haftdauer und zur Abgabe von 70 Prozent seines Vermögens.

Selbst das war angesichts des nahenden Wirtschafts- und Verzeihungswunders noch zu viel. So wird er schon 1950 zum »Hausarrest« auf sein fürstliches Anwesen in Arolsen entlassen, und auch sein Vermögen bleibt nahezu unangetastet. Schließlich ist Sprößling Wittekind da, der solide erzogen und ausgebildet werden muß.

Zwar schreibt auch Gerhard Menk keine Geschichte von unten, doch muß man dem Marburger Staatsarchivar zugute halten, die schändliche Rolle des Josias in seinem Büchlein *Waldecks Beitrag für das heutige Hessen* (2001) nicht verschwiegen zu haben. Über das 1949 in Fritzlar stattfindende Spruchkammerverfahren gegen Josias gibt er sogar Details, die Anke Schmelings bahnbrechende Josias-Studie von 1993 ergänzen. Scharen angereister AnhängerInnen stützten ihrem »Fürsten« den Rücken. Es kam zu Tumulten, die nur durch Polizeieinsatz unterbunden werden konnten. Von Reue bei Josias keine Spur. Vielmehr bemüht er sich in geschickter Demagogie, sein disziplinarisches Vorgehen gegen den Buchenwald-Lagerleiter Karl Koch mit dem antifaschistischen Widerstand in Verbindung zu bringen. Das nennt Menk frivol. Ein schockierter US-Offizier versichert in seinem Bericht, auf dem Niveau der »Entnazifizierung« werde in Deutschland keine Demokratie bestehen können.

Inzwischen (2007) hat Sprößling Wittekind, Jahrgang 1936, schon seinerseits die 70 überschritten. Mit dem Titel des »Fürsten« übernahm er von seinem Vater den Sinn für die rechte Traditionspflege. Hessens Ministerpräsident Roland Koch wußte das 2001 durch die Verleihung eines Verdienstordens zu würdigen. Unter Wittekind mehr oder weniger heimlichen Schirmherrschaft konnten in Arolsen noch um 1990 die regelmäßigen »Kameradschaftstreffen« verschiedener SS-Einheiten und Wehrmachtsverbände stattfinden. Sein Ruhestand ist gesichert. Das Land Hessen, das sein verkommenes Barockschloß für veranschlagte 20 Millionen Euro sanieren läßt, räumte ihm dort ein Wohnrecht auf Lebenszeit ein. Sein Vermögen – auf 3.000 Hektar Land- und Waldbesitz fußend – wurde vor rund 20 Jahren auf 65 Millionen Mark geschätzt.

Damals empfing er eine Journalistin der *Frankfurter Rundschau*. Anne Riedel* erkundigte sich auch, wie Wittekind mit seinen berühmten Paten umgehe. »Überhaupt nicht.« Sich von ihnen zu distanzieren oder zu lösen, halte er für überflüssig. »Die haben sich von mir gelöst. Als ich neun war, waren die tot.« Nur von daher spricht Wittekind von einem »Fehlgriff« bei der Auswahl seiner Paten – sie konnten sich nicht mehr um ihn kümmern. Die Paten hießen Heinrich Himmler und Adolf Hitler.

∞ Verfaßt 2007

* »Die Anhänglichkeit der alten Kameraden«, *FR* 7. Juli 1988

Es gab etliche Frauen, die sich im Faschismus geschunden und in der ihn ablösenden Demokratie hintergangenen sahen. Ich denke beispielsweise an die kommunistisch gestimmte Bergmannstochter und Seifenverkäuferin Martha Hadinsky, die sich 1963 mit 51 umbrachte. Diesen leidgeprüften Frauen stellte ich einmal verschiedene, stets mit Samthandschuhen angefaßte Nazi-Gattinnen gegenüber. Eine von ihnen hieß Lina. Zur selben Zeit, da man der »unbelehrbaren« Martha die karge Rente gestrichen hat, zehrt die etwa gleichaltrige Lina auf der Ostseeinsel Fehmarn, wo sie außerdem ein Hotel betreibt, von einer just vor dem Schleswiger Landessozialgericht erkämpften »Kriegsopfer«-Rente. In ihren Augen war ihr im Sommer 1942 verstorbener Ehemann nämlich »einer unmittelbaren Kriegseinwirkung zum Opfer gefallen«. Und die Frage, wer den Krieg vom Zaun gebrochen hatte, hielt sie anscheinend für unerheblich. Das Gericht schloß sich dieser Sicht (1958) schließlich an.

Das Opfer war kein Geringerer als **Reinhard Heydrich** gewesen, geboren 1904 in Halle/Saale. Im *Brockhaus* ist er sogar mit Paßfoto vertreten. Heydrichs Sterbeort war Prag. Der Polizeigeneral, Leiter des »Reichssicherheitshauptamtes« und nebenbei Vize-»Reichsprotector für Böhmen und Mähren« war damals, als 38jähriger, den Folgen eines auf ihn verübten Anschlages tschechischer Agenten erlegen, die im Auftrag der Londoner Exilregierung und mit Unterstützung einheimischer UntergrundkämpferInnen handelten. Nun war die arme Lina Witwe. Mit ihr und vier Sprößlingen hatte Heydrich bei Prag in Schloß *Jungfern-Breschan (Panenske Brzezany)* residiert, wo laut *stern*-Bericht von 2002 »bis zu 120 jüdische KZ-Häftlinge für sie fronen« mußten.* Vordringlich ging Heydrich allerdings als Berliner Cheforganisator der »Endlösung der Judenfrage« in die Geschichte ein. Nach zahlreichen Zeugnissen war die Gattin des kaltblütigen Massenmörders, eine geborene Von Osten, schon um 1930, also mit 20, eine »glühende Nationalsozialistin« gewesen. Manche Quellen bescheinigen ihr geradezu Sadismus. Lina übte maßgeblichen Einfluß auf ihren gleichfalls blonden, gleichfalls ehrgeizigen Reinhard aus, der zwar ein Hüne war, jedoch an seiner dünnen, hohen Stimme und dem entsprechenden Schüler-Schmähnamen *Ziege* gelitten haben soll. Zwar wurde Lina 1948 von einem tschechischen Gericht zu lebenslanger Haft verurteilt – aber dummerweise in Abwesenheit. Himmler hatte ihr geraten, erst einmal nach Bayern abzutauchen. Später kehrte sie in den Schoß ihrer norddeutschen Heimat zurück. Dort konnte sie sich am besten um die Erziehung ihrer inzwischen nur noch drei Kinder kümmern.

Dies alles wußten die Schleswiger SozialfürsorgerInnen zu belohnen. Offenbar hielt Lina ihrem Reinhard auch bis zuletzt die Stange, wie aus ihren Memoiren hervorgehen soll. Von Reue keine Spur. Sie starb 1985 mit 74 Jahren.

∞ Verfaßt um 2018

* Mario R. Dederichs am 6. November 2002: <https://www.stern.de/politik/geschichte/epilog-verdraengung--vertuschung-und-vergebung-3899814.html>

Der riesige **Ladogasee** ist mir vor allem durch Berichte von der Blockade Leningrads im Zweiten Weltkrieg unvergeßlich. Er erstreckt sich rund 40 Kilometer östlich der damaligen 2,5-Millionen-Stadt gen Norden. Der Roten Armee diente er nicht unbeträchtlich als Versorgungs- und Evakuierungsweg. Aber die Opfer der Blockade waren noch weitaus riesiger als der Ladogasee. Wenn es Rekorde im Massenmord geben sollte, gebührt den deutschen Faschisten sicherlich eine Olympische Medaille. Ihre Abriegelung der stolzen Stadt am Finnischen Meerbusen, begonnen im Herbst 1941, währte fast zweieinhalb Jahre lang. Todesopfer, meist Verhungerte: über eine Million. Durch eine Eroberung hätten die Faschisten die Bevölkerung im Häuserkampf am Hals gehabt und außerdem anschließend auch noch ernähren müssen. Deshalb kam sie die Einschließung erheblich billiger, so dachten sie: man läßt die Leute einfach verhungern. Immerhin bot der Verzicht auf Eroberung oder gar Flächenbombardierung der örtlichen Industrie die Möglichkeit, die Sowjetarmee nach wie vor mit Waffen zu beliefern – sofern die ArbeiterInnen noch nicht verhungert, von Seuchen weggerafft oder auf der Flucht umgekommen waren. Im ganzen soll die Rote Armee rund 1,3 Millionen Menschen aus der Stadt geschleust haben. Doch auch die Versorgung oder Flucht über den meist zugefrorenen See war verlustreich. Die Faschisten versuchten das natürlich durch Panzerbeschuß, Jagdflugzeuge und Bomber zu unterbinden, und die sowjetische Abwehr konnte es nicht immer verhindern. Viele übermüdete LastwagenfahrerInnen ließen ihr Leben. Am erfolgreichsten waren die Faschisten mit Bomben, die sie kurzerhand im Bereich der Fahrstraßen aufs Eis krachen ließen. Die ausgemergelten Städter, die sich vielleicht schon am rettenden Nordufer wähnten, versanken grausam mitsamt ihren Lastwagen in den eisigen Fluten. Man fragt sich kopfschüttelnd, woher später Funktionäre von gewissen westdeutschen Verbänden die Unverfrorenheit nahmen, für ihre (1945) vor der Roten Armee gen Oder und Elbe flüchtende Klientel die Krone des Vertriebenenschicksals zu beanspruchen. Sie stellten die Kriegsgeschichte geradezu auf den Kopf. Dagegen wartet eine Bundesoberbehörde, die dem deutschen Innenministerium untersteht, erstaunlicherweise noch zur Stunde mit

einer ziemlich selbstkritischen Darstellung auf.* Lesen Sie Erica Zinghers Artikel möglichst bald, bevor Nancy Faeser oder Annalena Baerbock ihn kippt.

∞ Verfaßt 2022

* <https://www.bpb.de/themen/deutschlandarchiv/340408/leningrad-niemand-ist-vergessen/>, 17.

September 2021

Die Sintiza **Erna Lauenburger** (1920–44) ging nicht in den *Brockhaus*, aber immerhin in ein Buch für Kinder ein. Als Mädchen mit der Berliner Autorin Grete Weiskopf befreundet, durfte sie eine Hauptrolle in deren Roman *Ede und Unku* spielen, der 1931 im *Malik-Verlag* erschien. Unku war Ernas Sinti-Name. Bald darauf zog sie mit ihrer Familie nach Magdeburg, wo sie ins polizeilich überwachte *Zigeunerlager Holzweg* geriet. Von dort aus wurde 1938 zunächst ihr Gefährte **Otto Schmidt** im Rahmen des faschistischen Kampfes gegen »Arbeitsscheue« ins KZ Buchenwald geschickt, wo er 1942 umkam. Er war 24. Lauenburger dagegen, inzwischen zweifache Mutter, wurde im März 1943 mit allen rund 160 Insassen des Magedeburger Lagers, vorwiegend Kinder, nach Auschwitz verschleppt. Laut *Wikipedia* wird die 22jährige ein Jahr darauf ermordet. Leider war sie beileibe nicht die einzige: Viele Tausend Sinti und Roma kamen allein im Ausschwitzer »Zigeunerlager« um. In Berlin und Magdeburg gibt es inzwischen *Ede-und-Unku-Wege*.

Lauenburgers Gefährte Schmidt hatte in Buchenwald zu den zahlreichen Opfern des Lagerarztes Waldemar Hoven gezählt, der Häftlinge emsig als Versuchskaninchen benutzte oder sie auch ohnedem wunschgemäß »abspritzte«, sofern seine SS-Kameraden meinten, sie taugten nichts mehr. Dieser prominente Weißkittel kommt auch in Alexander Zinns Biografie* über den thüringischen/tschechischen schwulen Dachdecker Rudolf Brazda vor, der Buchenwald überlebte. Dafür fanden etliche Freunde Brazdas den Tod, beispielsweise der Schlosser **Leopold Kretzschmar** (33) aus Altenburg, der Ende 1943 ins berüchtigte Buchenwalder Außenlager Dora (bei Nordhausen) gesteckt wurde, wenn mich meine Notizen nicht täuschen. Da hieß es Zwangsarbeit leisten untertage – die Vorstufe zum Sarg. Ich erwähne dies, weil die Häftlinge mit den *rosa Winkeln*, die Homosexuellen, wie die »ZigeunerInnen« eine starke Opfergruppe darstellen, die oft im Schatten »der Judenverfolgung« zu stehen hat. Dem entsprach die Benachteiligung dieser Opfer selbst nach 1945.

Zinns Buch macht dies alles hervorragend deutlich. Nebenbei stellt er den kommunistischen KZ-Häftlingen (im allgemeinen) ein ziemlich schlechtes Zeugnis aus – womit er ins gleiche Horn bläst wie beispielsweise Margarete Buber-Neumann in ihren

empfehlenswerten Erinnerungen.** Darin kommt auch das Ende von einer Freundin Kafkas vor, Milena Jesenská, mit der sich Buber-Neumann im KZ Ravensbrück angefreundet hatte.

∞ Verfaßt 2012

* Alexander Zinn, »Das Glück kam immer zu mir« / Rudolf Brazda – das Überleben eines Homosexuellen im Dritten Reich, Ffm 2011, bes. S. 242–48

** Als Gefangene bei Stalin und Hitler, urspr. Köln 1952, viele Ausgaben

Sollte man einen Schwerverbrecher, der als Polizeioberrat in Pension gehen durfte, übersehen? *Brockhaus* gelingt es. Das mag jedoch entschuldbar sein, weil wir, soweit ich sehe, erst neuerdings ein halbwegs verlässliches Bild von **Konrad Rheindorf** (1896–1979) haben.* Danach war er als junger Mann im Ersten Weltkrieg gehärtet worden. 1920 zur preußischen Schutzpolizei gestoßen, stieg er bis 1933 (in Weilburg und Kassel) bis zum Polizei-Hauptmann auf. Flugs in die *NSDAP* eingetreten (1. Mai 1933), sah er sich nun zunehmend wieder vor militärische Aufgaben gestellt, denn die »inneren Feinde« ruhten nicht. 1936 schon Polizei-Major, wurde er in Bochum und Witten (Ruhrgebiet!) als Hundertschaftsführer verwendet. Dann entdeckte ein Vorgesetzter Rheindorfs pädagogische Begabung, sodaß er 1941 an die Polizeioffiziersschule in Fürstenfeldbruck, Südbayern, versetzt wurde. Allerdings konnte er lediglich knapp zwei Jahre lehren, weil die Erfolge der Wehrmacht im Osten nach Stabilisierung schrieten. So wurde er Anfang 1943 zum Stab des Polizei-Regiments 25 nach Lublin, Polen, abgeordnet. Dazu bemerkt Autor Schreiner-Bozic, Kriminalbeamter und Forscher in München, der Bezirk Lublin sei, unter dem *SS*- und Polizeiführer Odilo Globocnik, ein »besonderer Schwerpunkt in der nationalsozialistischen Vernichtungspolitik« gewesen. Auch Rheindorfs Truppen hätten vor allem bei der Auflösung ländlicher jüdischer Gettos gewütet. Im November 1943 sei es auch zu der berüchtigten *Aktion Erntefest* gekommen, den »größten Massenerschießungen des Zweiten Weltkrieges« mit weit über 40.000 Todesopfern in Majdanek und ähnlichen »Konzentrationslagern«. Dabei sei Rheindorf persönlich nicht anwesend gewesen, da er andernorts Partisanen zu bekämpfen hatte, doch als Regimentskommandeur müsse er genau im Bilde gewesen sein.

Um 1970 hatte Rheindorf Gelegenheit, in einem Ermittlungsverfahren, das nicht ihn betraf, durch einige falsche Aussagen »seine eigene Verantwortung und die seiner Einheiten kleinzureden und zu verleugnen« und alle Schuld auf Globocnik oder dessen Vorgänger Kintrup abzuwälzen. Allerdings habe man ihn anschließend weder für

Kriegsverbrechen noch wegen der Falschaussagen belangt. Es kam (1974) gar nicht zum Prozeß, weil Rheindorf seine »Verhandlungsunfähigkeit« geltend gemacht hatte. Geduld muß man eben haben. Rheindorf war ja damals schon fast 80.

Zurück nach Lublin. Die Großstadt wurde im Juli 1944 von der Roten Armee eingenommen. Die näheren Umstände von Rheindorfs Gefangennahme seien nicht bekannt. In Deutschland galt er zunächst als vermißt. Nun hatte er aber in Fürstenfeldbruck eine Gattin mit zwei Söhnen, die nicht von Luft und Liebe leben konnten. Deshalb setzte die Ehefrau ein Entnazifizierungsverfahren in Gang – das am 10. Juni 1948 mit der Einstufung des Polizeichefs als »nicht betroffen« beendet wurde. Schließlich sei Rheindorf lediglich einfaches Parteimitglied, also weder in SS noch SA gewesen. Damit stand seiner Gattin Unterstützung zu. Mehr noch, bekam sie später sogar die vollständigen Dienstbezüge Rheindorfs, stellte sich doch heraus, daß ihm Besatzer- oder Landesbehörden nie gekündigt hatten. Sieben Jahre darauf, im Oktober 1955, kam auch der Gatte persönlich nach Fürstenfeldbruck zurück. Obwohl er 1950 in Minsk zu 25 Jahren Haft verurteilt worden war, gewährten ihm die sowjetischen Behörden offensichtlich Strafverkürzung. Bereits im folgenden Herbst, 1956, habe er seinen Polizeidienst wieder aufgenommen. Schreiner-Bozic führt das auf eine tiefverwurzelte Seilschaft in der südbayerischen Schutzpolizei zurück, die ihren Kameraden Rheindorf bestens kannte und ihm die Stange hielt. Zuletzt Vizechef der Landpolizei im Regierungsbezirk Schwaben, schenkte man Rheindorf im Hinblick auf seine Pensionierung (Juli 1959) auch noch den eindrucksvollen Titel des *Polizeiberrats*, Aufstockung der Bezüge eingeschlossen.

Der Mann, der an blutigster Verfolgung zahlreicher polnischer Juden, Partisanen, Zigeunern und so weiter »mitgewirkt« hatte, so Schreiner-Bozics vorsichtige Formulierung, verbrachte seinen Lebensabend in Bad Homburg am Taunus. Dort starb er mit 83. Ich hoffe, die *Ampel* im Bad Homburger Stadtparlament gibt demnächst Grünes Licht für die Einrichtung einer *Konrad-Rheindorf-Straße*. Das wird die hessische »Kriegsertüchtigung« sicherlich bedeutend befeuern.

∞ Verfaßt 2024

* Marcus Schreiner-Bozic, »Konrad Rheindorf: Eine typische Polizeikarriere in seiner Zeit?«, in: Band **11** der Buchreihe *Täter Helfer Trittbrettfahrer*, Hrsg Wolfgang Proske, Gerstetten 2021, S. 251–59

Siehe auch → Achtundsechzig, Dörnberg (Stanley Milgram) → Bontjes van Beek (Widerstand) → Gewalt, VerbrecherInnen über uns (Vereinzigartigung des F.) → Kassel, Henschel + Panzer) → Pesch (Horst Wessel) → Schwarberg (Mengele) → Blog R.: Erzählung *Frau im Waagehäuschen*, Kap. 6 (Ofenfirma Topf, Erfurt)

Flüchtlinge

Ansturm auf Pingos Das Problem der Vermassung der Menschheit* gibt mir wieder einmal eine Romanidee ein, die sehr wahrscheinlich nicht zu realisieren ist, jedenfalls nicht von meinem bescheidenen Kaliber. Sie baut auf der Annahme auf, die freie Inselrepublik *Pingos* habe bis in jüngste Zeit, 2015 vielleicht, durchgehalten und dabei auch ihre Unabhängigkeit und ihren Charakter bewahren können. Meine Erzählung *Pingos*, gesprochen ungefähr »Piehngus«, spielt um 1965. In der nördlichen Ägäis unweit der »kastonischen« (griechischen) Küste gelegen, umfaßt die Zwergrepublik rund 5.000 Leute, die längs der umlaufenden Inselbahn in einigen Küstenortschaften leben. Es gibt keine »Streitkräfte«, vielmehr sind sämtliche Grundorganisationen der Republik bewaffnet. Was werden nun die BewohnerInnen des südlichen Dorfes X für lange Gesichter machen, wenn an ihrem Strand ein großes Schlauchboot landet, das mit mindestens 50 mehr oder weniger schwarzhäutigen und abgezehrten Gestalten vollgestopft ist? Wie sich rasch herausstellt, kommen sie aus Libyen und suchen hier, nach entbehrungsreicher Irrfahrt, Asyl – oder auch sonstwo ihr Glück.

Es liegt auf der Hand, daß die Ankunft von afrikanischen Flüchtlingen in einer kleinen anarchistisch gestimmten Inselrepublik wie Pingos gewaltige Probleme aufwirft, nicht zuletzt moralische. Zurückschicken kann man sie kaum. Wer wollte diese Menschen? Wo würden sie nicht schikaniert? Andererseits hat Pingos mit Grund sehr strenge Aufnahmebestimmungen. Es kann sich weder Dutzende oder gar Tausende von zusätzlichen hungrigen Mäulern noch neue Mitglieder leisten, die wahrscheinlich kaum den geringsten politischen und charakterlichen Anforderungen genügen. Bekanntlich flüchten auf den Booten nicht unbedingt die aufgeklärtesten und uneigennützigsten BewohnerInnen Afrikas. Wie soll man auf einen Schlag Dutzende von Konsumsüchtigen, Karrieristen, schnöden Gaunern oder auch nur seelisch und körperlich Zerrütteten verkraften?

Gewiß sind fürs erste Notlösungen denkbar. Vielleicht verwandeln sich diese sogar in Zündstoff, der einem Roman, der keine heile Welt vorgaukeln möchte, nur willkommen sein kann. Die schwarzen »Gäste« könnten sowohl mit lästigen wie angenehmen Überraschungen aufwarten: etwa Diebstahl hier, Bereicherung durch praktische Vorschläge dort; ein sexueller Übergriff – eine neue Liebe für ein Mauerblümchen; eingeschleppte Krankheit – Heilkunde aus dem Busch und dergleichen mehr. Weitere Konflikte werden sich selbstverständlich aus der Erörterung des Hauptkonflikts ergeben.

Vielleicht sprechen sich etliche RepublikanerInnen für eine unbarmherzige Abschiebung aus. Andere zerfließen vor Mildtätigkeit. Neoliberale oder kommunistische Blätter aus aller Welt werden Pingos mit Häme und Verleumdungen übergießen. Vielleicht gibt es sogar vereinzelte einheimische Gewalttaten *gegen* die Flüchtlinge. Immerhin ist die gesamte Republik bewaffnet, wie ich oben betonte.

Schon diese Steiflichter deuten jedoch auf nichts weniger als eine Zerreißprobe hin, die der kleinen Inselrepublik mit der jüngsten weltweiten Auswanderungswelle bevorsteht. Hinzu kommt freilich ein schlechter Witz. Danach wird die erste Überraschung ja sehr wahrscheinlich keineswegs auch die letzte bleiben. Begegnet man nämlich der ersten Fuhre von 50 oder 70 Leuten mit Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft, kommen über kurz oder lang die nächsten Fuhren, weil sich die Angelegenheit in Windeseile bis zum Kap der Guten Hoffnung herumspricht. Schließlich schreiben wir 2015, da gibt es Satellitenfernsehen und Mobiltelefone. Ergo wird die Inselrepublik jede Wette von einer wahren Flüchtlingswoge überspült. Wehrt sie sich dagegen, wird sie unweigerlich militarisiert, verroht – und zerstört. Tut sie es nicht, erhalten wir das gleiche Ergebnis.

Ein weiteres Problem sehe ich in mir selbst, dem Autor. Es betrifft die Figuren der Flüchtlinge. Ich traue mir nicht zu, mich hinreichend in ihre Lage und ihre Haut zu versetzen und sie entsprechend überzeugend handeln zu lassen. Anton Tschechow, Martin Andersen-Nexö, Robert Merle hätten es gekonnt. Allgemeiner gesprochen, bin ich vom Naturell her ohnehin weder ein begnadeter Erzähler noch ein begnadeter Psychologe. Ich bin der letzte Aufklärer und der letzte Enzyklopädist. Nach mir die Sintflut.

∞ Verfaßt 2020

* Bezug auf eine früher vorausgegangene Betrachtung mit dem Titel »Raum ade«

Siehe auch → Faschismus, Ladogasee

*Lieber KO, nachdem das berühmte Segelschulschiff unserer Marine **Gorch Fock** für ungefähr 135 Millionen Euro saniert worden ist, hat sich meine knallblonde Tochter gesagt, auf so einem teuren, schicken Renner würde sie sich als **Matrosin** sicherlich gut ausnehmen. Sie wissen ja, das Militär akzeptiert seit der rotgrünen Machtergreifung auch Weiber. Jasmin will sich also bewerben und übt an unserem Balkongeländer bereits das Selfie-Schießen an der Reling. Ihre Mutter tobt – zumal wir in der Ex-Platte ganz*

oben wohnen. Sollte man aber solcher emanzipativen Forschheit, wie Jasmin sie verkörpert, Steine in den Weg legen? Ergebenst Ihr Arnold F., Halle-Neustadt.

Lieber Herr F., ich will kein Blatt vor den Mund nehmen und Ihnen versichern, der Namensgeber des berühmten Segelschulschiffs war ein Arschloch. Offiziell gilt er als Schriftsteller. Zwar bemühen sich immer mal wieder einige AnhängerInnen, Gorch Fock zum »Karl May des Meeres« auszurufen, doch bislang überdauerte sein Name weniger in seinen Büchern, dafür in Straßen, Schulen, Plätzen, Mettwürsten, Schnäpsen und eben jenem Renner, in den sich Ihre Jasmin verliebt hat. Dessen Vorläufer war am 3. Mai 1933, also vermutlich unter Hakenkreuzfahnen, auch schon als *Gorch Fock* vom Stapel gelaufen. Fock selber, geboren 1880, wuchs auf Finkenwerder (Hamburg) als Sohn eines Hochseefischers auf. Zu seinem Leidwesen als seeuntauglich befunden, war er notgedrungen Buchhalter geworden. Ab 1904 hielt er sich freilich als Schriftsteller schadlos, indem er das Fischer- und Matrosenleben und den beifallsträchtigen Kampf gegen die Naturgewalten in zumeist auf plattdeutsch verfaßten Texten verherrlichte, die rasch Zuspruch fanden. Seinen Roman *Seefahrt ist not!* kannte und liebte zumindest an der »Waterkant« jedes Kind, das sich nach verwegenen, oft auch vaterländischen Heldentaten verzehrte. Die Hamburger Schulbehörde bestellte 1913 gleich 8.000 Exemplare, angeblich die gesamte zweite Auflage, »um sie den Schulabgängern (nur den Jungen!) als Weihnachtsgabe zu überreichen«, wie mich ein Hamburger Gewerkschaftler belehrt.* Das müßte mir mal passieren!

Andererseits sehe ich ein, daß auch Frauen Arschlöcher haben und daher neuerdings mit Macht zur Macht drängen. Nur sind die Chancen, Jasmin könnte sich unter 23 knallweißen Segeln unbemerkt bis zur Krim vorpirschen, doch eher gering. Hat sie einen Führerschein? Na also. Ich schlage vor, sie bewirbt sich bei einem Panzerbataillon. Auf den Panzern, mit denen Baerbock jetzt verstärkt den Herren Biden und Selinski in den Arsch kriecht, sind Männer wie Frauen stets gut getarnt (meistens braun). Auf diesem Wege wird es gelingen, ganz Rußland zu unterwandern und im entscheidenden Augenblick, wenn Nato-Chef Stoltenberg das Signal dazu gibt, überall die orangefarbenen Flaggen durch die Gully-Roste zu recken.

Auch Gorch Fock kämpfte, als Freiwilliger des Ersten Weltkrieges, zunächst bescheiden als Landratte, nämlich bei der Infanterie. Im Frühjahr 1916 setzte er allerdings doch noch seine Seetaufe durch: er wurde Matrose auf dem Kreuzer *SMS Wiesbaden*, wohl vornehmlich als Ausguck und Berichterstatter verwendet. Mit diesem Schiff ging der 35jährige Patriot und Familienvater noch im Mai desselben Jahres in der berühmten Skagerrakschlacht (gegen die Briten) glorreich in der Nordsee unter.

Hatte Ihre Tochter eigentlich in Mathematik gute Noten? Sie könnte doch einmal erwägen, was man bereits mit einer Million Euro alles anstellen kann. So ließen sich dafür sicherlich etliche Kilometer Autobahn in Gemüsefelder umwandeln. Und dann erst für jene 135 Millionen von der Schulschiffssanierung! Es käme glatt zu Überproduktion, sodaß wir das halbe Gemüse nach Afrika oder Asien verschenken müßten. Bundesverkehrsminister Wissing soll freilich anders drauf sein. Er möchte die Autobahnen dichter und breiter haben, und dies so schnell wie möglich. Auf den angebauten Spuren könnten die Autokonzerne dann ihre Halden-Modelle parken, damit sie nicht in den Himmel wachsen, die Halden. Ich fürchte, im Mittelalter hätten sie so einen wie Wissing einfach mal für ein paar Monate, zur Erholung der Pferde, vor die im Wegebau eingesetzten Steinwalzen geschirrt.

Nebenbei, Herr F.: Achten Sie einmal darauf, wie sehr wir in den jüngsten Jahrzehnten darauf getrimmt worden sind, eine Million als Klacks oder Peanuts zu empfinden. Das ist natürlich nur ein Seitenstück zu der Entwertung, die wir auch auf dem Finanzmarkt oder auf den Schlachtfeldern beobachten können. Nur wenn die Frage so steht, ob 135 Millionen Ukrainer genauso viel wert sind wie 135 Millionen Russen, wissen bereits GrundschülerInnen die korrekte Antwort. Die Ukrainer sind hundertmal soviel wert.

∞ Verfaßt 2023, für die Blog-Rubrik *Kummerkastenonkel*

* Ralph Busch, »Schwieriges Gedenken an Gorch Fock«, *hlz* (GEW Hamburg), 7–8 / 2016:

https://www.gew-hamburg.de/sites/default/files/download/hlz/hlz_2016_juli-august_gorch_fock.pdf

Fortschritt

Als 30jähriger trat der bald darauf berühmte polnische Schriftsteller **Henryk Sienkiewicz** (1846–1916) eine ausgedehnte Reise durch Nordamerika an. Das war 1876. Bei einer Jagdexpedition, die sich am North Platte River, Wyoming, orientierte, kam er sogar den *Black Hills*, die ich von → Welskopf-Henrich her schon fast wie meine Westentasche kenne, immerhin bis auf Sichtweite nahe. Als Jahreszeit nennt er in seinem nie langweiligen Buch *Briefe aus Amerika* den Frühherbst oder »Indian Summer« (Altweibersommer), wahrscheinlich des Jahres 1876, vielleicht auch 77. Es war genau die Zeit, in der jenes eindrucksvolle Bergmassiv, das den Prärieindianern als heilig galt, hoffnungslos von Goldschürfern überlaufen wurde, deshalb berichtet der Pole davon. Ihm

zufolge waren die *Black Hills* den Sioux erst 1874 von der US-Regierung feierlich als Heimstatt zugesprochen worden, doch der Goldrausch fegte auch diesen Vertrag alsbald in alle Winde. Zunächst kamen, im Herbst 1874, rund 30 gut bewaffnete Abenteurer, die sich durchs »feindliche« Indianerland schlugen; im Mai 1875 hätten im Kies des French Creeks bereits 5.000 nach Gold geschürft. Während es die Regierung gegenüber den Eindringlingen im wesentlichen bei Ermahnungen beließ, ging sie gegen die sich wehrenden Sioux bekanntlich mit Pulver und Blei vor. Sienkiewicz sympathisiert natürlich mit den Indianern, wenn er auch wiederholt ihren »impertinenten« Körpergeruch beklagt. Er führt sogar die bald darauf legendäre, für die Sioux ausnahmsweise siegreiche »offene Feldschlacht« am Little Bighorn vom Juni 1876 und die beiden Häuptlinge Crazy Horse und Sitting Bull an.

Beim selben Planwagen-Treck durch die Prärie, der hauptsächlich auf Antilopen und Büffel geht, treffen die Jäger auch eine Bärin mit zwei Jungen, woraus sich eine fast zirkusreife Nummer ergibt. Die angeschossene Bärenmutter verfolgt Expeditionsleiter Woothrup, der sich zu einem Baum flüchtet, diesen in seiner Panik jedoch lediglich mit Armen und Beinen umklammert, statt ihn zu erklettern. Die wutschnaubende Bärin hätte ihn sicherlich zerfleischt, wenn ihr nicht eins ihrer Jungen zwischen die Hinterbeine geraten wäre, als sie sich bereits in Woothrups Rücken furchterregend aufrichtete. Das Kind brachte sie zu Fall. Das steigerte den Zorn der Bärin gewaltig, lenkte ihn freilich auf das ungeschickte Bärenjunge, das sie unter Gebrüll sogleich mit schweren Prankenhieben bearbeitete, wodurch es umkam. Doch inzwischen waren andere Jäger zur Stelle und erschossen die Rasende mit ihren Henrystutzen. Das zweite Bärenjunge wurde eingefangen und – an eine Kette gelegt – dem Treck eingegliedert. Woothrup kam mit dem Schrecken und der Zerknirschung davon. Nicht schlecht war der Scherz, den sich der alte Trapper Left Hand abends am Lagerfeuer erlaubte. Es sei sicherlich sehr umsichtig, sich vor einem angreifenden Bären auf einen Baum zu flüchten, nur dürfe man dabei nicht »das falsche Ende« des Stammes erwischen.

Wie vom Nachwortautor meiner Ostberliner Ausgabe der *Briefe aus Amerika* zu erfahren ist (Heinz Olschowsky, 1969), schwebte Sienkiewicz und einigen anderen Emigranten zunächst vor, in Kalifornien Land zu kaufen und eine Art Kommune oder Künstlerkolonie zu gründen, wobei sie sich angeblich am Modell der bekannten, gleichfalls schon gescheiterten Bostoner *Brook Farm* orientierten. Dieses Vorhaben zerschlug sich, obwohl es in Anaheim zu einem Landkauf gekommen sein soll. Zu den Betreibern und Geldgebern des Projekts hatte auch die polnische Schauspielerin Helena Modrzejewska gehört, die mit einem Gutsbesitzer verheiratet war. Sie wurde dann in den Staaten

ebenfalls wieder als Bühnenfee gefeiert. Ich wäre nicht erstaunt, wenn alle Beteiligten an jenem Vorhaben in sie verliebt gewesen wären und damit guten Zunder an das Unternehmen gelegt hätten. Sienkiewicz selber war, nach der Reise, im ganzen dreimal verheiratet. Er starb 1916 mit 70 (und Nobelpreis) in der Schweiz.

Zumindest als junger Mann zählte Sienkiewicz unübersehbar zu den Anbetern der mächtigsten Ideologie der Weltgeschichte, des sogenannten Fortschritts. Zwar gibt er zu, bislang hätten die weißen Sendboten des Fortschritts den Indianern vor allem Branntwein, Pocken, Syphilis und andere unbekannte Verelendungsmittel gebracht, doch wenn man den Rothäuten nur etwas mehr von der Zeit ließe, die wir in Europa für die Entfaltung der Zivilisation genossen hätten, und sie geduldig in Demokratie statt im Schußwaffengebrauch unterweise, könnten sicherlich auch sie auf dem Wege westlicher Weißheit fortschreiten. Hier erscheinen Fortschritt und Zivilisation ganz zeittypisch als unbezweifelbare Grundwerte, als *Ding* oder *Sinn an sich* des Menschengeschlechts. Immerhin räumt Sienkiewicz einmal ein, wenn eine hohe Zivilisation »nicht auch Glück« gewährleiste, möge man sie lieber über Bord werfen und wieder auf allen Vieren kriechen, aber was sie denn um Gottes willen sonst noch zu gewährleisten habe, außer Glück, bleibt so andächtig stimmend und verschwommen wie der Frühnebel des Indian Summers, der auf der Prärie liegt. Hat sie höhere Aufträge zu erfüllen, und bitte, welche denn? Ist sie aus ökologischen Gründen unabdingbar? Soll sie die Reise zu Planeten vorbereiten, auf denen uns paradiesische Zustände erwarten? Im übrigen läßt sich ja auch gar nicht leugnen, daß die Yankee-Zivilisation durchaus einigen Menschen Glück beschert hat. Ich denke beispielsweise an den steinreichen Filmzaren Adolph Zukor, der sogar steinalt wurde, 103. Ihm soll die Welt wichtige Streifen wie *Ein Bandit von Ehre* (Jesse James, 1927) und *Dr. Jekyll und Mr. Hyde* (1931) verdanken. Unter → Fotografie habe ich ihn gestrichen.

∞ Verfaßt um 2013

Keine Zeit In Ernst Kreuders *Gesellschaft vom Dachboden* (1946) kommt der Ich-Erzähler bei einem Trödler vorbei, der etliche Pendeluhren feilzubieten hat. Doch keine von ihnen tickt. Wie der Trödler erläutert, hat er sie alle angehalten, weil sie sonst zu viel Zeit verbrauchen würden. Sie fräßen so unerbittlich Zeit wie sie tickten.

Ein treffendes Bild! Pferde fressen Hafer, Autos Benzin – und durch unsere Uhren wird die Zeit genauso knapper wie das Erdöl durch unsere gefräßige Maschinerie. Gegen 1600, also am Beginn unserer sogenannten Neuzeit, kam es plötzlich auf Viertelstunden an: sie wurden jetzt von den Kirchtürmen herabgeläutet. Bei den Stechuhren in unseren

Fabriken geht es bereits um Minuten. Für Fußgänger, die eine »belebte« Straße zu überqueren trachten, können bereits Sekunden entscheidend sein. Geben wir *Stechuhr* bei unserer Suchmaschine ein, möchten wir gefälligst nicht »ewig« auf die Suchergebnisse warten müssen – kein Problem: Der betreffende IT-Riese serviert 36.500 Treffer in 0,38 Sekunden (Oktober 2009). Der Stromverbrauch, unter dem jede einzelne Suchanfrage in Blitzesschnelle durch ein ungefähr stadtviertelgroßes Rechenzentrum gejagt wird, ist gewaltig. Das heißt, Computer fressen Zeit *und* Energie. Erkundigten wir uns nach den drei am meisten zu hörenden oder lesenden Floskeln der Postmoderne, bekämen wir nach *kein Problem* vermutlich *keine Zeit* und dann *alles klar*. Die Zeit ist eben knapper geworden. Man hat sie nur noch selten.

Aus ihrer Knappheit ergibt sich logisch die Folgerung, knausrig mit der Zeit umzugehen. Mein letzter Chef hatte in seinem für Handwerksmeister typischen breitmäuligen, hochbeinigen und PS-starken Geländewagen meistens alle Mühe, *nicht* durch das Hessische Ried oder den Odenwald zu *jagen*. Die Verspätung gehörte nämlich grundsätzlich genauso zu seinem Handwerkszeug wie der Zollstock. Jeder Unternehmer ist auf Auftragsstapel und Zeitdruck angewiesen. Leerlauf und Mußestunden wären sein Ruin. Auf der Durchgangsstraße unterwegs, zwang uns einmal eine rote Ampel an einer Straßenkreuzung einer sonst verschlafen wirkenden Odenwaldortschaft zum Halt. Ich stutzte und deutete von meinem lebensgefährlichen Beifahrersitz aus wortlos auf einen gegenüber liegenden Hausgiebel, an dem in verschlungenen Lettern zu lesen stand: *Gott schuf die Zeit / von Eile hat er nichts gesagt*. Doch dafür hatte mein Chef nur ein überlegenes Grinsen übrig. Nach Belegschaftsgerüchten hatte er als Verkehrsteilnehmer bereits einen mehrwöchigen Krankenhausaufenthalt und einen sechsmonatigen Führerscheinentzug hinter sich; als Unternehmer jedoch blickte er lieber nach vorn. Ich nehme an, er verschwendete auch nie einen Gedanken daran, er könnte auch andere mit ins Unglück reißen, ob MitfahrerInnen oder »gegnerische« VerkehrsteilnehmerInnen. Meinem mitfahrenden Gesellen *Bott*, Hauptfigur eines Frühwerks, kostete die Wut darüber seinen Arbeitsplatz.

Bei seinen Kunden *nicht* überfällig zu sein, kam bei meinem Chef selten vor. Somit unterstellte er seinen Kunden umgekehrt, sie hätten durchaus viel Zeit. Diesem Blickwinkel hat sich kürzlich Franz Schandl in der *Brücke* 145 unter dem Titel »Bitte warten!« gewidmet. Der österreichische Publizist lacht die Leute aus, die neulich noch DDR-Warteschlangen verhöhnten. Heute warten wir alle schon professionell. Behörden, Banken, Bahnchef Mehdorn und Legionen von Ärzten haben nämlich herausbekommen, daß sich ihre Unternehmen sehr einfach »rationalisieren« lassen, indem sie Personal- und

Servicekosten durch Erhöhung der Kundenwartezeiten verringern. Der Kunde steht oder sitzt die Einsparung ab. Er darf das auch durchaus gern in der *Warteschleife* seines eigenen Telefons tun, röchelnd. Deshalb – so Schandl – gingen unsere Besorgungen in der Postmoderne zwar schneller, dauerten aber länger. »Rationalisierung ist beschlagnahmte Zeit. Und niemandem kann man eine Abrechnung schicken für diese nicht ungeschickte Entwendung.«

Die Bosse selber gestatten sich selten ein Ausspannen. Ganz im Gegenteil, als Hobby mußte sich mein eben erwähnter Chef ausgerechnet *Springreiten* erwählen, um auch in seiner Freizeit möglichst viele Hürden vor Augen zu haben. Kreuders *Dachboden*-Leute predigen den *Müßiggang*. Dieses Wort ist erst im Zuge der Industrialisierung zum Schimpfwort geworden. Kreuders »Helden« widmen sich vor allem dem Spötteln und Philosophieren sowie der Schatzsuche. Das sind Aktivitäten, die mein Chef zu Recht *zwecklos* nennen würde.

Zu den schönsten Erzählungen Friedrich Georg Jüngers zählt *Die Pfauen* – diese Vögel hält ein Greis, der im Park seines Herrenhauses verdämmert und schließlich friedlich stirbt, während ringsum Geschütze donnern, Brände lodern und Menschen flüchten. Möglicherweise hat er sein müßiges Leben noch nicht einmal auf Kosten seiner Untergebenen geführt. Er war bestimmt ein gütiger Gutsbesitzer. Das erweist sich zuletzt auch an der halbwüchsigen Gärtnerstochter Therese, der er eine Schmuckschatulle mitgibt. Er selber, vom treuen Diener Anton in Decken gehüllt, bleibt in seinem Korbsessel unter den hohen Eichen des Gutsparks sitzen. Er hängt Erinnerungen nach; indische und ostpreußische Gärten vermischen sich. Angst oder Sorgen kennt er nicht mehr. »Die winzigen Kinder, die in Stechkissen von ihren Müttern fortgebracht oder auf Wagen fortgerollt wurden, konnten sich nicht sicherer fühlen als er. Sie taten es aus Unwissenheit, er aus Wissen.« Der treue Anton, kaum weniger betagt als sein entschlafener Herr, verhält sich so mutig wie konsequent: ehe die Panzer einrollen, schließt er sich auf dem Dachboden des Herrenhauses ein und steckt es in Brand.

Für den Fall, die Welt geht nicht so schnell unter wie sie sich inzwischen dreht, habe ich einmal vorgeschlagen, den nächsten Abschnitt der Geschichte – da wir Altertum / Mittelalter / Neuzeit schon hätten – *Brandneuzeit* zu nennen. Vielleicht verdichtet sich unser Planet in dieser vierten Epoche wieder zur Urknallerbse, während er noch für ein paar Jahrhunderte lodert. In meinen bisherigen sechs Lebensjahrzehnten hat sich das kulturelle Tempo geradezu sprunghaft erhöht. Kaum sind die ersten elektronischen Rechenmaschinen auf dem Markt, werden ihnen Computer nachgeschoben, die sich in Handtaschen und Handys unterbringen lassen. Wir erfreuen uns der Aufmerksamkeit von

Videokameras, die kleiner als Orwells Augäpfel sind. Daran sehen wir, der menschliche Gigantismus geht mit einer atemberaubenden Verkleinerungskunst einher.

Am kleinsten ist zuletzt vermutlich der Mensch – nach Einschätzung des US-Paläontologen Stephen Jay Gould werden uns die Bakterien und Insekten »todsicher« überleben. Schon jetzt sehen wir unsere Moden auf allen erdenklichen Gebieten von Eintagsfliegen beherrscht. Was sich ohne aufgeprägtes *Verfallsdatum* zu zeigen wagt, gilt bereits als anrühig. Daß *schneller leben* zugleich *schneller sterben* heißt, geht in die mit Tumoren vollgestopften Hirne meiner Zeitgenossen nicht hinein. Oder wünschen sie gerade das? Ich bin inzwischen geneigt, Freuds fragwürdigen *Todestrieb* für eine anthropologische Konstante zu erachten. Kaum kann sich ein Dreikäsehoch auf seinen Beinen halten, ist er schon auf die Feststellung erpicht, wer am schnellsten bis zur nächsten Hausecke gerannt ist – kein Stolpern und Auf-die-Nase-Fallen kann ihn von diesen Wettbewerben abbringen. Ein gesunder Menschenverstand müßte es ja eigentlich lächerlich finden, wenn sich einer damit brüstet, eine schwierige Aufgabe ein paar Sekunden rascher als seine Konkurrenten erledigt zu haben. Aber ich fürchte, der Menschenverstand war noch nie gesund. Bekanntlich ist unser Primatengehirn vor der Ära des Faustkeils geradezu explodiert. Daher der Durchmarsch bis zur *Brandneuzeit*.

Hält der Siegeszug der Zeit an, *müssen* Mensch und Planet weichen, weil jene nur auf Kosten des Raumes siegen kann. Im Jagen verflüssigt und verflüchtigt sich der Raum. Ein sprechendes Beispiel lieferte der britische Bomberpilot Andy Green im September 1997, als er in der Wüste von Nevada mit seinem düsengetriebenen Rennwagen *Thrust SSC* im Rahmen etlicher Versuche einen neuen Geschwindigkeitsrekord für Landfahrzeuge aufstellte: mit 1.228 Stundenkilometern und Mach 1,016 – womit er schneller als der Schall gefahren war. Anschaulicher ausgedrückt, fuhr Green mit einem Auto in einer Stunde durch die Wüste, die sich zwischen Basel und Kopenhagen erstreckt. Sein Kerosin-Verbrauch pro *Sekunde*: 16 Liter. Ausgerechnet vom Wochenblatt *Die Zeit* nach seinen Motiven befragt, verwies der Bomberpilot auf Lindberghs Atlantiküberquerung. »Der hatte keine dringende Verabredung auf der anderen Seite des Atlantiks. Er hatte nicht mal Post an Bord. Er flog, um zu beweisen, daß man es tun kann. Aus dem gleichen Grund haben wir die Schallmauer durchbrochen ...« Hier haben wir das Credo aller Technokraten. An ihm orientieren sich heute schon 14jährige, die einen Mitschüler erstechen: aha – es geht! Verglüht unser Heimatplanet, werden die auf den Mond geflüchteten Technokraten ebenfalls befriedigt feststellen, es sei gegangen.

Bekanntlich ist die kürzeste Verbindung zwischen zwei Punkten die Gerade, womit es auch nur logisch ist, die Deckung, Verschmelzung und Explosion der beiden Punkte

anzustreben, denn kürzer geht es dann nicht mehr. Damit stoßen wir auf zwei Mythen, die unseren sogenannten Fortschritt tragen: Teleologie und Theologie. Ich erlaube mir, zunächst meinen Kriminalkommissar Köfel sprechen zu lassen, der mit seinem Kollegen Luckenwalde auf der Galopprennbahn am Boxberg (bei Gotha) weilt. »An der Startmaschine trotzte nach wie vor ein Fuchs, der allerdings eher einem Windhund glich. Bei den kleinen edlen Rennern mit den seidigen Fellen konnte man jede Ader und jede Rippe zählen. Köfel fragte sich, ob ein Pferd in freier Wildbahn wie der Teufel über drei Kilometer preschen würde, nur um sich beklatschen zu lassen, den Tierarzt aufzusuchen, für 150.000 Euro den Besitzer zu wechseln. Von Springpferden wußte er mit Sicherheit, daß sie aus freien Stücken niemals über Teppichstangen oder Friedhofsmauern setzen würden. Vielleicht drehte auch ein Dakota-Mustang bei der Büffeljagd ziemlich auf, aber bestimmt nicht schnurgerade. Die Gerade war auch in diesem Oval auf dem Boxberg gegeben. Geschwindigkeitswahn und Zielstrebigkeit gehörten untrennbar zusammen. Warum sollte sich einer ohne Ziel verausgaben – sich krankrennen für nichts? Das Ziel des unausrottbaren Fortschrittsdenkens im allgemeinen war es, in der Schöpfung, die man nicht selber in Gang setzen durfte, wenigstens die Nase vorn zu haben. *Macht euch die Erde untertan.*«

Ich denke, hier hat Köfel den theologischen Kern der zielstrebigsten Veranstaltung namens Fortschritt erwischt. Er ist ein Minderwertigkeitskomplex. Scham und Schande setzen uns zu, weil uns die Selbsterschaffung verwehrt war. Wir fanden uns und das Universum bereits vor. Nicht voraussetzungslos zu sein, empfinden wir offenbar als äußerst demütigend; es kratzt an unserer Souveränität; wir sind nur *relativ*. So halten wir uns dadurch schadlos, daß wir nach und nach all das zu machen trachten, was sich als machbar erweist. Wir müssen unsere Schöpferkraft unter Beweis stellen. Unser größter Triumph kann dann natürlich nur unsere Selbstausrottung sein. Als weiteres Motiv für seine Rekordjagd in der Wüste von Nevada führte Green der *Zeit* gegenüber an, er und sein Team wollten »die ersten sein, die mit einem Bodenfahrzeug Überschall fahren«. Ergo wird es demnächst heißen: zwar haben wir die Welt nicht erschaffen, aber wir werden sie zumindest als erste wieder beseitigt haben.

Vielleicht ist Kommissar Köfel auch der richtige Mann für die Frage, warum die meisten unserer Zeitgenossen noch immer so wenig beunruhigt vom sich offensichtlich potenzierenden Sog des Niedergangs seien. »Falsch!« erwidert Köfel. »Es ist eben *nicht* offensichtlich.« – »Wieso?« – »Die Tageszeitungen sind schuld. Ginge es mit rechten Dingen zu, müßten sie ja längst stündlich erscheinen. In ihrer täglichen Erscheinungsweise liegt die gleiche Täuschung, die uns auch von unseren Uhren und Kalendern bereitet wird.

Sie gaukeln vor, am Tempo des Lebens und der Weltgeschichte habe sich nichts geändert. Unser tägliches Sichabhetzen ist in die vertrauten Raster der Zeit eingebettet wie der Kriegsberichterstatter in Bushs oder Obamas Truppen. Unsere Krankheiten – zu Symptomen des Stresses verharmlost – führen wir auf falsche Ernährung oder falsche Ärzte zurück. Das Herze flattert uns, das Handy tobt, doch solange des morgens die Zeitung im Kasten steckt, unsere Digitaluhr verlässlich Sekunden schiebt und das Geschichtsrads seit Urgedenken an jeder Jahreswende den gleichen Zahn zuzulegen scheint, kann die Lage noch nicht besonders besorgniserregend sein.«

Darauf einen Dujardin ..!

∞ Überarbeitet 2010. Fünf Jahre früher hatte ich dem Chefredakteur der Tageszeitung *Junge Welt* vorgeschlagen, diesen Beitrag in der Sylvester-Ausgabe zu bringen. Wie erwartet, hustete er mir was – ohne sich selbstverständlich zu einer Stellungnahme herbei zu lassen. Dazu hatte er keine Zeit.

Für *Brockhaus* hat die **Dampfmaschine** »die industrielle Revolution« eingeleitet. Ansonsten breitet er die technischen Einzelheiten und Etappen aus. Vom Kapitalismus fällt kein Wörtchen. Das ist das Verfahren, das alle BürgerInnen lieben. Die Technik drängte eben mit Macht ans Licht; sie wollte ihre Wunderwerke zeigen. Aber das ist **Dampfnebel**, um mit dem sich anschließenden *Brockhaus*-Eintrag zu sprechen. Dagegen macht der DDR-Historiker Hans Mottek im zweiten Band seiner Wirtschaftsgeschichte ausdrücklich den »Zusammenhang zwischen der sozialökonomischen und der technischen Umwälzung« klar.* Danach war der entscheidende Antrieb jener »industriellen Revolution« (voran in Großbritannien) nicht die Dampfmaschine, vielmehr die Aussicht gewisser Kapitalisten auf Profit. Ohne moderne Werkzeuge und Maschinen wäre es denen niemals gelungen, die herkömmliche Haushaltsproduktion und die sogenannte Einfache Warenproduktion zu zerschlagen. Das schnöde Volk, die Handwerker und Bauern eingeschlossen, lechzte keineswegs nach industrieller Großproduktion. Es verzehrte sich auch nicht danach, *Industrieproletariat* zu werden. Vielmehr benötigten die Kapitalisten viele schlecht bezahlte Anhängsel für ihre schönen Maschinen.

Das Betrübliche ist nur: Kommunisten wie Mottek finden dies alles prima. Sie halten den geradezu schmerzhaften Stufenschematismus hoch, den ihnen Marx–Engels–Lenin vorgebetet haben. Danach war die Einführung des Kapitalismus unumgänglich, damit er »die Produktivkräfte« entfalte und so »den qualitativen Sprung« in den paradiesischen Sozialismus vorbereite. Nebenbei wird diese »Entfaltung« nicht unbeträchtlich »durch die Rüstungsaufträge [gefördert], die jetzt an preußische

Unternehmen direkt vergeben wurden.« Da sieht der frohlockende Fernblick schon die Fallschirme und die Bomben auf Belgrad und Dresden sich entfalten. Das angestrebte Paradies lebt dann ebenfalls von technischen Wunderwerken höchster Streuwirkung. Dieses kommunistische Denken ist der eingefleischten Vorliebe für alles Große und für alles Organisierte geschuldet. Die Motteks und Ulbrichts schätzen auch »das Proletariat« gerade wegen seiner Größe und wegen seiner herrlichen Organisierbarkeit. Nur – was wäre an jenem Sprung dann noch *qualitativ*? Selbstverständlich das Gemeineigentum. Es steht jetzt auf frisch eingefärbtem rotem Papier. In Wahrheit gehören die Produktivkräfte dem neuen Vater Staat. Das ist eine Vogelscheuche mit bäuerlich wirkender Kutte, unter dem die nun herrschende Clique ihre volksfeindlichen Schliche ausheckt. Man hat gelegentlich gespottet, notfalls würden die Kommunisten auch gegen das Volk oder ohne Volk regieren – aber ein straff durchorganisiertes Volk, das sich leicht melken und jeden Abend in die Ställe führen läßt, ist ihnen lieber.

∞ Verfaßt um 2020

* 2. durchgesehene Auflage Ostberlin 1978, bes. S. 81/82 + 93

Unter **Di** (oder **Ti**) erwähnt *Brockhaus* eine Volksgruppe, die (um 700 v.Chr.) mit den Chinesen »wahrscheinlich rassisch und sprachlich verwandt« gewesen sei, sich jedoch »auf niedrigerem materiellen und politischen Kulturniveau« befunden habe. Das ist der übliche zivilisatorische Treppenblick, der den Planeten bald zugrunde gerichtet haben wird. Für den Treppenblick geht es stets von Nieder nach Höher. Auf der Fußmatte wird noch mit den Fingern gegessen; auf halber Höhe nimmt man schon Messer und Gabel; und viel weiter oben sitzt man in Flugzeugen und schlürft mit bunt geringelten Strohhalmen aus Plastik Coca-Cola.

Übrigens sind sich noch heute die wenigsten ErdbewohnerInnen darüber im Klaren, daß es in der Natur sehr wahrscheinlich kein Unten und kein Oben gibt, solange ihr nicht der Mensch gegenüber tritt, und sei es, auf einem Esel reitend. Was hätte eine Flechte von der Einsicht, am Fuß einer Kiefer zu krauchen und hin und wieder einem Feuersalamander Durchschlupf gewähren zu müssen? Nur Verdruß. Genauso richtet der Feuersalamander seine Aufmerksamkeit nicht nach oben, weil er ehrgeizig oder unterwürfig wäre, sondern weil in der Kiefer ein bedrohlich funkelnder Schatten lauert, den wir Luchs nennen. Für uns gehören Katzen zu den Raubtieren. Und wenn wir Raubtiere für höher entwickelt halten als Lurche oder Kriechtiere, wird das durchaus mit ihrem Lebensraum zusammenhängen, der selbst höchste Bäume und die zwischen ihnen

liegende Luft umfaßt. Warum die Vögel gemeinhin noch über sie gestellt werden, liegt auf der Hand. Sie werden als FliegerInnen bewundert, nicht als LiedermacherInnen.

Sie selber jedoch – die Pflanzen, Tiere, Wolken – verzichten darauf, sich dessen zu versichern, was wir ihre Stellung nennen. Darüber war sich selbst ein Charles Darwin im klaren, der doch so sehr unserer Sucht nach Stammbäumen entgegenkam. Es sei absurd davon zu reden, ein Tier stehe höher als ein anderes, bemerkte er nach Auskunft seiner Biografen Desmond/Moore.* Der Mensch betrachte diejenigen mit den entwickelsten geistigen Fähigkeiten als die Höchsten. Eine Biene dagegen würde zweifellos die Instinkte als Kriterium heranziehen und dem Menschen daher statt der Krone eher den Klumpfuß der Schöpfung verleihen. Freilich war solcher Relativismus keineswegs neu. Lichtenberg pochte bereits vor rund 250 Jahren darauf, wir beobachteten immer nur uns selber, wenn wir die Natur »und zumal unsere Ordnungen« beobachten. So stecke auch die Stufenleiter unter den Geschöpfen allein in uns.

Zu der Frage, wie wir zu ihr gekommen seien, äußert sich Lichtenberg, soweit ich sehe, allerdings nicht. Da er Physiker war, vermute ich jedoch, sie wurde uns von der Schwerkraft aufgebürdet, die ja stets senkrecht wirkt. Wenn wir uns erheben, zunächst aus den Kissen, dann vom Bettrand, haben wir die Erdanziehung zu überwinden. Schließlich reiben wir uns die Hände, weil nun auch unser Kopf klar ist, in dem doch irgendwie das Zentrum unserer mal verschwommenen, mal gefeilten Gedanken zu liegen scheint. Jetzt können wir ihn (und seine Nase) besonders hoch tragen. Ein Mensch steht in seinem Leben – falls es nicht vorzeitig abgebrochen wird – sicherlich dreißigtausend mal auf, und dabei erzielt er dreißigtausend Siege. Deshalb kann er nur von unten nach oben denken – und in Rängen: Teich, Flechte, Waldsaum, Adler, Weiße Riesen, Gott ...

Weder die Pfarrer noch die Anthroposophen, die ich kenne, konnten mir je einleuchtend erklären, warum das Essen mit Messer und Gabel eigentlich achtungsgebietender als das Essen mit den Fingern sei. Das Argument mit der Hygiene ist doch mindestens so fadenscheinig wie eine Mund-Nasen-Maske gegen Grippeviren. Ja, sie waren überhaupt außerstande mir zu verraten, wo Gott eigentlich handsigniert aufgeschrieben habe, was des Menschen Bestimmung sei. Warum soll sich der Mensch nicht wie eine wohligh grunzende Sau im Schlamm wälzen, vielmehr adrett in Uniform gekleidet vor einem Bildschirm sitzen, um alle Leute, die Biden oder Baerbock im Fernsehen als Schurken bezeichnet haben, heimtückisch mit Drohnen kalt zu machen? Was für eine gegebene Gesellschaft gut und angebracht und vertretbar sei, ist allein eine Frage der Übereinkunft in eben der betreffenden Gesellschaft. Das einzige, was ich mit

Sicherheit sagen kann: je kleiner, nämlich überschaubarer die Gesellschaft ist, desto besser.

∞ Verfaßt 2022

* Adrian Desmond / James Moore, *Darwin*, 1991, hier Rowohlt-Ausgabe Hamburg 1994, S. 266

Siehe auch → Anarchismus, Mahmud (konservativ) + Tugan (Arbeiterklasse fehlt) → Bevölkerungsfrage, Folgen eines Skiunfalls (BAM-Manifest) → Bildende Kunst, Lyncker (Documenta u.ä.) → Chargaff → Lyrik, Versfüße (und gebrochene Texte) → Mammutisierung → Technik → Vergeudung → Vertretung

Fotografie und Film

Jerry Litton (1937–76), Viehzüchter und Politiker aus Chillicothe, Missouri, USA, hatte zuletzt eine Wahl zum US-Senat gewonnen, konnte seinen Sitz aber nicht mehr einnehmen, weil er auf dem Weg zur Feier seines Wahlsieges – die Party sollte in Kansas City, Missouri, steigen – aufgrund eines Maschinenschadens schon unweit seiner Ranch mit einem Kleinflugzeug in ein Sojabohnenfeld stürzte. Das war am 3. August 1976. Die *Beechcraft Baron* explodierte und brannte aus. Alle sechs Insassen kamen um. Das waren, laut englischer *Wikipedia*, neben Litton (39) dessen Gemahlin Sharon, seine zwei Kinder Linda und Scott (um 13), der Pilot Paul Rupp Jr. und ein Sohn von diesem, Paul Rupp III.

Vermutlich hätte ich an solchen Vätern wenig Geschmack gefunden. Kürzlich kam mir im Internet John Sturges' Italowestern *Wilde Pferde* (auch *Chino* genannt) von 1973 unter. Ich gestehe, ich blieb gefesselt daran hängen, obwohl ich seit Jahrzehnten ein Verächter allen Kinos bin. Dieser bemerkenswert ruhige, schlichte Film erspart dem Publikum immerhin Effekthascherei und Happyend. Eigenbrötler Chino Valdez, ein Halbblut und Züchter von Mustangs, weicht der Niedertracht und der Übermacht seiner »zivilisierten« Feinde. Die Frau, die er heiraten wollte, schlägt er sich aus dem Kopf. Er läßt seine Herde laufen, brennt seine Ranch nieder und verschwindet. Sogar den Jungen gibt der von Charles Bronson gespielte »misfit« frei. Der blonde Jamie, um 15, war ihm zugelaufen. Vincent van Patten, geboren 1957, bewältigte diese Kinderrolle ausgezeichnet. So einen hätte ich vielleicht als Enkel und Gralshüter meiner weitgehend unbekannten musikalischen und literarischen Werke akzeptiert, darunter so manche Strafpredigt gegen die Flut der Verbilderung. Aber nein, Van Patten zog es vor, Filmstar, Tennisas, Sportreporter und Pokerspieler zu werden, wie im Internet zu erfahren ist. In sieben

Poker-Turnieren soll er unlängst über 100.000 Dollar eingespielt haben, das ist doch recht beachtlich. Meine Werke hätten das nicht abgeworfen.

∞ Verfaßt um 2020

Der Augsburger Buchmaler **Narziß Renner** (c.1502–36) könnte zuletzt als schnöder Schulmeister erwerbstätig gewesen sein. Es war die Zeit, wo die Malerei von Hand für ungedruckte Schriften in Bedrängnis kam, weil der neuartige Buchdruck florierte. Immerhin half dem Künstler eine Zeitlang der Augsburger *Fugger*-Angestellte Matthäus Schwarz aus der Patsche, der sowohl auf kostbar ausgestattete, einmalige Handschriften wie auf modische Bekleidung Wert legte. Für Schwarz schuf Renner unter anderem eine Kostümbiografie und den sogenannten *Geschlechtertanz*. Zu allem Unglück hatte der »Illuminist« auch noch eine Gattin, Magdalena, und vermutlich Kinder, die ja gleichfalls alle satt werden wollten. Er selber hungerte aber nicht allzu lange, weil er, laut Ulrich Merkl (*NDB* 21–2003), mit ungefähr 34 »während einer Pestepidemie« unter die Erde kam.

Möglicherweise wäre Renner noch früher vom Schlag getroffen worden, wenn ihm ein Hellseher den Siegeszug der Fotografie angekündigt hätte. Ich habe das verhängnisvolle und überwiegend ekelerregende Phänomen der Verbildung der Welt um 2000 in meinem Essay »Klappe zu, Affe tot« behandelt. Zu einer Veröffentlichung im *Kursbuch*, wo ich gerade einen Fuß drin hatte, kam es jedoch nicht, weil mir Redakteurin Ingrid Karsunke vorwarf, mit dieser Arbeit hätte ich die Grenzen der Kritik überschritten und sei »ins Feld des Fundamentalismus« geraten. Somit, sagte ich mir später, soll man lieber im Wasser stehen bleiben und wie ein Schilfrohr schwanken. Wer das Fernsehen »in Bausch und Bogen« verdammt, könnte auch Verdummung, Ausbeutung, Vergewaltigungen »generell« verteufeln. Es gibt aber gute und schlechte Vergewaltigungen, gute und schlechte Fernsehsender, gute und schlechte Autobahnen und gute und schlechte Gewehre. Daher ist Toleranz statt Konsequenz geboten. Der Wurm sitzt nie in der Sache, Einrichtung, Gewohnheit selbst.

Das betrifft auch den Menschen, weshalb es gute und schlechte Menschen gibt. Trachten die schlechten, die Grenze zum Mißbrauch zu überschreiten, halten die guten Menschen sie am Rockzipfel fest – statt »mit der Fundi-Keule zuzuschlagen«, wie es Karsunke an mir beobachtet hat. Mit dieser sanften Rockzipfel-Methode haben die guten Menschen schließlich schon die Kreuzzüge, den Kapitalismus und den ersten Atombombenabwurf zu verhindern gewußt.

Elstern sehen so aus, wie sie **John James Audubon** (1785–1851) vor rund 200 Jahren malte. Das kann ich als Vogelkenner versichern. Das Vorwitzige und Gaunerhafte ihrer Bewegungen fing er ebenfalls ein. Wir könnten, was unsere Unterrichtung angeht, getrost auf die Fotografie verzichten. Wir brauchten sie überhaupt nicht. Leider hat sich nämlich längst unser Unvermögen gezeigt, die eine oder andere technische Erfindung nur zum Teil, nur begrenzt zu nutzen. Ich nenne neben der Kamera bloß Auto und Computer. Die Technik duldet keine Grenzen. Statt durch Reproduktionen lassen sich Gemälde natürlich auch anders verbreiten, etwa durch Stiche oder Lithografien. Oder SchriftstellerInnen schildern sie nicht weniger gut wie sie Herrn Tobias Wendehals oder den oberhessischen Vogelsberg beschreiben. Wem das zu ungetreu ist, der möge sich zu den Gemälden hinbegeben.

Am besten scheint mir allerdings beraten, wer sich an die Fersen der Vögel selber heftet. So verfuhr Audubon. Unter großen Entbehrungen unternahm er viele Reisen, um die Vögel Nordamerikas an ihren Orten aufzusuchen. So wurde er nebenbei zum bewanderten Ornithologen. In solcher Liebesmüh lernt man die Objekte seiner Begierde gründlich kennen, achten, schätzen. In Lewis Mumfords *Mythos der Maschine* wird erwähnt, Audubon habe Tauben, Wachteln oder Stare nicht nur erlegt um sie zu malen, sondern auch etlicher hübscher Mahlzeiten wegen. Hoffentlich nahm er – uns zuliebe – statt der Flinte Pfeil und Bogen. Denn wie sich Gewehr, Kamera und der rasche Blick auf Reproduktionen gleichen, entsprechen Pfeil und Bogen der mühsamen Annäherung. Der Laie wird auf 40 Schritte mit Pfeil und Bogen keine Scheune treffen, aber mit einem Gewehr. Gewiß erfordern solche Annäherungen viel Geduld und Zeit. Noch im Barock waren gedruckte Noten zu rar und kostspielig für den gewöhnlichen Musikstudenten. So sah sich ein Jüngling namens Johann Sebastian Bach gezwungen, auf seinen Reisen durch Deutschland jede Partitur, die er zu studieren gedachte, eigenhändig abzuschreiben, was so lästig wie eindringlich gewesen sein dürfte. Gewiß entging ihm durch diese aufwendige Arbeit so manches lehrreiche Musikstück. Doch es ist besser, wenige Dinge gründlich als zahllose Dinge oberflächlich zu kennen. Letztlich gewinnen wir dadurch sogar Zeit, weil sich auf den Oberflächen doch viel Überflüssiges räkelt.

Als so um Spitzweg herum die ersten chemisch behandelten Platten belichtet wurden, war sich noch niemand darüber im klaren, wie gewaltig die Fotografie die allgemeine Verflachung befördern sollte. Walter Benjamin sah es um 1930 dann wohl ein,

fand es aber prima so. Sein massenrevolutionäres Sätzchen, jeder heutige Mensch könne den Anspruch vorbringen gefilmt zu werden, ließ er sogar kursiv drucken. Dankeschön, Walter! Inzwischen hat sich im Haushalt zur Waschmaschine die Videokamera gesellt. Die Flut von mehr oder weniger reellen Abbildern ist nicht mehr aufzuhalten. Wer will mir weismachen, er könne unter diesen Umständen noch irgendetwas so verdauen wie Audubon seine Tauben?

∞ 2006 erschien jene Betrachtung über Fotografie und Film »Klappe zu, Affe tot« in der kleinen saarländischen Zeitschrift *Die Brücke*. Das Vorstehende ist davon der erste Abschnitt.

Ich mißbrauche den kurzen *Brockhaus*-Eintrag zum **Kino**, um mich entgegen früherer Absicht zum *Film* zu äußern. Der Film muß sehr wichtig und beliebt sein, widmet ihm das Lexikon doch in Band 7 mindestens 10 Seiten, wobei es selbstverständlich auch nicht mit Standfotos aus angeblich überragenden Filmen spart. Apropos: der Film pflegt bekanntlich *nicht* zu stehen, vielmehr zu laufen. Schon von daher hat er, als Informations- und Kunstmittel, eine einzigartige reißende Gewalt. Bedient er sich dann noch bildhübscher oder abgrundhäßlicher Gestalten und Szenerien – und das tut er immer – sind selbst Marxisten oder AdornoschülerInnen nicht mehr in der Lage, sich seiner Macht zu entziehen. Der Film ist ein Sog, ein Orkan; er überwältigt jeden. Ich ziehe es deshalb bereits seit etlichen Jahrzehnten vor, mir mein Heimkino aus Büchern zu bauen. Ein gutes Buch hat gewiß ergreifend zu sein – aber ich kann es nach Belieben zur Seite legen oder zur Hand nehmen. Ich kann darin verweilen. Wer dagegen versuchen sollte, im Kino einmal den Film zurückzublättern, dürfte auf der Polizeistation oder in der Klasmühle landen.

Nebenbei ist es meist ähnlich müßig, den Redefluß typischer Zeitgenossen bremsen zu wollen. Der Wurm sitzt schon in der Anlage. Hirn, Zwerchfell, Zunge, Worte drängen mit Macht, gleichsam im Selbstlauf zum Ohr des Mitmenschen. Das Redevermögen erspart dem Zuhörer das Denkvermögen; er kommt einfach nicht mehr zum Denken. Ganz anders beim Buch. Ich kann den betreffenden Text nicht kurzerhand herunterlesen; ich muß ihn zunächst einmal übersetzen. Denn der gute Schriftsteller schreibt mir keine Leseart vor. Er läßt mir Spielraum. Er gewährt mir die Chance, mir meine eigenen Bilder zu machen, statt mir die seinen vor den Latz zu knallen beziehungsweise in die Gehirnrinde einzubrennen. Im übrigen weist jeder Text schon insofern Spielraum auf, als er die einzelnen Worte durch »Spatien« genannte Lücken voneinander absetzt. Entgegen einem verbreiteten Irrglauben wird dies in der mündlichen Rede überwiegend nicht so gehalten – wir alle spulen in

unseren Alltagsgesprächen Filme ab. Sie liefern pro Sekunde 24 Einzelbilder. Sie sind Gewalt.

Brockhaus will mir ein Schnippchen schlagen, indem er die übliche Unterscheidung zwischen dem falschen und dem richtigen Gebrauch eines Mittels vornimmt. Gewiß sei der Film eine Zeitlang als Massenunterhaltungsmittel beschimpft oder aber in seinen aufklärerischen Möglichkeiten überschätzt worden. Doch dann habe er nach und nach als selbstständiges künstlerisches Medium Anerkennung gefunden, das mit nicht geborgter, eigener Ausdruckskraft zu Werke gehe. Das ist natürlich eine fadenscheinige Ausflucht. Denn jene von mir gebrandmarkte reißende Gewalt übt *jeder* Film aus, er mag den mit Schuh aufs Rednerpult trommelnden Chruschtschow, ungestüm über die Maikoppel galoppierende Fohlen oder Lee Van Cleef zeigen, der mich gerade in die Mündung seines Colts blicken läßt. Der Film ist *immer* schlecht. Das teilt er mit vielen anderen Mitteln, die die menschliche Kultur hervorgebracht hat. Oder haben Sie schon einmal ein gutes Maschinengewehr gesehen? Eine gute Vergewaltigung? Ein Passagierflugzeug mit 200 Sitzplätzen, das *nicht* jederzeit vom Himmel fallen oder von sogenannten Konfliktparteien abgeschossen werden könnte?

Hier drängt sich das wichtige Stichwort *Distanz* auf. Der Film verhindert Distanz. Jeder Film ermöglicht Besinnung allenfalls im Nachhinein – aber dann hat sein Gift bereits gewirkt, sodaß die Besinnung eher in seinem als in unserem Sinne ausfällt. Gleichwohl singen die meisten »fortschrittlichen« KunsttheoretikerInnen Lobeshymnen auf ihn. Geben manche von ihnen das Kino für die Vollendung des Theaters aus, können sie das Theater allerdings nur mißverstanden haben. Das Theater war nie der Illusion, nämlich der täuschenden Vorspiegelung von Wirklichkeit verpflichtet. Zwar verstrickt sich Willy Loman offensichtlich in seine Lebenslüge, ein prächtiger Staubsaugerverkäufer, Vater und Gatte zu sein, woran die Gattin selber nebenbei keinen geringen Anteil hat. Vieles deutet darauf hin, daß sich Loman umbringen wird. Trotzdem bleiben die Zuschauer gefaßt in ihren Sesseln sitzen. Sie stürzen nicht auf die Bühne, denn sie verwechseln das dort gegebene Stück *Der Tod des Handlungsreisenden* keineswegs mit der Wirklichkeit. Sonst müßten sie eingreifen. Doch das Künstliche des Geschehens hält sie auf Distanz. Damit sei auch gewährleistet – so Alain in seinem *Propos Die Tragödie* vom November 1923 – daß die Handlung sie niemals mehr ergreife, als sie selber wollten.

Wer mir am Zeug flicken will, wird mich vielleicht eines Selbstwiderspruchs bezichtigen. Um das Buch zu verklären, prangerte ich die Mündliche Rede an – dabei werde doch auf der Bühne ebenfalls geredet. Ja, in postmodernen Quasselbuden leider viel zu viel! Die klassische Inszenierung dagegen arbeitet vornehmlich mit Bildern und

Gebärden. Dialog setzt sie eher sparsam ein. Sofern aber einer redet, tut er es so deutlich, daß ihn der Cineast prompt der »Künstlichkeit« zeiht. Aber gerade sie sorgt für die erforderliche Distanz. Als TheaterbesucherIn vergessen wir nie: es handelt sich um ein Spiel. Loman tut so als ob. Er führt uns etwas vor, damit wir Lehren daraus ziehen. Wir sollen uns ein Urteil bilden. Was ist der Mensch? Wie sollte er sein? Darum geht es auf dem Theater. Das Kino dagegen *verurteilt* – nämlich uns. Es macht uns zu Gefangenen der Sicht, die es uns aufdrücken will.

Am liebsten stempelt es uns mit Plattheiten. Es flößt uns auch gern Unruhe ein, oder wahlweise Selbstgerechtigkeit. Und genau so laufen wir dann auf der Straße herum oder wandeln durch die Wohnung, in der ein Freund eine Party gibt: als Abziehbilder. Das gefällt allerdings den dadaistischen, avantgardistischen, innovativen Filmmachern nicht. Deshalb stempeln sie uns mit formalen Mätzchen und Belanglosigkeiten. Sie lenken uns gern von allem ab, das eigentlich wichtiger wäre. Vor allem von der Selbstbesinnung.

∞ Verfaßt 2024

Sollten wir *ROB Film* zulassen? In den Texten »Sturz des Herkules« und »Ritas *RUD*« habe ich umrissen, wie ein Umsturz im heutigen Deutschland und die Gründung des *Rhein-Oder-Bundes (ROB)* denkbar wäre. Von den Rundfunkanstalten wird darin im Wesentlichen nur gesagt, sie würden umgehend ersatzlos aufgelöst. Das liegt natürlich auf der Linie meiner insbesondere fernsehfeindlichen Einstellung. Aber vielleicht empfehle es sich, sie für diesen Fall noch einmal zu überprüfen. Denn trotz zahlreicher schwerwiegender Nachteile können Fernseh- oder Videoaufnahmen revolutionären Geschehens ja immerhin für eine Öffentlichkeit und Nachvollziehbarkeit sorgen, von der frühere Anarchisten nur träumen konnten. Finden zum Beispiel sämtliche Konferenzen in der *ROB-Zentrale* und in den Hauptquartieren der einzelnen Bundesländer grundsätzlich vorlaufenden Fernseh- oder Videokameras der einzig zugelassenen Anstalt *ROB Film* statt, werden Schiebungen, Lügen und sonstige Betrügereien beträchtlich erschwert. Dasselbe gilt für Gerüchte und Verleumdungen konterrevolutionärer Kräfte. Dafür wird die Teilnahme der RepublikanerInnen beträchtlich erleichtert. Sie sind sofort über alles »im Bilde«, da sie sich jederzeit in die betreffenden Kanäle einschalten können – Empfangsgeräte in allen Grundorganisationen vorausgesetzt. Geht ihnen eine Meinung oder Maßnahme entschieden gegen den Strich, können sie unverzüglich ihren Delegierten anspitzen oder sich höchstpersönlich ins Hauptquartier begeben. Ob es dort dann zu Stunk oder Rebellion kommt, wird man schon sehen. Alle werden es sehen.

Wie steht es mit Nachteilen dieser durchsichtigen Politik? Mit den Praktiken des bundesdeutschen Überwachungsstaates dürfte sie unmöglich zu vergleichen sein. Während in diesem die Elite ihre BürgerInnen ausspioniert, einschüchtert und entwürdigt, darf in meinem Modell das Volk seine Räte kontrollieren. Ich sehe auch sonst keine Nachteile. Anarchisten haben nichts zu verbergen – weder finstere Absprachen noch Schwarzgeld noch persönliche Schwächen. Die Eitelkeit gehört sowieso kaum dazu. Sollte sich ein Republikaner vor den Kameras unangemessen »produzieren«, wird er ohne Zweifel von anderen sofort gerügt oder an die frische Luft gesetzt. Wie sich versteht, wird *ROB Film* nicht mit den Rudeln von TV- und IT-Füchsen aus dem alten Deutschland arbeiten. Sie dürfen in die Wüste auswandern und die Dünen frisieren. Die Dauer-Übertragung in den Hauptquartieren muß schlicht, unaufwendig, jederzeit kontrollierbar sein. Schaltet ein Rat aus der Landesleitung die Anlage ab, wird das betreffende Gebäude jede Wette innerhalb von 20 Minuten von herbeistürmenden RepublikanerInnen in den Schauplatz des nächsten Umsturzes verwandelt. Ich deute damit zum x-ten Male an, eine Freie Republik darf nie auf Angst fußen. Die VertreterInnen der Angst sind die Charakterruinen, die gegenwärtig das Berliner Regierungsviertel, die Rundfunkanstalten, die Geheimdienste beherrschen.

Ich nehme an, *ROB Film* hätte bundesweit kaum 100 Leute. Deren Leitung wird von der Bundesdelegiertenkonferenz nicht anders gewählt (oder abgesetzt) wie die Redaktion der *ROP (Rhein-Oder-Post)*. Die 90-köpfige Film- und Funkmannschaft verfolgt und überträgt aber nur in Ausnahmefällen Massenveranstaltungen, Katastrophen oder sonstige wichtige Ereignisse der Republik. Dafür sind vielmehr das erwähnte Wochenblatt oder das Internet zuständig, je nach Dringlichkeit. 99 Prozent des republikanischen Geschehens sind sowieso *nie* dringend.

∞ Verfaßt 2025 • Siehe auch → Schaulust und Abstumpfung → Verbilderung

Fredou, Helric († 2015), Polizist, gestorben mit 45. Warum? Einmal davon abgesehen, daß wir es nicht wissen, scheint es heute keinen mehr zu interessieren. Gehen Sie ins Internet; Sie werden fast ausschließlich Berichte aus dem Todesmonat finden. In Nachschlagewerken steht er sowieso nicht.

An den Ermittlungen zum berüchtigten Anschlag auf die *Charlie-Hebdo*-Redaktion in Paris beteiligt, griff der pausbäckige, bieder wirkende französische Polizeichef, laut *Focus*, »nur Stunden« nach dem »Terrorakt« zu seiner Dienstpistole, um sich selber

umzubringen. Das begab sich am 8. Januar 2015 frühmorgens in seinem Büro in der Polizeidirektion von Limoges, von der er Vizechef war. Die Großstadt liegt in Mittelfrankreich. Fredou hatte am späten Abend Bereitschaftsdienst, Besprechungen mit Kollegen aus Paris und »wichtige« Telefongespräche gehabt oder vorgehabt. Er stand im Begriff, einen Bericht zu verfassen, wozu es dann nicht mehr kam. Für einen Selbstmord aus Liebeskummer, Melancholie oder aus dem Gefühl des Verkanntseins heraus hätte er sich wirklich keinen günstigeren Ort und Zeitpunkt aussuchen können. Schließlich war gerade das Auge der Welt auf Frankreich gerichtet. Nur auf ihn nicht.

Nach einem erfreulich ausführlichen Artikel* der *Epoch Times* wurde den Angehörigen Einblick in den Autopsiebericht verweigert. Man könnte es außerdem merkwürdig finden, daß der Schuß angeblich ungehört blieb, obwohl kein Schalldämpfer benutzt worden war. Laut Polizei schoß sich Fredou »frontal« in die Stirn, was bei Selbstmorden, der Verrenkungen wegen, ebenfalls als seltsam gilt. Kein Abschiedsbrief. Während *Focus* schrieb, der Vizepolizeichef sei alleinstehend, kinderlos und überarbeitet gewesen und habe an Depressionen gelitten, behauptet *ET*, Fredous Mutter habe vom Hausarzt ihres Sohnes keine Bestätigung für die Unterstellung bekommen, er sei »ausgebrannt« oder »depressiv« gewesen. Bemerkenswerterweise hatte sich im November 2013 schon ein örtlicher Kollege Fredous im Dienst umgebracht, der Kommissar Christophe Riveccio. Warum, müßte man untersuchen. Der vierfache Familienvater soll erst 44 gewesen sein. Damals habe Fredou seiner Mutter im Gegenteil versichert: »So etwas würde ich dir nie antun.« Als Fredou jedoch tot war, beschlagnahmten Kollegen in seinem Hause Computer und Smartphone. Mit den wenigen Skeptikern darf man also getrost argwöhnen, er sei wieder einmal einer gewesen, der zuviel oder das Falsche wußte.

Was den Pariser Anschlag angeht, hatten Fredous Leute in der Stadt Châteauroux die Eltern der Rechtsanwältin und *UMP*-Politikerin Jeannette Bougrab vernommen, von der noch umstritten ist, ob sie einmal Geliebte des ermordeten *Charlie-Hebdo*-Chefredakteurs war. Die Dame hatte es unter Sarkozy (bis 2012) zur Staatssekretärin gebracht. Soweit ich sehe, tun sowohl die Mainstream- wie die sogenannten alternativen Medien alles, um den Fall Fredou den Weg von 99,99 Prozent aller viel Staub aufwirbelnden »Ereignisse« gehen zu lassen: ins Nichts.**

∞ Verfaßt 2017

* »Charlie Hebdo Attentat – Beging der ermittelnde Kommissar wirklich Selbstmord?«, *The Epoch Times* (New York City), 30. Januar 2015: <https://www.epochtimes.de/politik/ausland/charlie-hebdo-attentat-beging-der-ermittelnde-kommissar-wirklich-selbstmord-jetzt-reden-helric-fredous-mutter-und-schwester-a1217704.html>

****** Eine etwas jüngere Beleuchtung des Falles wage ich aus fremdsprachlichen Gründen nicht zu beurteilen und zu verwerten: Hicham Hamza, »Affaire Charlie: un franc-maçon proche de Bougrab succède au commissaire 'suicidé'«, *Panamza*, 16. November 2015: <https://www.panamza.com/161115-charlie-fredou/>. Soweit ich verstehe, geht es in ihr vor allem um Fredous Nachfolger Thierry Miguel.

Zum österreichischen Schauspieler, Schriftsteller und eingefleischten Junggesellen **Egon Friedell** (1878–1938) serviert *Brockhaus* eine Verkürzung, die in acht von 10 Fällen falsche Vorstellungen wecken dürfte. Das Lexikon schiebt vor dem Todesdatum ein: »(Selbstmord nach dem Einmarsch deutscher Truppen)«. Somit erscheinen marschierende, zähnefletschende Wehrmachtssoldaten als Veranlasser von Friedells bekanntem Kopfsprung aufs Pflaster. Tatsächlich lief es jedoch etwas anders.

Ich hole ein wenig aus. Nach Auskunft* des Dramatikers Carl Zuckmayer, der mit ihm befreundet war, lebte Friedell in seiner Wiener Wohnung »allein mit einer Haushälterin [Hermine Schimann] und einem kleinen Hund unbestimmbarer Rasse, von ihm mit ‚Herr Schnack‘ und immer per Sie angeredet, der darauf dressiert war, Zeitungen mit törichten Artikeln oder gar ärgerlichen Kritiken in kleine Fetzen zu zerreißen.« Das Herrchen schrieb selber Unmengen bissig-eleganter Theaterkritiken und anderer Betrachtungen, daneben Großessays, voran seine so eigenwillige wie unterhaltsame *Kulturgeschichte der Neuzeit*, erstmals 1927–31 in drei Bänden erschienen. Sie stand ihm persönlich im Umfang kaum nach. In meiner einbändigen Dünndruckausgabe (München 1974) hat sie noch immer rund 1.500 Seiten. Zuckmayer zufolge hatte der kurzhälsige und breitschultrige, mitunter bis zum Platzen saufende Dicke einen mächtigen Kopf, bei dem Stirn und Nase ineinander übergingen »wie auf Cäsaren- oder Feldherrnporträts antiker Münzen, seine Lippen über dem starken Kinn wirkten weich, wenn auch sarkastisch, und um Augen und Mund lag immer ein Zug von Verspieltheit.«

Friedell schätzte auch und gerade beim Arbeiten Pfeife, Diwan und Schlafrock. Überraschende Störungen machten ihn kränker als seine ungesunde Lebensweise. Als Sohn eines jüdischen Seidentuchfabrikanten war er nicht unbedingt auf Honorare angewiesen, also wohlversorgt, hatte dafür allerdings eine Rabenmutter in Kauf zu nehmen, die mit einem anderem Mann durchbrannte, als ihr Jüngster noch kaum laufen konnte. Vielleicht wirkte das nicht nur in allgemeiner Verletzlichkeit, sondern auch in seiner berüchtigten »Freßgier« nach. Sie schloß sogar Bücher ein ... Jedenfalls brachte sich dieser kluge und belesene Witzbold wenige Tage nach dem »Anschluß« Österreichs an das faschistische Deutschland (11./12. März 1938) auf eine Weise um, die sich mit seiner

Vorliebe für die Bühne und fürs Anekdotische deckte. Günstigerweise lag seine Wohnung (Gentzgasse 7) im 3. Stock. Als sich am späten Abend zwei SA-Leute bei seiner Haushälterin erkundigten, ob hier »der Jud Friedell« wohne, warf sich der 60jährige durch ein Fenster aufs Straßenpflaster. Er war sofort tot. Augenzeugen versicherten angeblich, vor Absprung habe er umsichtig »Obacht!« oder »Treten Sie zur Seite!« gerufen. Ob wahr oder nicht, die Umsicht hatte er schon vorher bewiesen. Wenn etliche Quellen von einem Sprung »im Affekt« erzählen, ist es genauso irreführend wie Zuckmayers Behauptung, die beiden SA-Leute hätten gar nicht zu Friedell gewollt, womit er ja sozusagen, durch eine klassisch-komödienhafte Verwechslung, zu früh gesprungen wäre. Zum Selbstmord war er in jedem Fall entschlossen, das bestätigten später etliche Freunde, darunter auch Zuckmayer. Friedell wollte nicht emigrieren, er hing an Wien und seinem Schreibtisch, hatte sich deshalb schon, vergeblich, um Gift und Pistole bemüht. Offen ist lediglich, ob ihn die Nazis an jenem Abend bereits zu verhaften oder nur einzuschüchtern gedachten.** Trifft das letztere zu, hatten sie durchschlagenden Erfolg.

Von Friedells Landsmännin Hilde Spiel gibt es einen 1960 veröffentlichten Essay über ihn, der zu unrecht viel zitiert wird.*** Da sie eine Erzbürgertante ist, kann ich ihr lediglich anrechnen, Friedells verbohrt »Geniegläubigkeit« zu erkennen und sogar zu rügen. Mir selber fällt an Friedell, genauer seiner erwähnten *Kulturgeschichte*, voran die verblüffende Paarung von Engstirnigkeit (Voreingenommenheit) und Toleranz auf. Er achtet den Menschen und seine Liebesmüh auch dann, wenn ihm deren Richtung oder Ergebnis mißfällt. Er findet an allem etwas Gutes und verachtet eigentlich nichts. Das hindert ihn freilich nicht, unablässig auf den »Antichrist« oder auf den »Sozialismus« einzuhacken. Friedell ist im Kern Idealist, Frömmeler und Antidemokrat. Dagegen ist er weder Melancholiker noch Misanthrop. Hielte er den Menschen grundsätzlich für eine mißratene Erfindung, könnte er sich nicht an so vielen Menschen und Menschenwerken der unterschiedlichsten Art ergötzen. Wie sich versteht, geht das für meinen Geschmack oft zu weit. Lobt er wiederholt seinen zwielichtigen und peinlich in sich selbst verliebten**** Zeitgenossen Carl Ludwig Schleich, Arzt und Schriftsteller in Berlin, mag man es, eben wegen des fehlenden Abstands, noch hinnehmen. Bei Wagner und Nietzsche hört es aber für mich auf. Nebenbei bringt es Friedell fertig, nicht nur Rudolf Steiner nicht zu erwähnen, im Grunde zwar kein Verlust, sondern auch Anton Tschechow nicht. War der Russe vor 1930 in Deutschland nur Eingeweihten bekannt? Am meisten hebt Friedell auf der geistigen Ebene Emerson und auf der politischen Bismarck in den Himmel. Der zweite Umstand ist natürlich eine Katastrophe – er unterstreicht aber meinen Hinweis auf den antidemokratischen und vernagelten Zug des Friedellschen Denkens.

Freilich gönnt einem Friedell selbst hierin keine Widerspruchslosigkeit. So zeigt er sich immer wieder sowohl als Hasser des Staates wie der Erwerbsarbeit. Man glaubt dann jedesmal, in einer anarchistischen Gemeinde wie *Konrätelust* wäre eine Person wie Friedell – bei seiner Bildung, Buchstabenungläubigkeit, Beobachtungsgabe, Anschaulichkeit, Zungenfertigkeit sowie Humor- und Leibesfülle – der ideale *BG*-Leiter oder *Nessepost*-Redakteur gewesen, aber Pustekuchen. Ein paar Seiten weiter erbaut er sich wieder an ellenlangen Schlachtenbeschreibungen oder am Vermögen »des Italieners« (der Renaissance), gesellschaftlichen Reichtum auf möglichst feinsinnige oder jedenfalls unterhaltsame Weise aus dem Fenster zu schmeißen. Gemeint ist natürlich der adelige oder der betuchte Italiener. Ein Seitenstück zu Friedells elitärem Zug ist seine Vorliebe für Fremdworte, bei denen wahrscheinlich sogar Hilde Spiel zum Griff nach dem Wörterbuch gezwungen war. Eine neue Sicht auf die Welt hat Friedell nicht zu bieten – aber eine ungewöhnlich reichhaltige Fundgrube für Zimmerer und Maler am eigenen Weltbild, falls dazu noch jemand die Muße und die Geduld haben sollte.

Eine andere Frage wäre, warum sich Friedell diese wahrhafte Herkulesarbeit *auf*flud. Ich kann sie einstweilen nicht beantworten. Vielleicht hülfe hier die drei oder mehr Biografien weiter, die es inzwischen schon über ihn gibt. Die Besprechungen im Internet sind aber eher ungünstig, weshalb ich die betreffenden Bücher einstweilen nicht zu lesen gedenke.

∞ Verfaßt um 2015

* Carl Zuckmayer, *Als wär's ein Stück von mir*, 1966, hier Sonderausgabe Ffm 2006, S. 79–82

** ORF-Gespräch mit Christian Goeschel, <https://sciencev2.orf.at/stories/1692980//index.html>, 12. Januar 2012

*** Hilde Spiel, »Egon Friedell«, in *Welt im Widerschein. Essays*, München 1960, S. 255–63

**** Carl Ludwig Schleich, *Besonnte Vergangenheit. Lebenserinnerungen eines Arztes*, Berlin 1920

Gandhi, Mahatma

Der indische Guru aus dem späteren Bundesstaat Gujarat **Shrimad Rajchandra** (1867–1901) stand anscheinend dem Hinduismus nahe. Erstaunlicherweise soll er bereits mit 10 öffentliche Vorträge gehalten, mit 20 geheiratet (vier Kinder) und zeitweise mit Edelsteinen gehandelt haben. Eigentlich vertrat er, wenn ich richtig sehe, mehr den Weg der Entsagung. Sein Hauptwerk *Atma Siddhi* verfaßte er mit 28. Darin dürfte auch der

junge Mahatma Gandhi viel Erleuchtung gefunden haben, der überall als wichtiger Schüler Rajchandras erwähnt wird. Spätestens um 30 soll sich Rajchandra vom Familien- und Handelsleben abgewandt haben. Ein verbreitetes Foto zeigt ihn vermutlich aus dieser Spätzeit – ein Skelett im Schneidersitz. Nach einigen Quellen litt er an verschiedenen Krankheiten, die sich allerdings durchweg nach Auszehrung anhören. Am 9. April 1901 soll »er«, der 33jährige, »seinen sterblichen Körper verlassen« haben, wie offensichtliche VerehrerInnen in der bekanntlich stets unparteilichen englischen *Wikipedia* schreiben.

Wenn die Menschen aller Kasten und Klassen durch eins verbunden werden, dann ist es ihr nachsichtiger Umgang mit allem, was sich religiös oder spirituell gebärdet. Ob Faschist, Bundestagsabgeordneter, anarchistischer Kommunarde oder *Rubikon*-Redakteur – vor dem religiös oder spirituell Gefärbtem verneigt er sich. Mit so Gestimmten darf man es sich nicht verderben, sonst würde man möglicherweise die eigene Wiedergeburt gefährden. Diese schleimige Nachsicht hat vermutlich bereits angefangen, als die ersten Fische daran schritten, zwar nicht ihren Körper, aber doch schon das Wasser zu verlassen.

Hier kann sich *Brockhaus* (Band 8 von 1989) nicht ausnehmen. Damit komme ich auf Rajchandras Schüler Gandhi zurück. Neben der asketischen Lebensweise sei Gandhi »seit seiner Kindheit von hoher Religiosität« bestimmt gewesen. Hut ab also: der Mann war hoch religiös! Aber er war bekanntlich auch Politiker. Im Zweiten Weltkrieg habe Gandhi die sofortige Entlassung Indiens in die Unabhängigkeit gefordert und »die auf Verzögerung angelegten Pläne der britischen Regierung zum Scheitern« gebracht. Merkwürdigerweise liest sich das in Arthur Koestlers ausführlichem Gandhi-Porträt von 1969* genau umgekehrt. John Grigg und andere hätten bewiesen, *ohne* Gandhi wäre die Unabhängigkeit Indiens sogar noch sehr viel früher gekommen (S. 168). Das erinnert an Henry Kissinger, von dem man uns etwas später vorgaukeln würde, er habe geholfen, den Vietnamkrieg abzukürzen. Das Gegenteil war der Fall. Aber es erinnert auch an Hunderte von anderen Dunkelmännern der Epoche, die als Lichtgestalten gemalt werden, ich sage nur John F. Kennedy, Willy Brandt, Joschka Fischer. Die interessierten LegendenbildnerInnen dieses Planten haben die wirksameren Waffen; dagegen hilft keine »Gewaltlosigkeit«, um erneut auf Gandhi zurück zu kommen. Selbstverständlich findet sich Koestlers kritischer Aufsatz nicht in der Literaturliste, die *Brockhaus* gibt. Nach Koestler war Ghandi, gestorben 1948 (kurz nach der Unabhängigkeit), sicherlich überwiegend von laueren Absichten geleitet, dennoch der typische vernagelte, fanatische Patriot und Rechthaber, der in ungefähr 90 Prozent der männlichen Zweibeiner unseres Planeten wohnt. Seit Fischer kommen vermehrt Frauen hinzu.

Ich sage nur nebenbei, daß mir einige Abneigungen von Gandhi durchaus zusagen, etwa gegen den westlichen Schul- und Bildungsbetrieb. Koestler rügt diese Abneigung natürlich. Der britische Freund von Orwell besaß eine gleichsam religiöse Ehrfurcht vor dem Wissenschaftsbetrieb und allen Akademikern, die ihn nie so richtig als Gleichrangigen erachten konnten, obwohl er doch ein weltberühmter Schriftsteller war. Im Grunde war er noch der christlich-kommunistischen Fortschritts-Ideologie verfallen – ähnlich wie Orwell, und möglicherweise sogar mehr als Gandhi. Das soll nicht an Koestlers Begabung rütteln, Widersprüche und Selbsttäuschungen aufzudecken – bei anderen ...

∞ Verfaßt 2019

* »Mahatma Gandhi – der Yogi und der Kommissar«, in: *Die Armut der Psychologie*, deutsche Ausgabe Bern 1980, S. 141–79

Der Landwirt **Ludwig Gandorfer** (1880–1918) vom ansehnlichen *Zollhof* in Pfaffenberg, Landkreis Straubing, zählte zu den vielen schillernden Figuren der bayerischen Umsturzwirren nach dem Ende des Ersten Weltkrieges. Seit 1912/13 war er vollständig erblindet. Das verdankte er aber wider Erwarten nicht seiner bekannten Streitlust und Hitzköpfigkeit. Nach Richard Dill* soll ihm ein Ochse schon in jungen Jahren ein Auge ausgestochen haben. Den Verlust des zweiten Augenlichts habe seiner Familie zufolge eine Netzhautablösung aufgrund einer aus »Deutsch-Ostafrika« mitgebrachten Malaria bewirkt. Dort hatte sich Gandorfer kurzzeitig (1904/05) als Farmer versucht. So galt er später überall als »der blinde Bauernführer«, und zumindest die erste Hälfte dieser Bezeichnung stimmte.

Für sein Gut hatte Gandorfer einen Verwalter. Ab ungefähr 1915 war das Xaver Seitz, der drei Jahre darauf auch in dem (angeblichen) Unfallauto neben seinem Dienstherrn sitzen sollte. Gandorfer hatte zudem eine Gattin, seit 1908. Diese Ehe mit Katharina Lang blieb jedoch kinderlos und womöglich nie vollzogen. Manche munkelten, wenn (der blinde) Gandorfer mit Eisner, dem Chef des jungen bayerischen »Freistaats« Arm in Arm durch das »befreite« München gezogen sei, habe sich darin nicht nur Gandorfers Nähe zur Revolution ausgedrückt. In dieser Sicht drückte sich vermutlich Schwulenhaß aus. Vielleicht war Gandorfer zu Katharina einfach zu ruppig gewesen. Als ihm sein Erzfeind Karl Pracher, seines Zeichens Bezirksamtmann, 1905 einen Jagdschein verweigert, tut er es mit Verweis auf Gandorfers beachtliches Vorstrafenregister: »wegen Körperverletzung, also Rauferei, und Sachbeschädigung«, wie Dill schreibt. Durch den

kleinen Zusammenstoß, der sich aus Prachers Weigerung in dessen Mallersdorfer Bezirksamt ergibt, kommen gleich noch einmal zwei Monate Gefängnis hinzu, wegen »Störung des öffentlichen Friedens«.

Für den Regensburger Kirchengeschichtler Johann Kirchner** wurzelt die Wandlung des Großbauern Ludwig Gandorfer zum »Linken« just in solchen, von Gandorfer so empfundenen »Willkürakten« der Obrigkeit, und nicht etwa in seinem Glauben an den Sozialismus. Zudem sei er gegen 1918 hochverschuldet gewesen. Folglich habe der in Trennung von seinem Weib lebende, kinderlose Gandorfer im Gegensatz zu seinem gleichfalls bekannten und begüterten, erheblich behutsamer taktierenden Bruder Carl durch »die Revolution« nicht viel zu verlieren gehabt. Was die Brüder teilten, war wohl die Wut auf die kriegsbedingten Abgaben und Einschränkungen, die selbst Agrarkapitalisten ins Fleisch schnitten. Ludwig, zunächst *SPD*-Mitglied, gehörte seit 1917, als Kriegsgegner, der *USPD* an. Allerdings habe er »der Revolution« auch nicht viel zu bieten gehabt, findet Kirchner. Sein Einfluß unter der Landbevölkerung sei sehr gering gewesen. Die Sicherung der Versorgungslage (Land ernährt Stadt), die sich die Revolutionäre von ihm versprochen, hätte Gandorfer wahrscheinlich niemals gewährleisten können. Eisner habe vornehmlich auf den »symbolischen« Wert Gandorfers und auf die Zugkraft des brüderlichen Namens gebaut. Konsequenter sei er nach seinem, für viele »verdächtigen« Unfalltod von Eisner & Genossen zum Ideengeber, ja zum »blinden Seher« und selbstverständlich zum Märtyrer der Revolution ausgerufen worden.

Sei es nun mit Gandorfers Motiven und Potenzen wie auch immer bestellt gewesen, jedenfalls stieg er im Laufe der Weltkriegsjahre auf. Sein Gutshof mauserte sich zum beliebten Treffpunkt der Revolutionäre; er selber zum engen Mitstreiter Kurt Eisners, den man nach den Münchener Aufständen am 8. November 1918 zum bayerischen Ministerpräsidenten erkor. Anders wie Eisner, der vier Monate darauf durch Anschlag ermordet wurde, kam Gandorfer aber bereits zwei Tage nach dem Umsturz, am 10. November, durch einen (angeblichen) Autounfall um. Der wird in den meisten Internetquellen sträflich kurzangebunden und unkritisch hingenommen. Ohne ihn wäre der breitschultrige 38jährige »Bauernführer« und vermeintliche Bürge für die Lebensmittelversorgung des roten Münchens sehr wahrscheinlich Vorsitzender des »Zentralen Bauernrats« geworden. Diesen Posten übernahm dann sein Bruder Carl. Genau aus diesem Grund, Sicherung der Ernährung, hatten sich, Dill zufolge, am Unfalltag sieben Personen in den vom Münchener Soldatenrat beschlagnahmten geräumigen, dreibänkigen *Fiat* des Prinzen Joachim Albrecht von Preußen gezwängt. Man sicherte diesem die Rückerstattung zu, sobald man wieder in München sei. Beide Vorhaben zerschlugen sich jedoch.

Hauptaugenzeuge der gewaltsamen Fahrtunterbrechung war Gandorfers schon erwähnter Gutsverwalter Seitz, der zu den immerhin sechs Überlebenden des Unfalls zählte. Nach Dill hat es sogar, wegen verschiedener Klagen auf Entschädigung, ein Gerichtsverfahren gegeben, doch seien die vorhandenen Unterlagen »durchaus lückenhaft« – wobei nicht die geringste Lücke darin bestehen dürfte, daß der erlauchte *Fiat* nach dem Unfall, so Dill, verschwand und nie mehr auftauchte. Am frühen Vormittag des besagten Sonntags kam der Wagen kaum über Schleißheim hinaus, das im Norden nahe bei München liegt. Nach Seitz' Aussage ging Sebastian Scharrer, ein erfahrener Kraftfahrer, die Landstraße in »gehörigem Tempo« an. Vor einer Kurve habe der Wagen plötzlich »einen Ruck bekommen«, worauf er hinten ins Schleudern geraten und gegen einen Alleebaum gestoßen sei. Dadurch seien die drei Männer, die die hinterste Sitzbank einnahmen, aus dem Wagen gefallen. Der Wagen selber landete im Graben. Von den Gestürzten kam lediglich Gandorfer um – Schädelbruch. Er starb auf der Stelle. Zufällig war er die Hauptperson des Unternehmens gewesen.

Sogar Dill räumt ein, wenn auch mit anderen Worten, jeder kritische Kopf werde sich angesichts solcher Unfallmeldung fragen, ob die Revolution »nur« zu schnell gefahren sei, oder ob ihr jemand ein weißbestrumpftes Bein gestellt habe. Kirchinger behauptet jedoch, eben Dill habe die »vor allem von dem Straubinger Heimatforscher Rupert Sigl kolportierten Gerüchte«, Gandorfer sei ermordet worden, »eindeutig widerlegt«. Offenbar baute Sigl*** auf Aussagen oder Gerüchte, wonach eine Leichenfrau von Anzeichen einer Schußwunde auf der Stirn des toten Gandorfers gesprochen hatte. Allerdings kommt mir Kirchingers Behauptung über Dills Eindeutigkeit mehr als kühn vor. Zur Stützung führt er einen Satz von Dill an, den man glatt für krank oder verunglückt halten könnte: »Alle Mordtheorien kranken daran, daß es zu viele Beteiligte gab, die nicht in eine Täter- oder Mitwissergruppe eingeordnet werden können.« Ja nun – und wenn schon? Warum sollen sich unter den »vielen« Beteiligten, ob innerhalb oder außerhalb des fürstlichen *Fiat*s, nicht jede Menge Uneingeweihte befunden haben, deren Leben möglichen Attentätern scheinbegal gewesen wären?

Selbstverständlich hätte ein Anschlag bei diesem (Un)Fall nichts Verblüffendes. Dill selber stellt sogar fest, Gandorfer habe ohne Zweifel zu den Personen gehört, die von den abgesetzten Machthabern in Regierung und Militär am meisten gefürchtet und gehaßt worden waren. Deshalb sei ihnen der bedauerliche Unfall sicher sehr gelegen gekommen. Das nun weist Kirchinger wiederum zurück. Gandorfers Tod habe der völkischen Rechten so gut wie keinen Nutzen gebracht: weil er ja ohnehin, wie schon gesagt, kaum Einfluß besessen habe und sofort durch seinen Bruder Carl ersetzt worden sei. In dieser Rechnung

hat Haß keinen Platz. Oder die kaltblütige Erwägung: je mehr potentielle Staatsfeinde wir kaltmachen, um so besser. Sie bekundet nebenbei auch wenig Ahnung von dem rachedurstigen blutigen Wüten, das die »Weißen« nach der Niederlage der Räterepublik (Mai 1919) an den Tag legten.

Gewiß scheidet ein Verdacht auf einen Saboteur unter den sieben Wageninsassen aus. Die Blütezeit des unbedenklichen Selbstmordattentates war noch nicht gekommen. Ähnlich skeptisch sollte man sicherlich auch Erzählungen über »weiße« Heckenschützen oder BombenversteckerInnen aufnehmen, ist es doch recht unwahrscheinlich, daß es für einen Schuß oder eine Explosion, ja selbst für ein Reifenplatzen, nicht mehrere Ohrenzeugen gegeben hätte. Was aber nach einer Erklärung dürstet, sind mindestens zwei (angebliche) Tatbestände: Welchen rätselhaften »Ruck« (so Seitz) erlitt der Wagen – und wie, warum und wohin verschwand er denn nur, dieser Wagen? Wobei wir noch nicht einmal wissen, in welchem Zustand er sich befand. Man kann lediglich darauf wetten, der gute Fürst hätte ihn am liebsten nicht als Wrack zurückerstattet bekommen. Es sei denn, sein *Fiat* war gut versichert.

∞ Verfaßt um 2020

* Richard Dill, »Ein Unfall, der gelegen kam«, in: Friedrich Weckerlein (Hrsg.): *Freistaat!*, München 1994, S. 146–56

** Johann Kirchinger, »Symbolische Politik in den Revolutionstagen. Die Stilisierung Ludwig Gandorfers zum Helden des Umsturzes von 1918/19«, in: *Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte (ZBLG)*, Band 75, München 2012, S. 843–66

*** 1984; wo, wird nicht gesagt, falls ich es nicht übersehen habe

Geld

Der japanischer Kaufmannssohn und Berufs-Go-Spieler **Hon'inbō Shūsaku** (1829–62) wurde mit 33 Opfer einer Cholera-Epidemie. Er hatte früh als Wunderkind in dem Brettspiel für zwei Personen gegolten, das zwar ähnlich wie Schach weiße und schwarze Steine hat, aber ungleich komplexer sein soll.* Später zählte Shūsaku zu den zeitgenössischen Spitzenspielern und stand einer Go-Schule vor. Ohne die Epidemie wäre er sicherlich steinreich geworden. Gegenwärtig leistet sich Japan rund 500 Profis, die von Preisgeldern, Unterrichtshonoraren und vermutlich, wie überall, Werbeeinnahmen leben.

Denkt man einmal unhonoriert darüber nach, hat dieser Planet einen Zweibeiner hervorgebracht, der seit der Einläutung von Zivilisation und Geldwirtschaft unter 1.000

möglichen Betätigungen garantiert 990 findet, in denen er es zu ungeahnter Vervollkommenheit und Vermarktung bringen kann. Die Betätigung mag aberwitzig sein wie sie will, Hauptsache optimierungsfähig und einträglich. Ob Geigenbogen, Marderhaarpinsel oder Billardstöcke im Spiel sind oder einer lediglich in 30 Sekunden des Kopfrechnens sämtliche ungeraden Hausnummern des Erfurter Juri-Gagarin-Rings zusammenzählt – der Rubel rollt. So wird Unterhaltungswert zum Unterhalt, artistisches Vermögen zu statistischem Vermögen. Man wende nicht ein, auf meiner *Schweinsblaseninsel*, die keine Warenproduktion kennt, freue man sich doch auch, wenn eine aufgrund ihrer Geschicklichkeit bei einem Jagdausflug mit Pfeil und Bogen statt zwei drei Hasen erlege oder wenn die Kartoffeln im Acker einmal besonders dick geraten seien. Die Steigerung führt dort nicht zu mehr Verdienst. Wachsen die Kartoffeln nur mäßig, ist die Insel groß genug, um einen zweiten Acker anzulegen. Gewiß dauert dann die Ernte länger – aber eins hat man dort im Übermaß: Zeit. Allerdings pflegt man diese kaum für ausgesprochen fruchtlose Vervollkommenheiten zu verplempern. Man ist sich dort darüber im Klaren: weder Gosteine noch Billardstöcke lassen sich notfalls essen.

1988 gewann der gebürtige Bremer **Hans Pietsch** (1968–2003) die deutschen Go-Meisterschaften. Zwei Jahre darauf brach er sein Sinologiestudium ab und ging nach Japan, um sich unter Shūsakus NachfolgerInnen einzureihen. Er brachte es zum einzigen deutschen Mitglied des japanischen Go-Berufsverbandes, wurde freilich nur ein Jahr älter als der Altmeister. Anfang 2003 auf »Promotion«-Tour in Mittelamerika unterwegs, tauchten auf einem Parkplatz am Amatitlán-See bei Guatemala-City zwei bewaffnete Räuber auf. Offenbar erschossen sie den 34jährigen, obwohl er keinen Widerstand geleistet hatte, wie zwei Kameraden berichteten, die bei dem Raubüberfall nur ihr Geld und andere Wertsachen verloren.**

Nach Krautscheid ist Go kein Kriegsspiel. Man trachte nach einem (siegreichen) Übergewicht, ohne dabei den Gegner zu vernichten und das grundsätzliche Gleichgewicht der Kräfte zu zerstören. Go trainiere Tugenden wie Geduld, Fairneß, Vorstellungsvermögen und Scharfsinn. Für die Räuber kam wahrscheinlich nur das letzte in Betracht. Ob sie gefaßt wurden, kann ich nicht feststellen.

∞ Verfaßt 2023

* Christiane Krautscheid, <https://www.berliner-zeitung.de/go-ist-nicht-einfach-ein-spiel-es-ist-eine-uralte-asiatische-kulturtechnik-doch-es-droht-eine-beschaeftigung-der-alten-maenner-zu-werden-das-gleichgewicht-der-kraefte-li.22911>, 1. April 2000

** »Hans Pietsch«, *Sensei's Library*, Stand Januar 2023: <https://senseis.xmp.net/?HansPietsch>

Ein dickes Buch mit dem Titel *Philosophie des Geldes*, erstmals veröffentlicht 1900, trug dem Berliner Soziologen **Georg Simmel** (1858–1918) ungleich mehr Ruhm als Geld ein. Davon hatte er sowieso genug: Vater Ewald war Gründer und Mitinhaber der Schokoladenfabrik *Felix & Sarotti*. Aber gerade diesen Umstand – beim Forschen, Lehren und Schreiben nicht auf Honorar angewiesen zu sein – beklagt der betuchte Sprößling, bleibe ihm dadurch doch ein wichtiger Gradmesser für seine schöpferische Leistung vorenthalten. Ihm fehle, heißt es auf Seite 332 des Wälzers, »jene wohltätige Ableitung und Tröstung durch den Gedanken, wenigstens im wirtschaftlichen Sinne das Seinige getan und die Anerkennung dafür empfangen zu haben; er sieht sich vor ein: Alles oder Nichts – gestellt und muß über sich selbst nach einem Gesetzbuch richten, das keine mildernden Umstände kennt.«

Schweigen wir von Schund, der Anerkennung in fünf- oder siebenstelliger Höhe bringt, weil der Bedarf für ihn da ist. Auch dann sind Milde und Strenge noch immer ähnlich relativ wie das Geld. Zwar sehen wir uns alle demselben Mehrwertsteuersatz unterworfen, aber wir sind nicht alle Milliardäre. Im Oktober 2009 sind es (offiziell) nur 99 von uns Deutschen. In der »Volksrepublik« China dagegen schon 130, wobei die Dunkelziffer recht hoch sein soll. Mit anderen Worten: wie die Mehrwertsteuer, trifft mich auch Simmels furchtbare Prosa empfindlicher als sie den üblichen Doktoranden treffen dürfte. Da hat Simmel beim Richten seiner selbst viel Nachsicht geübt. Ausgefuchste LeserInnen werden sich allerdings den Löwenanteil seiner hölzernen und zudem langatmigen Untersuchung ersparen, weil einem der Wurm, der in ihr sitzt, schon auf den ersten Seiten begegnet, wenn mich nicht alles täuscht. »Wert« sei so wenig erklärbar wie »Sein«, verkündet Simmel da. Er stellt sie als gleichrangige, unhinterfragbare Grundtatsachen des Lebens hin.

In Wahrheit ist die Bewertung der Versuch der Orientierung im Sein. Die Bewertung soll uns dazu dienen, das Sein zu ermöglichen oder zu verbessern. Ich möchte herausfinden und entscheiden, was mir zu-, was mir abträglich ist. Somit hat Bewertung von vornherein subjektiven Charakter. Simmel dagegen erhebt »den Wert« zur natürlichen oder gottgewollten Grundkategorie. Nur auf dieser Basis läßt er subjektive Unterschiede in der Wertung gelten. So ist es auch nicht weiter verwunderlich, wenn er von Anbeginn unbeirrt auf den Tausch zusteuert; er setzt ihn immer schon voraus. Als »die Wirtschaft« setzt er übrigens auch den Kapitalismus schon immer voraus. Das ganze quantitative Denken der Moderne wird von ihm um keinen Deut in Frage gestellt.

Selbstverständlich kann »Wert« nur durch Vergleich ermittelt werden. Es sind aber nicht nur (subjektiv) unterschiedliche, sondern auch andere Orientierungsversuche im Sein denkbar, als mit Hilfe von Vergleich und Tausch. So kann ich mich beispielsweise in einer Horde von Neandertalern oder in einer postmodernen anarchistischen Kommune anerkannt und wohl genug fühlen, um dieser Krücken, die sich früher oder später unweigerlich gegen den anderen erheben, nicht zu bedürfen. Die Krücken pochen auf die Ermittlung, wer oder was *mehr Wert* habe; sie heißen Aufrechnung, Wettbewerb, Krieg. In friedlichen Gemeinschaften haben die Dinge und Personen aus sich selber heraus Wert. Entsprechend werden sie geachtet.

Ansonsten reitet Simmel 600 Seiten lang auf seiner Grundformel von der Absolutheit der Relativität auf Erden herum, wie man abkürzend spötteln könnte. Das Geld steht an der Spitze. Als »reine Form der Tauschbarkeit« ist es absolutes Mittel und absoluter Zweck zugleich.* Diese Sonne steht natürlich auch über der Eigentums-, Klassen-, Machtfrage, die deshalb unter den Tisch fallen kann. Simmel mag seinem Zentralgestirn ein paar soziologische und psychologische Beobachtungen abgewinnen, die inzwischen zum Gemeingut geworden sind, etwa hinsichtlich der entwertenden, zynischen Auswirkung der Geldwirtschaft auf den menschlichen Verkehr im allgemeinen. Doch ein guter Schriftsteller hätte diese Beobachtungen in einem Bruchteil des Wälzers gegeben. Um ein Korn von seiner Krawatte aufzupicken, holt Simmel bis an die stuckverzierte Zimmerdecke seiner großzügigen Wohnung im Berliner Westend aus. Prompt wird dann das Korn von der wuchernden Darlegung erstickt.

Wenn **Adorno** in seiner *Minima Moralia* (1951) befindet, Simmels Schriften kranken allesamt »an der Unvereinbarkeit ihrer aparten Gegenstände mit der peinlich luziden Behandlung«, kann ich ihm nur bedingt zustimmen. Simmels »Durchsichtigkeit« hat mit Klarheit nichts zu tun. Unanschaulichkeit, wo man bei ihm hinguckt. Die Begriffe so abstrakt wie möglich. Aber um Gottes willen keine Korinthe übersehen, die auf den Parkettfußboden gefallen ist! Was er betreibt, ist nervtötende Pfennigfuchserie, nicht Philosophie. Und wer hätte es gedacht: sein Schmäher Adorno ist ihm erstaunlich verwandt. Auch Adorno drückt sich so abstrakt wie möglich aus, erschlägt uns mit Begriffen und Fremdworten, befleißigt der gestelzten Wendungen sich und dreht die Dinge oder Beziehungen um und um, bis er uns eine »Entdeckung« präsentieren kann – die natürlich umwerfend sein soll ...

Wie sich versteht, hätte ich den Verdacht, in der *Minima Moralia* betreibe einer in hochgestochenster Weise Haarspalterei oder Spiegelfechtere, vor 20 Jahren kaum auszusprechen gewagt. Gewiß bin ich in nahezu sämtlichen moralischen/sozialpolitischen

Fragen Adornos Meinung – aber wie viel einfacher und umstandsloser ließe sich die sagen! Im Vergleich zu seinem Aufbauschen ist Adornos Ertrag dürftig. Warum *macht* der elitäre Geißler aller Herrschaft das? Wen will er mit seiner Prosa einschüchtern? Alle SchülerInnen, die ihm dereinst den Thron des tiefsten und damit größten kritischen Denkers streitig machen könnten? Eine Herkulesarbeit! Stößt er doch in seiner *Minima Moralia* schon zum Auftakt** ins gleiche Klagehorn wie der gescholtene Simmel: die sozial privilegierten Groß- oder Tiefdenker hätten es besonders schwer. Sie müssen einen Sturm um ihre Einsichten entfesseln, wo erdverbundenen schlichten Menschen ein kräftiges Pusten reicht.

∞ Verfaßt 2012

* bes. S. 100, 241, 242, Ausgabe (unveränderter Nachdruck der 6. Auflage von 1958) Berlin 1977

** Im Stück »Für Marcel Proust«, in der *Suhrkamp*-Ausgabe von 1983 auf Seite 15

Schlechte Gutscheine Die meisten Alternativentwürfe zum kapitalistischen Wirtschaften scheuen Radikalität und Konsequenz wie die italienischen »Kommunisten« Hammer & Sichel. So entpuppen sich diese »Alternativen« bei näherem Hinsehen als Varianten kapitalistischen Wirtschaftens. Allin Cottrell, laut *Junge Welt* (5. Juli 2008) Professor für »Makroökonomie und Ökonometrie« in Wake Forest/USA, will die allgemeinen Prioritäten – in welche Bereiche investieren wir wieviel? – durch Volksabstimmungen festgelegt wissen. Das klingt zunächst nicht übel. Die näheren Wünsche ergäben sich aus den Entscheidungen des Verbrauchers – die allerdings nicht mehr Kaufentscheidungen heißen dürfen. So schiebt der Verbraucher, Frauen eingeschlossen, im Laden »Arbeitsgutscheine« auf den Tisch. Als Arbeiter erhält er für jede Arbeitsstunde einen Schein – aber vielleicht hat er seine Scheine auch gefunden, geerbt oder geraubt. »In jeder Periode wird der Plan angeglichen, um mehr von den Gütern, die relativ zur Nachfrage knapp sind, und weniger von jenen zu produzieren, die nicht so beliebt sind. So haben wir eine Art 'Markt', aber ohne Geld und nicht vom Profit getrieben, sondern von der Bereitschaft der Menschen, Stunden ihrer eigenen Zeit für den Erwerb verschiedener Güter herzugeben.«

Auf diese Art hätten wir in der Tat den Markt beibehalten – und das Geld selbstverständlich auch. Was anderes sollte das Zahlungsmittel »Arbeitsgutschein« darstellen? Mit der Arbeitszeit beruht es sogar auf demselben Maßstab wie unser herkömmliches Geld. Es dient dem reibungslosen Tausch wie Euro oder Dollar ihm dienen. Wer den Kapitalismus überwinden will, muß jedoch den Tausch zugunsten des

Teilens und Verteilens ächten. In den Fußstapfen unserer wildbeuterischen Vorfahren beweisen Dutzende von anarchistischen Kommunen seit Jahrzehnten, das Teilen – das nie »ökonomisch« ist – läßt sich selbst unter ungünstigen Startbedingungen pflegen. Behauptet Cottrell, seine Gutscheinwirtschaft sei nicht mehr vom Profitstreben getrieben, sitzt er reinem Wunschdenken – und eben dem quantitativen Denken auf. Tausch/Vergleich/Konkurrenz kreisen um das Mehr oder Weniger. Sie impfen uns das unablässige Bewerten ein, ob wir wollen oder nicht. Um eine gängige Metapher zu bemühen, fahren quantitatives Denken, Profitstreben und Fortschrittswahn auf derselben Schiene.

Die Alternative erfordert Umkehr. Sie verlangt den Absprung in ein Denken, das vielleicht rythmisch genannt werden könnte. Stellt Cottrell fest, das grundlegende Kriterium für die Auswahl zwischen alternativen Produktionsmethoden sei die Minimierung der erforderlichen Arbeitszeit, verkündet er Kapitalismus pur. In unseren Kommunen kommt es nicht auf die Dauer sondern auf den Charakter einer Arbeit an. Ist sie sinnvoll? Macht sie Freude? Cottrell scheint echt leninistisch von einer computergesteuerten Megamaschine zu träumen, die alle erwünschten Güter ohne unser Zutun auswirft. Daß sie extrem anfällig wäre und zum Machtmißbrauch geradezu einlode, interessiert ihn nicht. Und daß sich die freigesetzten BürgerInnen dann zu Tode langweilten, findet er anscheinend prima. Was sollen sie tun? Nach Florida fliegen? Am Strand Hautkrebs züchten? Den Milliarden Scharlatanenstücken, die heutzutage als Kunstwerke ausgegeben werden, noch eine Milliarde hinzufügen?

Nein, was weg muß, sind alle Trennungen. Ich nenne nur Arbeit/Freizeit, Arbeit/Urlaub, Erwerbsleben/Ruhestand, Produktionsarbeit/Sozialarbeit, Hand- und Kopfarbeit. Die Abgetrenntheit von jener Megamaschine, Staat eingeschlossen, gehört natürlich auch in diese Reihe. Cottrell setzt für seine »neue« Planwirtschaft offenbar das übliche Staats- oder Kommunaleigentum voraus. Schon den darin Tätigen billigt er aber nur »eine gewisse demokratische Kontrolle« über ihre Arbeitsbedingungen zu. Zur Krönung hält er »große Änderungen in unserer Art der materiellen Produktion« für unumgänglich, wenn wir auf diesem Planeten das gegebene Jahrhundert überleben wollten – ohne über diese Änderungen auch nur ein Tönchen verlauten zu lassen. Entweder hat er keinen blassen Schimmer von ihnen, oder aber, er hütet sich vor ihnen, weil die Forderung grundlegenden Umdenkens gar zu radikal wäre und die Leute vor den Kopf stieße. Wäre sie auch zu unreal?

Jedenfalls halte ich es für illusorisch, den Kapitalismus in unseren aufgeblähten und zentralisierten Organisationsformen überwinden zu wollen. Legionen von roten oder grünen Politikern – auch in der DDR – haben längst bewiesen, wie automatisch sie sich

von uns entfernen, während sie uns angeblich dienen. Übrigens haben sie sich auch von dem in den 80er Jahren beliebten Slogan *small is beautiful* rasend entfernt. In Hochgeschwindigkeitszügen oder 140-PS-Geländewagen. Ich gebe also zu, daß ich mir eine Überwindung des Kapitalismus im Rahmen des derzeitigen Deutschlands nicht vorstellen kann – vom Moloch Europa ganz zu schweigen. Da ich jedoch auf der anderen Seite kein Pygmäe und auch kein Mönch bin, werde ich Mittel und Wege finden müssen, wie ich hin und wieder aus meiner überschaubaren Räterepublik *Hörselgau* nach Kassel oder Brüssel komme. Das Pferd war über Tausende von Jahren hinweg ein hinreichendes Transport- und Arbeitsmittel. Unfälle a lá Eschede mit über 100 Toten kannte es nicht. Bedienen wir uns aber trotzdem der Schienen, weil sie nun schon einmal liegen: wer verwaltet, wartet – und beherrscht das Schienennetz, wenn es in ganz Europa nur Zwergrepubliken gibt?

Vielleicht sollte ich doch lieber zu Hause bleiben. Eigentlich läßt es sich in *Hörselgau* schon ziemlich gut leben. Einfuhren benötigen wir kaum. Wir machen alles selber – nur umfaßt dieses Alles nicht sonderlich viel. Zum Beispiel hegt in unserer Räterepublik kein Mensch den Wunsch, in seiner Hand oder auf dem Balkon des Nachbarn eine Videokamera zu wissen. Für die Computer in unseren 23 Internetcafés haben wir sogar eine eigene kleine Fabrik. Zu verspeisen pflegen wir nicht das, was uns über Satellitenfernsehen das Wasser im Munde zusammen laufen lassen soll, sondern nur das, was unsere Wälder, Gärten und Ställe je nach Saison gerade so hergeben. Wir brauchen keine Kiwis, die in Wahrheit nur aufgeblasene Stachelbeeren sind. Unsere Räte werden in direkter Wahl bestimmt. SchädigerInnen des Gemeinschaftslebens kommen vor ein Schiedsgericht, dessen Mitglieder zumindest teilweise ausgelost werden – eine Anregung, die ich Cottrell verdanke.

Machen wir uns nichts vor: Eine Nichttauschgesellschaft setzte neben beträchtlicher Vertrauens- und anderer Bildung Überschaubarkeit voraus. Jene »Überlebensfrage« nach Änderung unserer Produktionsweisen schlosse also auch diese ein: Wie könnte uns die unumgängliche Verkleinerung der gesellschaftlichen Organisationsformen auf diesem Planeten gelingen? Sollte das Wunder geschehen, Frau Merkel, Herr Obama und Konzernriesen wie *Bunge*, *Siemens*, *Monsanto*, *Exxon Mobil* ermuntern uns dazu? Sollten sie bereit sein, das Rad der Geschichte auf handhabbare Ausmaße zurückzudrehen – obgleich sie gerade daran verdienen, daß es uns Arschlöcher der Welt überrollt?

Schlimmer noch, ich halte es sogar für nicht ausgeschlossen, eine Nichttauschgesellschaft wäre *nirgends* machbar, weil das Tauschwertprinzip (2 Eier = 70 Cent) verdächtig an das Identitätsprinzip ($A = A$) erinnert. Das hieße, wir wären auf Vergleiche

angewiesen, um die Dinge und uns selber überhaupt erkennen zu können. Schon erwächst daraus die Konkurrenz.

∞ Verfaßt 2008

Tauschland 99 von 100 Menschen, die Sinn oder Unsinn des Geldes erörtern, setzen den Tausch bereits voraus. Für den Tausch ist das Geld sicherlich nützlich, wenn nicht sogar unverzichtbar. Doch für den Tausch selber gilt dies keineswegs. In den frühen Familien, Horden, Stämmen unserer Gattung wurde mit Sicherheit nicht getauscht. In Pueblos, Klöstern, Kibbuzim finden wir statt Tausch Verteilung. Gestehen wir ihnen Autarkie zu, läßt sich das auch an heutigen anarchistischen Landkommunen oder deren regionalen Verbänden leicht zeigen. Warum sollten die Leute tauschen? Schließlich ist alles da – vom Radieschen über Ziegen und Gehölze bis zum neuen ovalen Eßtisch. Es muß nur bearbeitet, bewegt, bereitgestellt werden. Was täglich oder saisonal benötigt wird, ist bekannt oder wird vereinbart. In einer solchen gemeinschaftlichen und geschlossenen Ökonomie wäre Tausch beinahe lächerlich.

Ich bemerke nur am Rande, daß die kapitalistische Not des Tauschens und Verkaufens ungeheuerliche Kosten verursacht, die volkswirtschaftlich betrachtet einen Riesenverlust darstellen: Handel, Banken, Buchführung, Geldautomatenbau und dann noch die sogenannte Werbung für den ersten sich selbst fütternden Geldautomaten. Hier können wir auch gleich die hochgelobte Konkurrenz ansiedeln, die jeden Landstrich beispielsweise in ein Materialschlachtfeld von 17 miteinander verfeindeten Paketzustell-diensten verwandelt. Konkurrenz züchtet neben Vergeudung und Betrug jeder Art den Krieg.

Der wesentliche Nachteil des marktwirtschaftlichen Verfahrens liegt im Tausch selber, der ein Vergleich ist. Denn dieses Vergleichen hat verheerende Folgen. Wollen wir voneinander verschiedene Güter oder Leistungen miteinander vergleichen, kommen wir ja nicht umhin, sie auf etwas zu reduzieren, das ihnen vielleicht doch – ihrer Verschiedenheit zum Trotz! – gemeinsam ist. Wie uns Ricardo, Marx und Georg Simmel erläutern, kann diese Gemeinsamkeit von etwa Eßtisch, Ziege, Text nicht in Eigenschaften wie nützlich, angenehm, schön, lebendig, dinghaft und dergleichen liegen. Denn das läßt sich nicht messen. Die Warenproduktion, die vom Tausch lebt, bedarf eines Zollstocks. Sie muß die Tische, Ziegen, Texte über einen Kamm scheren. Hier bietet sich lediglich der Umstand an, daß sie alle hergestellt, besorgt oder zugerichtet worden sind: durch »Arbeit«. Allerdings handelt es sich eigentlich um völlig verschiedene Arbeiten, weshalb auch sie noch einmal

reduziert werden müssen, nämlich auf »Zeit«, also auf die berüchtigte Arbeitszeit. Im Gegensatz zu Ahornholz/Futterklee/Papier lassen sich allein diese in Eßtisch/Ziege/Text investierten Zeitquanten miteinander vergleichen. Der Zollstock heißt Stoppuhr.

Beethoven und Dvorak legten allerdings wenig Wert auf die Feststellung, wer seine 5. Sinfonie schneller geschrieben habe. Und manche Versschmiede behaupten, »die Zeit« sei die größte Worthülse aller Zeiten. Sie ist abstrakt, beliebig dehn- oder anwendbar, sinnlos. Im Grunde handelt es sich nur um ein Hirngespinnst. Jedes Gut, jede Leistung, jeder Mensch haben ihre eigene Zeit. Sie sind unvergleichlich. Sie haben auch alle ihren eigenen Wert. Sie entfalten sich gemäß ihres inneren, einmaligen, kaum nachvollziehbaren Gesetzes. Sobald ihnen Tauschwert zugemessen wird, stecken sie in einer Zwangsjacke. Dann dürsten sie nur nach Geld. Von sich aus gelten sie ja nichts; nur meßbare Anerkennung zählt. Der rennen sie hinterher – getreu dem sattsam bekannten Motto, Zeit sei Geld. Allein diese Begierde nach Geld oder dieses Angewiesensein auf Geld läßt die Menschen im Kapitalismus zueinander in Beziehung treten. Damit wird »Gesellschaftlichkeit« maßgeblich durch völlig abstrakte und letztlich lebensfeindliche Dinge oder Zwecke vermittelt.

Anders ausgedrückt, haben wir mit der kapitalistischen Warenproduktion eine Züchterin quantitativen Denkens am Hals. *Das kostet mich mindestens eine halbe Stunde Arbeit ... Wenn du das wegwirfst, sind 50 Euro im Eimer ... Woanders bekäme ich viel mehr dafür ...* Dieses Mehr-Denken steckt, nebenbei bemerkt, auch im »Mehrheitsprinzip«, dem ja so gut wie alle Vereine und Ideologien huldigen, vom Imkerverein bis zum Zentralkomitee der Kommunistischen Partei. Selbst mancher »gewaltfreie« Anarchist besäße gern einen Colt, um dessen Griff mit den Kerben seiner sexuellen Eroberungen verzieren zu können. Eine andere, gleichsam »natürliche« Wurzel des quantitativen Denkens dürfte freilich in der Kindheit liegen: Kleinheit als Makel, sozusagen als Unzulänglichkeit. Rennt Lieschen schneller als Mäxchen zum Hoftor der Landkommune, wo das Postauto hupt, hat sie sich schon ein Schokoladenbonbon verdient. Was ist der sehnlichste Wunsch von Pavle aus Kurt Helds Jugendbuch *Die rote Zora*, das in keinem linken Buchladen fehlt? Er möchte zunächst Lehrbub des dicken Bäckers Curcin, dann jedoch »der stärkste Mann von Senj« werden. Mäxchen dagegen hat den Lokomotivführer angepeilt. Entsprechend spielt er leidenschaftlich gern Eisenbahnquartett, und zwar in der Form des Schlagabtausches zwischen zwei Leuten. Dabei kommt es ausschließlich auf das Mehr an – wer hat mehr PS, Meter, Tonnen, Wert oder sonstwas aufzubieten. Warum die Lokomotive fährt, wohin sie fährt – was dies alles soll und mit sich bringt, wird um keinen

Deut erwogen. Diese Lokomotiven transportieren allein den Fetisch »Wachstum«. Sie wollen groß sein. Sie suchen Erfolg, meßbaren Erfolg, um jeden Preis.

Die Charakterstärke hat in unserer Tauschwertgemeinschaft so schlechte Karten, weil sie nicht meßbar ist. Nur ein quantitatives Denken kann »Geschwindigkeit« zu einer Tugend erheben, von der noch die größten Idiotien geadelt werden. Auch Computer, Internetanschluß, Suchmaschinen – durch hohen Energieverbrauch, ständige Modernisierung, häufige Pannen wahrscheinlich kostspieliger als Handarbeit – gewähren uns »schnellen Zugriff« auf dies oder das. Wir spüren nicht mehr, daß dabei die Zusammenhänge reißen. Diese »Zeit«, die dem Kapitalismus seinen unbestechlichen Gradmesser gibt, bewirkt geradezu das Gegenteil von »Wachstum«, nämlich Schrumpfung. Sie macht dumm und gemein. Rücksicht auf Tomaten, Kinder, Texte, die sich behutsam entfalten möchten, kennt sie nicht. Und auch nicht auf etwas, das ich einmal kurz und klassisch Lektüre nenne. Möglicherweise ist die Lektüre inzwischen das einzige, das nicht für Geld zu haben ist.

∞ Verfaßt 2007

Für *Brockhaus* war der **Geldautomat** noch eine Neuheit: Band 7 von 1989. Am liebsten hätte er sich vor ihm niedergekniet und ihm die Füße geküßt. Dieser Roboter machte ihn nämlich »unabhängig von den Banköffnungszeiten«. Von den Banken, wäre vielleicht zuviel verlangt gewesen. Diesen wiederum bringen die Geldautomaten »Kosteneinsparungen, sofern sie in ausreichendem Umfang genutzt werden«. Ja, die Kunden waren so nett. Selbst die einzige Waltershäuser Filiale der regional tätigen *BAW* (Bank für auszunehmende Weihnachtsgänse) muß sich seit Jahren weder mit Kaufleuten noch mit einem Pförtner belasten. Streikt der Roboter namens Bankautomat ungefähr alle zwei Wochen, nähern sich aber im Laufe des Tages zwei Spezialisten des Subunternehmens *Panzerknacker AG*, die ihm mit Karateschlägen vielleicht wieder auf die Sprünge verhelfen. Ich stehe unterdessen draußen, klettere wieder aufs Fahrrad und überschlage bei der Rückfahrt die Stunden meiner Fahr- und meiner Wartezeit. Ich würde sie ja der Bank gerne in Rechnung stellen, doch die beiden Panzerknacker behaupten, sowas dürften sie nicht annehmen. Ja, wer denn sonst? Die Zentrale sitzt in Mühlhausen, das sind Luftlinie 35 Kilometer. Luftlinie mit dem Fahrrad, wunderbar!

Wie sich versteht, kann *Brockhaus* die »Kosteneinsparung« der Bank nicht einfach »Profit« nennen, obwohl es viel kürzer wäre. Es müssen unglaubliche Gewinne sein, die die Banken durch die »Digitalisierung« genannte »Entpersonalisierung« erzielen. Das

ganze »Online-Banking« kommt ja hinzu. Tausende von einstigen durch automatisch lächelnde Personen erbrachte »Service-Leistungen« werden von den Bankmanagern eiskalt auf die Kunden abgewälzt, ohne diese jemals schüchtern zu fragen, ob sie womöglich andere Wunschvorstellungen hätten. Hauen Querköpfe auf den Bildschirm-Tisch, etwa per Email, zuckt der Oberroboter in Mühlhausen hörbar die Achseln: »Sie können uns gerne den Rücken kehren, Herr R., falls Ihnen dies alles nicht paßt.« Ja, prima: wohin denn? Zur *nächsten* Bank? Die sowieso schon demselben Bankenverbund angehört? Oder doch in die letzte Wüstung des Hörselgaus, wo man keinen Zahlungsverkehr mehr benötigt, weil man da das einzige Arschloch ist?

Kürzlich streikte mein veralteter »Tan-Generator«, also das Bankkartenlesegerät fürs Online-Banking. Nachdem ich in der Telefon-Warteschleife nicht verdurstet war, empfahl mir die Mühlhausener Bankfachfrau oder Praktikantin, mir ein flottes neues Kartenlesegerät zuzulegen. Sie könne mir umgehend eins ins Haus schicken. Wie ich dann sah, prunkt sogar das Logo der *BAW* auf dem Gerät. Das Logo, eine entkernte Gans, erinnert entfernt an die *Lufthansa*. Das Gerät hat Tasten, eine Kamera, einen Display und alles, was man sonst von zeitgemäßer Hardware erwarten kann. Und das alles für nur knapp 20 Euro! Die buchte mir die Praktikantin gleich ab. Angenommen, meine Bank hat zwei Millionen Kunden, die im Laufe der Jahre ebenfalls so ein flottes Kartenlesegerät benötigen. Der Hersteller beliefert die Bank über nacht, wenn er nicht ohnehin schon der Bank gehört. An jedem an Kunden verschicktem Kartenlesegerät verdient die Bank, Porto und so weiter abgezogen, einen Euro, schätze ich einmal. Somit bringen ihr allein diese zwei Millionen Geräte zwei Millionen Euro ein. Dazu pflegen thüringische Landwirte zu sagen, auch Kleinvieh mache Mist.

∞ Verfaßt um 2020

Vater Vespian, nebenbei römischer Kaiser, hielt seinem Sprößling Titus eines Tages die ersten Einnahmen unter die Nase, die er der neuen Besteuerung der hauptstädtischen Bedürfnisanstalten verdankte, und sagte: »Schnupper mal! Na und ..? Geld **non olet**, mein Sohn!« Das hieß übersetzt, es stinke nicht. Von daher wird diese Redewendung bis heute in Fällen benutzt, wo einem Gegenüber bedeutet werden soll: »man merkt dem Geld nicht an, auf welche Weise es erworben wurde«, wie uns *Brockhaus* aufklärt.

Wenn wir schon einmal beim Geld sind: Nobelpreisträger Bob Dylan hat sich in seinem erst kürzlich* erschienenen Alterswerk *The Philosophy of Modern Song* ebenfalls zu diesem vertrackten Phänomen geäußert. »Der Arme in seiner billigen Rostlaube steht

genauso wie der Reiche in seinem Luxusschlitten eine Stunde lang in demselben Verkehrsstau. Sicher, die Sitze sind vielleicht weicher, die Klimaanlage [läuft] besser, aber man steckt trotzdem fest auf der 405. Das Einzige, was man nicht kaufen kann, ist Zeit. Der Hillbilly-Songwriter Bob Miller hat einen Song über die Ungerechtigkeit zwischen Arm und Reich geschrieben, sich aber damit getröstet, dass beide gleich tot sind, wenn sie ihre letzte Fahrt antreten.«

Unten auf derselben Seite, wenn auch mit anderem Bezug, findet sich noch der erfrischende Kommentar: »Im aufklärerischen Sinne ist das ziemlich schmale Kost.« Dylan liebt das Ausgedehnte und Überladene, denkt aber zuweilen etwas zu kurz. Selbstverständlich kann ich mir Zeit kaufen, sofern ich, wie der Meistersänger, im Schnitt geschätzt 80.000 Dollar täglich einnehme.** Dafür benötigen normal ausgebeutete Leute in der Regel mehrere Jahre. Ich halte mir einfach einige Bedienstete und DienstleisterInnen, die mir soundsoviele Arbeiten abnehmen, damit ich Angeln gehen oder ein Philosophiebuch schreiben kann. Das ist echter Gewinn an Zeit. Dafür unterschlägt Dylan jedoch ein paar wichtige Dinge, die in der Tat nicht kaufbar sind, auch nicht mit einem geschätzten Gesamtvermögen von mindestens 180 *Millionen* Dollar: Echte Zuneigung etwa; natürliche (medizinische) Abwehrkraft; eine persönliche Lektüre über Jahrzehnte hinweg und die entsprechenden Einsichten in das Getriebe der Welt.

Einen kleinen Scherz aus der Buchvertriebsbranche steuert passend die englische *Wikipedia* bei. Es geht um das von mir zitierte Werk. »900 limited edition hand-signed autograph versions of the book were offered for sale online through Simon & Schuster for a price of \$599 in the U.S. but it was soon discovered that they were not actually hand-signed by Dylan. The books in question appeared to be machine signed by an autopen or signing device, using at least 17 different signature variations. The publisher apologized in a tweet and provided refunds.«

Beachten Sie auch: 599. Darüber hat Rio Reiser mal einen Song geschrieben.

∞ Verfaßt 2023

* Bob Dylan: New York und München 2022, deutscher Titel »Die Philosophie des modernen Songs«, Übersetzung Conny Lösch, S. 49

** <https://www.nd-aktuell.de/artikel/1146129.bob-dylan-verwertung-bis-zum-letzten-ton.html>, 22. Dezember 2020

Siehe auch → Bratt Alfred → Anhang komplett, besonders *Sturz des Herkules*

Geschlechter, Emanzipation, Liebe

Im Jahr 1597 war der Astronom Johannes **Kepler** noch jung (25) und unberühmt. Rund drei Jahre früher hatte er einen Posten als Hochschullehrer für Mathematik in Graz, Steiermark, ergattert. Nun schritt er daran, eine Familie zu gründen. Seine Braut **Barbara** (geb. Müller) besitze hier »Güter, Freunde und einen reichen Vater; ich dürfte, allem Anschein nach, in einigen Jahren kein Gehalt mehr brauchen«, teilt er seinem Tübinger Förderer und Freund Michael Mästlin brieflich mit. Koestler versichert*, über die Person der Braut oder über Keplers Gefühle für dieselbe finde sich in dem Brief kein Wort. Immerhin erspart uns Kepler dadurch Heuchelei.

Wahrscheinlich kommt seine Gefährtin auch sonst, in der Quellenlage überhaupt, äußerst dürr weg – obwohl sie doch so »einfältig und fett an Gestalt« war, wie der Astronom irgendwo anders festgestellt haben soll. Volker Bialas (2004) streift sie nur flüchtig und erwähnt ihren Tod lediglich indirekt. Aber auf ihres Gatten Charakter gibt er viel. Auch von Mechthild Lemckes *Rowohlt*-Monografie (1995) über den Gatten heißt es, die Autorin gehe kaum auf sein Privatleben ein. Sind Männer wie Kepler Sonnen, erzielen ihre Gefährtinnen bestenfalls die Aufmerksamkeit von Mönchen entfernter, nur aus »Rotverschiebung« ermittelter Planeten. Im Fall Kepler kommt noch der Mißstand hinzu, daß wir in den spärlichen, leider ziemlich ungünstigen Aussagen des ehrgeizigen und rhetorisch beschlagenen Gatten anscheinend auch schon die einzige nennenswerte Quelle zum Wesen der jungen Hauseselin haben, mit der er 14 Jahre lang verheiratet war und fünf Kinder zeugte.** Daran rüttelt vermutlich auch Gadi Algazis erstaunlich gründliche Betrachtung des Keplerschen Haushaltes von 2012 nicht***, die im Internet leider nur bruchstückhaft einsehbar ist. Algazi stützt sich hauptsächlich auf einen langen, wohl 1612 entstandenen Briefentwurf des Astronomen.

Erschreckender-, wenn auch üblicherweise hatte Barbara, Tochter eines wohlhabenden Müllers aus Gössendorf bei Graz, bereits zwei Ehemänner über sich ergehen lassen müssen, ehe sie, als junge Witwe, von dem schwäbischen »Sterngucker« umworben wurde. Erstmals zwangsverheiratet mit 16, war sie bei ihrer dritten Hochzeit im Jahr 1597 erst 23. Für Johannes entpuppte sie sich als *seine* Bürde. »In ihrem ganzen Tun ist sie wirr und unbeholfen. Sie gebärt auch schwer. Alles übrige ist gleicher Art.« Laut Koestler stellt Kepler sie als blöde, mürrisch, wehleidig, zänkisch, geizig hin. Ihre Liebe habe ausschließlich Kindern gegolten, aber damit hatte sie ja ebenfalls Pech. Nur zwei von den fünf Kepler-Sprößlingen überlebten ihre Kindheit. Zuletzt, in Prag, fiel Barbaras Liebling, der sechsjährige Friedrich, den vielleicht von Soldaten eingeschleppten Pocken

zum Opfer. 1611 wurde das Unglück der Mutter von einem »Ungarischen Fieber« gekrönt, das epileptische Anfälle und Geistesstörungen mit sich brachte. 37 Jahre alt, sei Barbara Kepler »in geistiger Umnachtung« gestorben, schreibt Koestler.

∞ Verfaßt um 2015

* Arthur Koestler: *Die Nachtwandler*, deutsche Fassung Bern 1959, Seite 271–74 und 387

** Zudem gab es wohl noch eine Tochter, die Barbara bereits in die Ehe mit Johannes eingebracht hatte.

*** Gadi Algazi, »Johannes Keplers Apologie«, in: Reich / Rexroth / Roick (Hrsg): *Wissen, maßgeschneidert. Experten und Expertenkulturen im Europa der Vormoderne*, München 2012, S. 214–48

Kristina Gräfin Pilati von Thassul zu Daxberg (* 1948). Die ächtungswürdige Formel von den *Männern der Feder* hat Zuwachs bekommen. Nun haben wir auch die Formel von den *Männern in Uniform*, also von denen an den Gewehren, zu meiden, dürfen sich doch unsere »Streitkräfte« seit Oktober 2000 ganz grundgesetzlich auch mit Soldatinnen stärken. Wie die interessante Webseite *soldatenglück.de* schon im Juli 2008 mit Hilfe einer Studie des *Sozialwissenschaftlichen Instituts der Bundeswehr* (dem natürlich blind vertraut werden kann) zu verkünden weiß, werde durch die wachsende Zahl von Frauen als Soldatinnen in den Streitkräften »die Akzeptanz der Bundeswehr in der Gesellschaft gefördert«. Ja, darin dürfte auch der Zweck der grundgesetzändernden Übung gelegen haben.

Allerdings scheint die Sache mit der *Gleichberechtigung* ein zweischneidiges Schwert zu sein, um in der Fachsprache zu bleiben. In den einen Fällen wird sie brutal eingeführt, in anderen dagegen nicht minder brutal verweigert. Moritz wäre neulich aufgrund eines solchen Boykotts um ein Haar um eine neue Uhr gebracht worden. Er betrat in dem Nest, in dem seine Kommune lebt, das einzige Schmuckgeschäft und erkundigte sich nach der billigsten nichtdigitalen Armbanduhr. Während die Inhaberin Moritz' gezielter Frage und seiner etwas schmucklosen Kleidung nachhing, suchte sie an einem Drehständer eine Herrenuhr für 18 Euro heraus. »Und was ist mit dieser da?« wies Moritz auf eine Uhr, an der nur 13 Euro stand. »Das ist eine Damenarmbanduhr«, erklärte ihm die Inhaberin wie einem Siebenschläfer, der kaum die Nacht vom Tag unterscheiden kann. »Macht nichts«, sagte Moritz, »die nehme ich!« – »Aber meinen Sie nicht, es wäre etwas unpassend?« – »Nein. Ich trage sie ohnehin nie am Arm. Am liebsten hätte ich eine unsichtbare Uhr.« – »Ah-ja«, erwiderte sie, »ganz wie Sie wünschen.«

Sie kassierte und ärgerte sich noch abends vorm Spiegel, als sie nach ihren Kontaktlinsen fischte, über die 5 Euro große Umsatzeinbuße. Hätte Moritz einen

Regenschirm, ein Fahrrad oder Jeanshosen verlangt, wäre er wahrscheinlich nicht angeeckt. Da herrscht schon beinahe Freizügigkeit. In *meiner* Jugend (um 1960) kam es für einen Knaben nicht in Frage, sich auf einem Fahrrad »ohne Stange«, einem *Damenrad* also, blicken zu lassen. Es hätte Hohn und Schande gehagelt. In der Jugend des Waltershäuser Stadtchronisten Sigmar Löffler, vor dem Ersten Weltkrieg, wäre es nebenbei sogar peinlich gewesen, als Angehöriger des männlichen Geschlechts *überhaupt* eine Armbanduhr zu tragen – einerlei, ob eine dünne oder eine fette. Armbanduhrten galten grundsätzlich als *weibisch*. Der wilhelminische Herr hatte auf seinem Bauch jene goldene Uhrkette vorzuweisen, an der in den Kolonien die farbigen Träger liefen. Er trug Taschenuhr.

Heute fährt vermutlich sogar ein hohes Tier wie Ex-Kriegsminister Rudolf Scharping ein stangenloses Kampffahrrad mit Teleskop-Federung und Autopilot für schlappe 2.000 Euro. Rechtzeitig vorgesorgt, wäre sein Sturz vom Rad, der vor einigen Jahren viel Staub aufwirbelte, sicherlich glimpflicher abgegangen. So aber taugte er nicht mehr zum Armeechef. Nun muß er sich von seiner zweiten Gattin (bis 2017) Kristina Gräfin Pilati von Thassul zu Daxberg, geb. Paul, tyrannisieren lassen und darf nur hin und wieder noch »Public Private Partnership« betreiben. Auch berät er das Beteiligungskapitalunternehmen *Cerberus*, das Firmen einkassiert, um mehr als 5 Euro Gewinn aus ihnen zu schlagen. *Brockhaus* meint, in der griechischen Mythologie sei Cerberus der Höllenhund. Er wedele jeden in die Unterwelt Eintretenden freundlich an, lasse aber niemanden mehr heraus gelangen. Er werde meist dreiköpfig und mit Schlangenschweif dargestellt. Der Zynismus unsrer Geschäftswelt und unsrer PolitikerInnen, die die Menschenrechte der albanischen Mafia verteidigen, ist zuweilen atemberaubend.

Das Geschlecht des Höllenhundes läßt die Abbildung im *Brockhaus* offen. Dagegen scheint mir bei der Geschlechtszuweisung an die Waren in der postmodernen Marken-Mythologie reichlich viel Willkür zu herrschen. Die Damenuhr muß niedlicher als die Herrenuhr sein, obwohl wir mit der ersten Kanzlerin der germanischen Regierungsgeschichte Angela Merkel eine Dame am Ruder haben, die auf sämtlichen Weltmeeren nicht mehr lange fackelt, sobald sich im Nebel eine Bedrohung unserer Heimat abzeichnet. Auch der Damenschuh darf sich um Himmels willen nicht allein durch seine Größe von einem Herrenschuh unterscheiden, denn in diesem Falle könnten die betreffenden Schuhfabriken zusammengelegt werden, wodurch auf einen Schlag viele Tausend bequeme Arbeitsplätze *vernichtet* wären.

Gott sei Dank liegen die Dinge im Autoverkehr gerechter. Ob Dame oder Herr, ein *Porsche* ist immer gleichgroß und gleichteuer – und der Mensch am Steuer immer gleich tot.

∞ Verfaßt 2013

Eileen O'Shaughnessy (1905–45). Als die Tochter eines hohen Zollbeamten 1935 in London einen Schriftsteller trifft, der sich nach einem englischen Fluß Orwell nennt, hat sie bereits mehrere Berufe hinter sich. Fotos zeigen eine schlanke, dunkelhaarige Frau mit hübschem, etwas breitem Gesicht. Eileen wird als gebildet, witzig, hilfsbereit, nicht schüchtern, aber unaufdringlich und auch ihrerseits wenig zugänglich geschildert. Zuletzt betrieb sie ein Schreibbüro, bevor sie ein Psychologie-Studium aufnahm, beides in London. Ihr großer Bruder Laurence ist Mediziner und bereits eine Kapazität auf dem Gebiet der Herz- und Lungenkrankheiten. Eileen hatte ihm zeitweise als Sekretärin gedient. Wie Orwells Biograf Michael Shelden (1991) versichert, standen die Geschwister einander sehr nahe. Eileen habe Laurence »unendlich bewundert« – warum, schreibt Shelden nicht. Ein Grund war wohl die »brillante« Karriere des Bruders. Vielleicht waren auch inzestiöse Neigungen im Spiel? In einem der erhaltenen Briefe Eileens stößt man auf die reichlich unvermittelte Kennzeichnung, ihr ehrgeiziger Bruder sei »von Natur aus Faschist« (one of nature's Fascists). Das mußte sich freilich, falls es zutrifft, arg mit Orwells sozialistischen oder gar anarchistischen Positionen beißen. Doch die Blutsbande waren stark. Wenn sie ihren Bruder Laurence vom entgegengesetzten Ende der Welt bäte, sofort zu ihr zu kommen, täte er es – Orwell dagegen nicht. Orwell stelle sein Schaffen über alles.

Wie sich versteht, traf sie diese Feststellung noch nicht im Überschwang ihrer anfänglichen Verliebtheit. Damals arbeitet George Orwell halbtags in einem Buchladen und hat Anfangserfolge als Schriftsteller. Schon im Sommer 1936 mietet das Paar ein primitives Häuschen (mit Außenklo) in Wallington, 60 km nördlich von London, wo sich der lang aufgeschossene, hagere Orwell nun als Dorfkrämer versucht; daneben schreibt er an *The Road to Wigan Pier*. Wegen der Entfernung brach Eileen ihr Studium kurz vorm Examen ab, zumal ihr Orwell inzwischen einen Heiratsantrag gemacht hatte. Sie folgt hier ihrer romantischen Neigung. Sie betreut den Laden mit, hilft im Garten, kümmert sich um Dorfkinder. Doch es muß alles andere als eine Idylle gewesen sein, wie Briefen Eileens an eine Freundin zu entnehmen ist, die erst 2005 gefunden und von DJ Taylor im *Guardian* vorgestellt worden sind.* Die beiden stritten sich unablässig, »Mord oder Trennung« lagen in der Luft. Auch Eileens Botschaften aus Spanien verraten ihren häufigen Ärger über

Orwell und ihre Angst um seine Gesundheit. Frisch verheiratet, hatte Orwell bereits Ende 1936 dem Mahnruf des republikanischen Spaniens gehorcht. Eileen folgt ihm im Frühjahr, nachdem sie als *POUM*-Sekretärin für Barcelona engagiert worden ist. Sie besucht ihn an der Front. Im Sommer kommt umgekehrt Orwell nach Barcelona und nimmt an den berüchtigten dortigen »Bruderkämpfen« zwischen Kommunisten und Anarchisten teil. Kaum an die Front zurückgekehrt, inzwischen als Leutnant, wird Orwell verwundet (Halsdurchschuß). Wegen der Verfolgungen, denen die angeblich »trozkistische« *POUM* ausgesetzt ist, entschließen sich die beiden zum Rückzug aus Spanien.

Während Orwell die Festigung seiner Abscheu vor einem autoritären Sozialismus und eine endgültig zerrüttete Gesundheit mitnimmt, zehrt Eileen von der rätselhaften Beziehung zu Orwells ehemaligem Kommandeur Georges Kopp, inzwischen Häftling der (kommunistisch beherrschten) Republik. Er hatte ihr heftig den Hof gemacht. Vielleicht bot ihr Kopp Verehrung und Zärtlichkeit, die sie bei dem ihr angetrauten Schriftsteller, der vorzeiten, im kolonialen Burma, eine Art Bezirkssheriff gewesen war, vermissen mußte. Zwar erklärt sie der Freundin, nicht in Kopp verliebt zu sein, gesteht dies aber nicht diesem selber, weil sie sein Gefängnislos nicht noch verschlimmern will. Angesichts der engen Freundschaft der »Rivalen« hat sie starke Schuldgefühle.

Noch im selbem Sommer 1937 treffen die Orwells wieder in ihrem Häuschen ein. Sie lassen den Laden geschlossen, schaffen dafür Tiere an: Hund, Hühner, Enten, Ziegen. Im Folgejahr hat Orwell, der schon früher eine Lungenentzündung durchzumachen hatte, seinen ersten Sanatoriumsaufenthalt, wobei ihn Eileens Bruder Laurence betreut. Dieser kann keine Tuberkulose feststellen – sagt er jedenfalls seinem Patienten. Inzwischen ist Orwells Spanienbuch *Homage to Catalonia* erschienen. Im Winter 1938/39, einer ärztlichen Empfehlung folgend, halten sich die Orwells in Marrakesch, Marokko, auf. Doch neben Orwells Gesundheitszustand scheint sich auch die Beziehung zu Eileen nicht zu bessern. Orwells Hauptaugenmerk gilt nun dem Romanmanuskript *Coming Up for Air*. Eileen bewirbt sich bei Kriegsausbruch mit Erfolg bei der Zensurbehörde in London. Orwell hält zunächst an seinem Landleben fest. Eileen wohnt im Hause ihres Bruders und besucht Orwell hin und wieder. Erst im Sommer 1940 nehmen sie sich in London eine gemeinsame Wohnung. Orwell schreibt jetzt vor allem Essays und Kritiken für Zeitschriften, erfüllt patriotische Propaganda-Pflichten beim Rundfunk (der *BBC*) und tritt außerdem der *Heimwehr* bei. Die deutschen Luftangriffe beginnen. Eileens Bruder Laurence, inzwischen Sanitätsmajor und knapp 40 Jahre alt, fällt bei Dünkirchen, was sie bis an den Rand eines Nervenzusammenbruchs und in tiefe Depressionen führt, die mindestens anderthalb Jahre anhalten. 1941 stirbt zudem ihre Mutter. Freunde haben den

Eindruck, Eileen wirke nicht nur müde, erschöpft, grau, vernachlässigt, sondern habe sich offenbar völlig in sich verkrochen. Ihrem Mann fehlte der rechte Zugang zu diesem Leid; die Auseinandersetzung mit Gefühlszuständen lag Orwell ohnehin nicht.

Shelden schreibt, nach dem Tod ihres Bruders sei Eileen »nie wieder dieselbe« gewesen, aber allmählich kehrten doch ihre Lebensgeister zurück. Um 1942 betreute sie im Rundfunk eine Sendung über (Kriegs-)Ernährung – sie stand jetzt an der *Kitchen Front*, so der Obertitel dieser Reihe. Das befriedigte sie. Weniger begeistert war sie allerdings davon, auch noch den eigenen Haushalt verrichten zu müssen. Zudem ließ sie sich von Orwell überreden, ein Kind zu adoptieren. Ihr Gatte war nämlich steril oder glaubte es zumindest. An ihr habe es jedenfalls nicht gelegen, versicherte sie Freunden laut Shelden, wenn es nie zu einer Schwangerschaft gekommen sei. Orwell wollte einen Jungen. Eileen gewann den nun adoptierten Richard tatsächlich lieb, und auch die Ehe erhielt Auftrieb. Daneben nahm sie starken Anteil an Orwells neuer Prosaarbeit *Animal Farm*, die ihn zum »Bestsellerautor« machen würde. Er hatte das Manuskript im Juni 1944 nach einem Luftangriff aus den Trümmern ihrer Wohnung gerettet – sie zogen um. Leider, so später auch Orwell, erlebte Eileen diesen Erfolg nicht mehr mit.

Anfang 1945 ging Orwell trotz schwacher Gesundheit für den *Observer* und die *Manchester Evening News* als Kriegsberichterstatter nach Frankreich. Er wollte die letzten Tage des Hitler-Regimes miterleben. Eileen zog mit dem kleinen Richard ins Haus ihrer Schwägerin Gwen. Mit Orwell wechselte sie Briefe. Auch mit Kopp, der inzwischen auf dem Festland als Agent abenteuerte, stand sie noch in Verbindung. Er heiratete Gwens Schwester Doreen, was Eileen vermutlich nicht ohne jede Eifersucht zur Kenntnis nahm. Doch in diesem Frühjahr wurde unvermutet Eileens eigene Gesundheit bedroht: man stellte Uterus-Geschwüre fest. Orwell kabelte seine Zustimmung zur Operation. Eileen schrieb ihm noch wenige Minuten vor der Operation mit Humor. Doch dann erlitt die 39jährige unter der Narkose einen Herzanfall und starb.

Orwell war entsetzt und flog sofort nach London, wo er freilich nur noch die Beerdigung besorgen konnte. Söhnchen Richard brachte er einstweilen bei Doreen unter. Wie es aussieht, blieben den Ärzten Vorwürfe erspart. Der Totenschein habe »klar und eindeutig« von »Herzversagen während korrekt verabreichter Narkose« gesprochen, teilt Shelden erstaunlich gutgläubig mit.** Bald darauf gestand Orwell einer neuen Bekannten, seine Ehe sei sicherlich oft schwierig gewesen, beide hätten einander unrecht getan, er sei Eileen auch »manchmal untreu« gewesen, aber sie hätten doch immer zueinander gehalten. Das dürfte zutreffen, zumal Orwell allgemein als verlässlich geschildert wird. Allerdings legen die Quellen den Eindruck nahe, Eileen habe »Seitensprünge« des

Partners als ungleich bedrohlicher empfunden als umgekehrt ihr Ehemann. Und die Beziehung zu ihrem Bruder Laurence, die doch eine erhebliche Rolle gespielt zu haben scheint, liegt nach wie vor im Dunkeln.

Eines ist völlig klar. Als fragwürdiges Entgelt für die Mühen und Entbehrungen, die Eileen O'Shaughnessy mit dem werdenden Schriftsteller Orwell hatte, konnte sie noch nicht einmal das Lob miteinstreichen, das erst nach dem Erscheinen von *Animal Farm* und 1984 auf ihn gehäuft wurde. Das blieb Orwells zweiter Ehefrau Sonia Brownell vorbehalten. Ein geringer Trost: Auch George Orwell wurde nicht eben alt. Er starb 1950 mit 46.

∞ Verfaßt 2008

* DJ Taylor, »Another piece of the puzzle«, 11. Dezember 2005:

<https://www.theguardian.com/books/2005/dec/10/georgeorwell.classics>

** Michael Shelden, *George Orwell. Eine Biographie*, hier deutsche Ausgabe Zürich 2000, S. 522

Siehe auch → Angst, Weininger (Philosoph) → Automobilisierung, Fischer (Politikerin) → Chaoui (Pilotin) → Degenhardt Zündschnüre → Erziehung, Schweinsblaseninsel → Kapp Gottfried + Luise → Kreuder Irene + Kreudertee → Rechtschreibung, Ihr tut mir Leid / Schuläden (Grammatik) → Scheele Meta (Krieg) → Schwarberg (Hillary Clinton) → Stifter Adalbert (+ Juliane) → Welskopf (DDR) → Blog R.: Shot to nothing (männlicher Zug im Snookerspiel)

Gesundheit

Wie ich schon wiederholt angedeutet habe, geht mir der beliebte Glaube an »Willensfreiheit« seit langem ab. Mit den völlig undurchsichtigen Umständen unserer Geburt wählen wir nämlich auch unser Gehirn und unseren Willen nicht, sei er stark oder schwach oder elastisch wie ein Autoreifen. Auch die angeblichen »Spielräume«, die er uns gewährt, sind somit aufgezwungen. Wer diese Absage widerlegen kann, den möchte ich einmal sehen. Allerdings wäre sie in ihren praktischen Folgen recht problematisch, vielleicht sogar verhängnisvoll. Zunächst läuft sie ja offenkundig sowohl in moralischer wie in juristischer Hinsicht darauf hinaus, niemanden mehr wirklich zu verurteilen. Denn »er kann ja nichts dazu«. Ich glaube beinahe, einen solchen Verzicht könnte die Gesellschaft als Gewinn verbuchen. Gewiß muß sie sich vor Gewalttaten schützen – aber sie muß die sogenannten TäterInnen keineswegs strafen. Weder Verbote noch Strafen haben jemals die Welt verbessert, ganz im Gegenteil. Sperrt man in einem Dorf der anarchistisch verfaßten

Mollowina randalierende Jugendliche in einen Weingutskeller, dann nur aus den erwähnten Schutzgründen. Solche Gesellschaften sind »trocken« – ohne Rachedurst. Zeigen die festgesetzten Jugendlichen keine Einsicht in ihre Verfehlung und verweigern auch jede Wiedergutmachung, kann man sie nur zum Teufel jagen. Schickt sie nach Deutschland.

In einer gespaltenen und »flächendeckend« verdummten Gesellschaft wäre mit meiner Absage an »Willensfreiheit« zahlreichen Bösewichten, Faulpelzen und Windbeuteln in der Tat ein Freibrief ausgestellt. Sie könnten sich bei allen Schandtaten oder auch nur Fahrlässigkeiten darauf zurückziehen, sie seien lediglich ihrem Naturell gefolgt. Ich beschränke mich jetzt auf die Fahrlässigkeit. Kfz-Mechaniker-Lehrling **Christian Kandlbauer** (1987–2010) aus der Steiermark fühlte sich 2005 zu einer »Mutprobe« gedrängt, erklimmte einen Strommasten und verbrannte sich in luftiger Höhe beide Arme. In der Folge versah ihn die Gesundheitsindustrie unter beträchtlichem volkswirtschaftlichem Aufwand mit zwei Armprothesen. Die eine Prothese war per Muskelkraft durch den Armstummel steuerbar, die andere wurde, über Nervenbahnen, unmittelbar von Kandlbauers Gehirn gesteuert. Der Passiv ist hier keineswegs unangebracht; schließlich hatte sich auch Kandlbauer schon sein Gehirn nicht ausgesucht. Er war bereits eine halbe Maschine gewesen – und jetzt war er fast eine ganze. Durch die Kunstarme konnte er als Lagerist arbeiten und sich auch einer anderen weltweit beliebten Prothese wieder bedienen, nämlich mit dem eigenen Auto zur Arbeit fahren. Nur glücklich war er offenbar nicht. 2010 fuhr sich der knapp 23jährige bei Leitersdorf (Bezirk Hartberg) mit seinem *Subaru* an einem Landstraßenbaum tot.* ZynikerInnen hielten Kandlbauers Gehirn den Verzicht darauf zugute, den *Subaru* in einen anderen Wagen oder in ein Benzinlager zu steuern. Oder hatte womöglich schon jemand oder etwas *von außerhalb* die Befehle gegeben?

Mit meiner Wende zur Technik dürfte sich die Ahnung erhärten, Verantwortungslosigkeit zeichne durchaus nicht anarchistische, vielmehr gerade kapitalistische Gesellschaften aus. Bekanntlich arbeitet unsere neuartige »Bewußtseinsindustrie« schon sehr zielstrebig und selbstverständlich auch sehr gewinnbringend an der Überwindung der berüchtigten »Schnittstelle« zwischen Mensch und Computer. Das Schlachtvieh in den USA wird längst geklont. In Berlin oder Frankfurt am Main dürften bereits Dutzende von Zweibeinern mit soundso vielen unsichtbaren, nämlich implantierten, sende- wie empfangsfähigen Geistesarbeiterwerkzeugen durch die Gegend laufen, von ihren Kunststoffkniescheiben und ihrer Spenderniere einmal abgesehen. Es wird bald schwierig werden, für einen lügenden oder amoklaufenden Bundestagsabgeordneten irgend

jemanden haftbar zu machen. Jeder wird sich darauf zurückziehen können, er sei lediglich eine Marionette gewesen – aber niemand wird mehr sagen können, von dem und dem. Die Menschheit trägt zunächst Gott zu Grabe, hebt dann das Gehirn aufs Schild – und vollendet sich in der »vernetzten« Verantwortungslosigkeit.

∞ Verfaßt 2011

* <https://www.derstandard.at/story/1291454997204/ermittlungen-eingestellt-prothesen-traeger-kandlbauer-alles-deutet-auf-selbstmord-hin>, 13. Dezember 2010

Toschke, André Michael (1972–2011), deutscher Mediziner, zuletzt Professor in München. Der Nachruf* der *International Biometric Society (IBS)* nennt ihn schlicht Arzt und Epidemiologe. Im April 2010 sei der für vieles aufgeschlossene Mann, der bei seinen Studenten oft Begeisterung für die Epidemiologie erweckt habe, »plötzlich und schwer erkrankt«. Woran, verrät das Fachblatt nicht. Der Nachruf im ganzen läßt freilich Schlimmes ahnen – wenn nicht für Toschke selber, dann für künftige Generationen. Forscher Toschke hatte sich »drängenden Gesundheitsfragen« gewidmet. Das Methodische seiner Aufmerksamkeit übergehe ich, weil es, im Nachruf, von einschüchterndem Fachchinesisch wimmelt. Thematisch hätten seine Arbeiten um Kindliche Adipositas (krankhaftes Übergewicht) und Schlaganfall gekreist. »Er initiierte mit klinischen Partnern große Projekte zur Kinder- und Jugendgesundheit, die durch die Deutsche Krebshilfe ... gefördert wurden ...«

Also, woran ist der 38jährige denn nun gestorben? Nach seinem Kollegen Reuther sind die inzwischen häufigsten Todesarten Arterienverschlüsse und Krebs. Diese Erkrankungen würden »auch durch Medikamente« verursacht, behauptet Reuther. Zu Krebserkrankungen stellt er außerdem unumwunden fest, ihre deutliche Zunahme seit Beginn der Industrialisierung gehe »maßgeblich« aufs Konto von Umweltgiften, also beispielsweise Giften in Düngemitteln oder Baustoffen.** Oder sollte es in Toschkes Fall ein Schlaganfall gewesen sein, dem er noch nicht ausreichend zugekommen war? An einer anderen Stelle widmet sich Reuther dem allerjüngsten Geschäftsmodell des Medizinisch-Industriellen Komplexes, das mal »Früherkennung«, mal »Vorsorge«, mal »Prävention« heißt. Die Verhütung von Krankheiten, die man gar nicht bekommen hätte, stelle einen Mißbrauch riesigen Ausmaßes dar. Durch Fahndungen, Medikamente, Impfungen, sogar Operationen gebe man vor, beispielsweise, neben Krebs, auch Herzinfarkte und Schlaganfälle zu verhindern. Wenn sich die Unwirksamkeit oder

Schädlichkeit der Maßnahme herausstelle, habe sich ihr Profiteur »längst aus dem Staub gemacht«.

Nun will ich nicht ausschließen, der fahnenflüchtige Forscher Toshke habe auch durch harmlose Programme versucht, sich einen Namen zu machen. Zum Beispiel war er 2009 Mitautor des *Pedriatics*-Artikels »Promotion and Provision of Drinking Water in Schools for Overweight Prevention«, April 2009. Ob er eher das Wasser aus der Quelle X oder das aus der Quelle Y empfahl, kann ich nicht sagen. Möglicherweise kommt es nur darauf an, sie sprudelt.

Im Grunde ist Toshkes frühes Ableben (mit knapp 39) natürlich ein Jammer, weil er dadurch die Ausrufung der Bill-Gates-Angela-Merkel-Pandemie nicht mehr erleben und mitgestalten durfte. In meiner Stammbuchhandlung geht seit geraumer Zeit ein, sagen wir, vollbärtiger Mann einer Halbtagsbeschäftigung nach, der wie ich zu den Pionieren der hiesigen, mehr oder weniger anarchistisch orientierten Puppenfabrikkommune zählt. In dieser wohnt er nach wie vor. Als ich den Buchladen neulich einmal ohne Maske betrat, weil ich ihn ja gar nicht auszurauben gedachte, verbarg er seine Befremdung mit dem Scherz, an »Maskenmuffel« dürfe er eigentlich nichts verkaufen. Also kramte ich meine Maske aus der Arschkuppe und setzte sie folgsam auf. Die Krönung erlebte ich aber erst dieser Tage, als ich »schon wieder« ein pandemiekritisches Werk abholen wollte, das mir seine Kollegin bestellt hatte. Ich bezahlte und wandte mich zur Tür. Plötzlich meinte mein Ex-Genosse mit teils gequälter, teils strafender Miene: »Eine solche Lektüre kann ich natürlich nicht gutheißen, mein lieber Henner ...« Dazu nickte ich nur.

Just in meiner Puppenfabrikzeit, um 2005, war ich öfter mit Texten in dem Monatsblatt für Selbstorganisation *Contraste* vertreten. Ich war für dieses Forum dankbar, zumal es keineswegs stümperhaft gemacht war. Aber nach 2010 ging mir zunehmend die Einreihung des Blattes in die ausgesprochen breite Querfront der KämpferInnen fürs Klima gegen den Strich. Das Faß lief im Juni 2020 über, als ich eine durchaus geschickt geschriebene Kolumne des Stammautors U. F. las. Unter dem Titel in Gänsefüßchen »Das blöde Robert-Koch-Institut« bekennt er da »viel Verständnis für die [Corona-]Maßnahmen des Staates«, pocht auf die »hohe Zustimmung« für diesselben, wie es AnbeterInnen der Mehrheit = Stärke immer tun, und schlägt den Lesern des alternativen Blattes vor, »einfach nur mitzumachen, wenn der Staat versucht, ein mehr oder weniger gelungenes Krisenmanagement zu fahren«. Nach dieser peinlichen volksgemeinschaftlichen Wegweisung hatte mich das Blatt auch als Leser verloren.

Gewiß war ich, als ziemlich konsequenter Antiautoritärer oder Anarchist, schon immer Außenseiter. Aber dann kam noch der Wahn mit dem »Klimawandel« hinzu – und

neuerdings setzt der Impfwahn allem die Krone auf. Ich wüßte keine fünf Leute in meinem Bekanntenkreis, die nicht davon angesteckt wären. Man ist nahezu absolut isoliert. Die Volksgemeinschaft setzt jetzt nicht mehr die von Symptomen befallenen kranken Mitbürger in Quarantäne; sie macht es mit den kerngesunden Außenseitern. Ob ich inzwischen noch, per Eisenbahn, zu einer Gothaer oder Eisenacher Buchhandlung ausweichen könnte, wage ich zu bezweifeln: Reisekontrollen. Und die Tage, wo ich noch Brot und Käse einkaufen darf – handy- und impfpaßlos, wie ich bin, dafür ein Bargeldtrottel – sind auch schon gezählt.

∞ Verfaßt 2022

* *Rundschreiben* der deutschen IBS-Sektion, Heft 1, Juni 2011, S. 28/29: https://www.biometrische-gesellschaft.de/fileadmin/AG_Daten/Publikationen/PDFs/RS2011-1.pdf

** Gerd Reuther, *Heilung Nebensache*, München 2021, S. 323 + 335 + 303/4

Erfreulicherweise stellt *Brockhaus* unsere einheimischen **Dachse** vor. Als Gudensberger Dreikäsehoch bewunderte ich sie, obwohl ich sie nie traf. Sie sollen vorwiegend nachts unterwegs sein. Wir wohnten am nördlichen Rand des Städtchens auf einem Bauernhof zur Miete. Liefen wir mit unserer Mutter Hannelore über die Landstraße die rund vier Kilometer bis zum *Haus Rübezahl* auf dem Wartberg, kam gleich vorne erst einmal der Nenkel, ein hübsches, von Menschen unbewohntes bewaldetes Köpfchen, das heute unter Naturschutz steht. Am Südhang, gen Gudensberg, wohnte der Dachs. Das wußten wir von dem Förster, bei dem wir im Herbst Kastanien ablieferten – ich glaube, es gab zwei Mark für einen vollen Sack. Bis er voll war, hatte man Rückenschmerzen und eine Stinkwut auf die Rehe und Hirsche, die die Kastanien sozusagen hinterhergeschmissen bekamen.

Der Dachs fraß alles, Himbeeren, Maiskolben, Laubfrösche, Maikäfer, Wachteleier und so weiter. Der Förster meinte, mit seiner langen, zugespitzten Schnauze brähe der Schlawiner sogar zusammengerollte Igel auf. Mit den Krallen grub er. Seine weitläufigen Baue hätten unglaublich viele Ein- und Ausgänge, versicherte uns der Förster. Der Dickwanst flöhe lieber statt sich zu schlagen. Menschen, und seien es Knirpse, griffe er eigentlich niemals an. Das war ja tröstlich – nur, was hatten wir davon, wenn wir ihn nie trafen? Dagegen sei wenig zu machen, sagte der Förster, weil der Bursche eben »menschen scheu« und »nachtaktiv« sei und im Winter sowieso meistens penne. Vielleicht könnten wir uns aber in der Stadtbücherei *Der Wind in den Weiden* ausleihen, das wäre auch schon was.

In Kenneth Grahames berühmtem Kinderbuch von 1908 ist der Dachs der würdevolle, philosophisch gestimmte, zuweilen etwas griesgrämige Eigenbrötler. Fast alle anderen (sprechenden) Tiere, voran Maulwurf, Wasserratte, Fischotter, verehren ihn und suchen gern seinen Rat. Diese Verehrung habe sogar eine lange Wurzel, deutet *Brockhaus* an. Entsprechend hätten Fett und Fell des Dachses in der Volksmedizin über Jahrhunderte hinweg als Allheilmittel gegolten. Man kann natürlich nur hoffen, daß er selber nicht fettsüchtig war. Die *Sucht* ist ohnehin ein ähnlich reizvolles Thema. Für E. G. Seeliger ist sie kein Problem; er kennt sie nicht. Dafür nennt er den Rausch (in seinem *Handbuch des Schwindels*) nicht unzutreffend Gedankengrundsperre. Bei Abgeordneten oder Ministern dauert diese Sperre zunächst eine Legislaturperiode; dann muß sie verlängert werden, damit die Rente stimmt.

Durch die Umschiffung der Suchtklippe entzog sich Seeliger (1922) nicht nur einem Entziehungs-, sondern auch dem nächsten Grenzziehungsproblem, das Lexikografen schon genug plagt. Zum deutschen Fernsehkonsum versichern ForscherInnen, je weniger einer zu verzehren habe, desto höher sei jener. Bei unter 1.000 Euro Monatseinkommen lag der Fernsehkonsum bereits bei über fünf Stunden täglich. Trotzdem sind Fernseh-süchtige noch von Nahrungszufuhr abhängig, wie Pizzataxiunternehmen erfreut festgestellt haben. Säuglinge berauschen sich ausschließlich durch Milch.

SuchtfahnderInnen argumentieren, nur Abhängigkeiten von Surrogaten seien verdammenstwert. Der Kröterich – in Kenneth Grahams Buch der Prahlhans – ersetzt Wiesel durch Pferde, Pferde durch Rennboote, diese durch Automobile. Er ist geschwindigkeitssüchtig. Da er wie alle Süchtigen weder vor Rausch noch Raub zurückschreckt, bringt ihn ein dreister Autodiebstahl in den Knast. Dramen der Reue und des Selbstmitleids lassen die Tochter des Schließers zur Fluchthelferin werden. Am Bahnhof liest ihn ein gutmütiger Lokführer auf. Prompt müssen sie wie die Wilden Kohlen in den Kessel schaufeln, weil ihnen die Häscher folgen – in einer anderen, noch schnelleren Lok.

Die SuchtfahnderInnen triumphieren: er flüchtet vor der Realität! Sie haben Eigentlichkeitskunde studiert und den Sinn des Lebens mit der Konfirmandenuhr empfangen. Im Zeichen der »Realitätstüchtigkeit« stechen auch ihre folgenden zwei Trümpfe. Zum einen liege nur dann Sucht vor, wenn wir von deren Gegenstand nicht mehr lassen könnten. Laufbegierige lassen sich deshalb morgens ans Bett fesseln; Schlaf-süchtige herauspeitschen. Zum anderen müsse die echte Sucht die Gesundheit schädigen. Holla, ich sage euch: was ich mir schon durch meine Atemsucht an Bazillen und Unbill eingefangen habe, geht auf keine Kuhhaut! Nur die Corona-Viren machten stets einen Bogen um mich, um sich nicht etwa mit Melancholie anzustecken. Sogar Lachen ist nicht immer gesund. Im

Prozeß gegen die sogenannte (linke) *militante gruppe (mg)* zitierte Richter Josef Hoch im Oktober 2008 zwei Zuschauerinnen nach vorn, um ihnen 1.000 Euro Ordnungsgeld, ersatzweise eine Woche Haft anzudrohen. »Ich werfe Ihnen vor, gelacht zu haben, und das ist verboten.«

Hoch soll er leben! Autoren wie Barlach, Cibulka, Hölderlin, Nietzsche, Schiller, Georg Simmel, Steiner, Wiechert haben sich das Laster des Spotts aus freien Stücken verkniffen. Auch Friedrich Georg Jünger verleitet uns so gut wie nie zum Lachen oder Schmunzeln. Guntram Vesper hat *etwas* Humor. Immerhin bekennt er sich klar zu unserem Grundlaster, wenn er 1998 ein Buch mit dem Titel *Die Krankheit zu schreiben* versieht. Hauptfallen bei dieser Krankheit sind Selbstüberschätzung und Rechthaberei. Man muß sich hüten, die Nase so hoch zu tragen wie Grahames Dachs, der ja auf den Hinterpfoten geht, aufrecht. Im Nebeneffekt bietet das den Vorteil, sich den Freunden oder Ratsuchenden im gegürteten, geblümten Schlafrock zeigen zu können.

∞ Verfaßt 2022

Die einleitende *Brockhaus*-Behauptung, der bekannte **Fliegenpilz** mit dem meist weißgesprenkelten roten Hut sei »sehr giftig«, muß ich unerschrocken zurückweisen. Hier wirkt traditionsreiche Panikmache gegen Drogen nach. Damit will ich keineswegs die Giftigkeit des lustigen Pilzes leugnen. Aber *Brockhaus* selber ringt sich noch zu dem Hinweis durch, diese Waldfrucht zähle zu den »ältesten Halluzinogenen des Menschen«. Es kommt also auf die Dosierung an, wie so oft. Der hessische (Naturschutz-)BUND gibt beinahe eine Entwarnung aus, wenn er auf seiner Webseite* verkündet: »Im Gegensatz beispielsweise zum Knollenblätterpilz, der schon in geringer Dosis zu tödlicher Vergiftung führt, ist der Fliegenpilz eher harmlos. Ein gesunder erwachsener Mensch müsste schon eine Mahlzeit zu sich nehmen, die aus mindestens einem Kilogramm Frischpilzen bereitet wurde, um in Lebensgefahr zu geraten.« Was die »antörnende« Wirkung des Fliegenpilzes angeht, wird sie recht hübsch, wie ich hoffe, durch einen Titel unserer Platte *Leon* besungen. Forschen Sie ruhig einmal nach. Die Platte dürfte in deutschen Wäldern und Haushalten sogar ungleich seltener sein als der Pilz.

∞ Verfaßt 2023

* <https://www.bund-hessen.de/arten-entdecken/fliegenpilz/>

Die Krankheit **Lepra**, durch ein Bakterium verursacht, auch »Aussatz« genannt, war über Jahrhunderte hinweg *die* entstellende Seuche und das entsprechende Schreckbild. Sie galt noch zu Zeiten der US-Chemikerin **Alice Ball** (1892–1916), an die ich hier kurzerhand erinnern will, als unheilbar. Es gab lediglich ziemlich untaugliche Versuche zur Linderung mit Hilfe des pflanzlichen, aus Asien stammenden Chaulmoogra-Öls. Ball, die blutjunge dunkelhäutige, anscheinend auch bildhübsche Forscherin afroamerikanischer Herkunft, die von Seattle, Washington, ans College auf Hawaii gewechselt war, fand buchstäblich die Lösung. Es gelang ihr, das Öl so zu verflüssigen, daß es gefahrlos injiziert werden konnte. Auf Hawaii gab es eine ganze »Lepra-Kolonie«; stellte man nämlich eine Erkrankung an Lepra fest, wurde der Befallene gleichsam verhaftet und auf die Hawaii-Insel Molokai verbannt. Ob sich Ball dort öfter aufhielt, habe ich nicht herausgefunden.

Nebenbei war Alice Ball, Tochter von Fotografen, die erste Frau, die am College, der späteren *University of Hawaii*, einen naturwissenschaftlichen »master« machte. Sie wurde außerdem umgehend zur Forschung und Lehre herangezogen.* Die durch Ball in kürzester Zeit entschieden verbesserte Heilmethode mit dem Baumsamenöl blieb noch für rund 30 Jahre, bis zur Entdeckung der Antibiotika, das einzige halbwegs wirksame Mittel gegen Lepra. Aber *sie* konnte kein Lob mehr einheimsen. Sie erkrankte im Jahr nach ihrer Entdeckung, fuhr zu ihren Angehörigen in Seattle zurück – und nach wenigen Monaten, Ende Dezember 1916, war sie mausetot, 24 Jahre jung. Nun heftete sich ein Vorgesetzter – vermutlich ein Weißer – ihre Erkenntnisse ans Revers und benannte Balls Methode dreist nach sich selbst. Das wurde 1922 in einer Fachzeitschrift aufgedeckt. Gleichwohl erhob man Ball erst um 2000 ihrerseits zum Forschungsgegenstand, wodurch sie auch erstmals zu nennenswerter Aufmerksamkeit und Anerkennung von Seiten akademischer und staatlicher Stellen kam.

Bis ins Persönliche scheint diese Forschung allerdings nach wie vor nicht vorgedrungen zu sein. Balls Temperament? Ihre Meinungen, Ängste, Sehnsüchte? Ging sie gelegentlich Vergnügungen nach? Von alledem ist zumindest im Internet kein Komma zu lesen. Wie es aussieht, bleibt selbst ihr früher Tod im Dunkeln. Eine Beschreibung der Krankheit, die sie nach Hause trieb, ist im Internet nicht zu haben. Immerhin erwähnt* das *UNMC* einen Zeitungsartikel aus Honolulu, wonach wahrscheinlich eine Vergiftung durch Chlor vorlag. Offenbar hatte Ball (aus Weltkriegsgründen) im Unterricht demonstriert, wie eine Gasmaske zu bedienen sei, und dabei Chlor eingeatmet. Das College dementierte. Entsprechend gibt der amtliche Totenschein »Tuberkulose« an – und nicht etwa Lepra. Laut *Brockhaus* ähnelt die Lepra, was den Erreger angeht, der Tuberkulose sogar. Das wird im Artikel der Mediziner aus Nebraska bestätigt.

Der *Brockhaus*-Eintrag (von 1990) betont überdies, die Ansteckungsgefahr bei Lepra sei wesentlich geringer, als in früheren Zeiten vermutet, weshalb sich eine strenge Isolierung der Erkrankten erübrige. Früher hatte man panische Angst vor »Aussätzigen« – und setzte sie deshalb unerbittlich aus. Daher der Name »Aussatz«. Neuerdings hatte man *Corona*. Man verdonnerte bereits die ABC-Schützen zum Tragen irrwitziger, mitunter lebensgefährlicher »Atemschutzmasken« und verordnete den hochbetagten Sterbenden Besuchssperren. Man könnte glauben, es sei noch Krieg – und genau das ist auch der Fall. Die Menschen kämpfen seit Jahrtausenden gegen ihre Angst. Und einige Menschen gegen den Verlust ihrer Macht. Hatte der »Aussätzige« des Mittelalters Ausgang, mußte er jeden Bürger, dem er sich nahte, mit der *Lazarusklapper* warnen. Geht heute einer, der kein erklärter Russenfeind ist, an einer Bundeswehr-Kaserne vorbei, hat er nach neuster Verordnung die Arme abzuspreizen, damit er nicht etwa eine Handgranate aus dem Ärmel zieht.

∞ Verfaßt 2023

* University of Nebraska Medical Center,

<https://www.unmc.edu/healthsecurity/transmission/2023/04/11/overlooked-no-more-alice-ball-chemist-who-created-a-treatment-for-leprosy/>

Siehe auch → Alter → Chargaff (Gentechnik) → Corona (Virus) → Impfen → Sauerbruch (Chirurg) → Solidarität, Schröder (Seuchen) → Blog R.: Erzählung *Absturz eines Orthopäden*

Gewalt

Die VerbrecherInnen sind mitten über uns Die Losung »Faschismus ist keine Meinung, sondern ein Verbrechen« ist in der sogenannten Linken bekannt und beliebt. Man findet sie auf unzähligen Webseiten und sogar bei der Sozialdemokratie. Sie wurde in den 1990er Jahren vom damaligen Bundesgeschäftsführer der *VVN-BdA* Klaus Harbart für einen Aufkleber des Verbandes vorgeschlagen und trat dergestalt sogleich ihren Siegeszug an. Ob Harbart sie irgendwo entlehnte, läßt sich wohl nicht mehr ermitteln, weil er bereits tot ist. Nach manchen Gerüchten stammt die Losung eigentlich von Bertolt Brecht, doch dafür fanden KennerInnen bislang keine Belege. Und selbst wenn es so wäre, verlöre sie dadurch ihre Verfehltheit nicht.

Nach dieser Losung gehört nur das »Kriminelle« geächtet, verboten, bestraft. Das Kriminelle ist das besonders Böse. Alles übrige Böse – dessen Existenz wahrscheinlich

sogar Harbart nicht abgestritten hätte – ist normal, ist tragbar. Die Losung greift die äußerst fragwürdige bürgerliche Unterscheidung zwischen der Normalität und dem Verbrechen auf. Diese Unterscheidung hat den Vorteil, zahlreiche wichtige Dinge zu adeln, die nicht minder kriminell als ein Bankeinbruch, aber eben »normal« sind. Zum Beispiel der Besitz einer Bank, um an Brecht zu erinnern. Oder die Verbreitung von Medikamenten und Behandlungsverfahren, die zwar nachweislich wirkungslos / gesundheitsschädigend / tödlich, aufgrund ihres Heilsversprechens aber sehr gut verkäuflich sind. Oder die Terrorisierung des eigenen Sprößlings über Jahre hinweg, einerlei mit welchen Mitteln. Ich bevormunde ihn, erpresse ihn, mache ihm Schuldgefühle, bis er sich nach einigen Jahren aufhängt. Wo wäre der Unterschied zu dem Fall, ich hätte ihn gleich im zarten Knabenalter erschossen? Er liegt in der Qual, die mein Opfer vor seinem »Selbstmord« noch genießen durfte.

Lassen sich Verbrechen und das Leid ihrer jeweiligen Opfer überhaupt messen? Und dadurch – über den Vergleich – vom Nichtverbrechen und Nichtleiden an einer bestimmten Stelle (des Zollstocks oder des Thermometers) abgrenzen? Ich sage: nein. Aber das Gegenteil geschieht. Die geschundenen Häftlinge und die Millionen Ermordeten des deutschen Faschismus sind wunderbar zählbar. Die Leichen liegen alle auf einem Haufen, ein wahrer Berg, das macht etwas her. Welches Schattendasein müssen dagegen die Sklaven führen, die sich der »normale« Imperialismus zwischen 1500 und 1850 allein in Afrika besorgte und die er, wenn nicht schon auf den Schiffen, auf den Plantagen unbedenklich verrecken ließ! Es waren übrigens mindestens 100 Millionen verschleppte Menschen, dabei oft die gesündesten und arbeitsfähigsten, schätzt Gert von Paczensky in seinem ursprünglich *Die Weißen kommen* betitelten Buch, das erstmals 1970 erschien. Doch es handelt sich eben nur um eine Schätzung. Niemand führte Buch, und der Raub und das Verrecken zahlreicher Sklaven verteilten sich so günstig über etliche Jahrhunderte und Empfängerstaaten, daß sie kaum auffielen und nur wenig Anstoß erregten. »Raten merkt man nicht so«, weiß diesbezüglich jeder Kleine Mann, der sich verschuldet hat. Durch die Tilgung in Raten wird seine Gesamtschuld zwar nicht geringer (im Gegenteil), jedoch erträglicher.

Ich denke auch an das Riesenschweiß- und Blutbad, das der britische Imperialismus allein zwischen den beiden Weltkriegen allein in Asien anrichtete. Diese Fremdherrschaft schloß die Aufstachelung der Völker oder Religionen gegeneinander genauso ein wie die gnadenlose Ausbeutung, das Totprügeln oder Auspeitschen Ungehorsamer und die Demütigung von Eingeborenen, die man noch nicht erschlagen oder ausgepeitscht hatte. Hat die zivile Öffentlichkeit damals gezetert, die höflichen, stets mit Schirm, Charme und

Melone angetanen NordseeinselnbewohnerInnen seien »herzlose Mörder, Plünderer und Verschwörer, wie sie die Welt ihresgleichen noch nicht gesehen« habe? Nein, diese Worte richtete Hartley Shawcross, britischer Chefankläger bei den *Nürnberger Prozessen*, an die Adresse der bösen Nazis. Und alles, was zwecks besserer Abstützung von Hut, Stahlhelm und Doppelmoral zwei Ohren mitbekommen hatte, nickte beflissen. Der schweizer Politiker und UN-Diplomat Jean Ziegler erlaubte sich unlängst die Unhöflichkeit, die Wahrheit auszusprechen. Er bemerkte in einem Gespräch mit der *Jungen Welt* (16. November 2012): »Laut ECOSOC-Statistik sind vergangenes Jahr 52 Millionen Menschen Epidemien, verseuchtem Wasser, Hunger und Mangelkrankheiten zum Opfer gefallen. Der deutsche Faschismus brauchte sechs Kriegsjahre, um 56 Millionen Menschen umzubringen – die neoliberale Wirtschaftsordnung schafft das locker in wenig mehr als einem Jahr.«

Gegenwärtig überschlagen sich unsere ZentralbankerInnen mit den immerselben, jedoch immer wahnsinnigeren Stützversuchen zur Rettung eben dieses kriminellen Weltwirtschaftssystems. Sein zu erwartender Zusammenbruch wird nach Einschätzung vieler kritischer BeobachterInnen den bekannten historischen »Schwarzen Freitag« in den Schatten stellen. Dann werden die verantwortlichen Herrschaften zusätzlich zu den von Ziegler angeführten Opfern für weitere Hunderttausende von Toten und Millionen von Verzweifelten und Verelendeten gesorgt haben. Das wissen sie auch ganz genau, doch da sie verrückt sind, ist es ihnen egal.

Von Paczensky verwahrt sich in seinem Buch wiederholt* gegen die seit Jahrzehnten, bis heute beliebte »Vereinzigartigung« der faschistischen Verbrechen. Der Ausdruck stammt von mir. Dadurch wolle man nur von den eigenen Schandtaten ablenken. Diese würden sich lediglich durch eine andere Technik von denen des »Dritten Reiches« unterscheiden. »Und durch die Opfer natürlich: Farbige. / Ausrottung en gros, Mord en detail ist das Geschäft der weißen Kolonialmächte durch die Jahrhunderte hindurch – und noch lange, nachdem die Nazis verschwunden sind.« Ob Schwarze, Gelbe, Rothäute, Muslime, Terroristen aller Art – ihr gemeinsamer Zug, der sie zu Freiwild macht, ist der Mangel an der weißen Weste der sogenannten Marktwirtschaft. Man denke nur an jenen »Mord en detail«, den sich Obama und seine Geheimdienstchefs Tag für Tag mit Hilfe ihrer Drohnenpiloten gestatten. Da erfolgt der Todesstoß gleichsam aus heiterem Himmel. Will mir wirklich einer weismachen, einen Juden mit dem Gewehrkolben auf die Wache, dann ins KZ zu stoßen, sei ungleich heimtückischer gewesen? Man denke überdies an die Atombomben, die die Yankees unter scheinheiligen Rechtfertigungsversuchen auf Japan warfen – und an die Atomkraftwerke, die sich die Japaner dann später idiotischer-

weise selber auf ihre Inseln stellten. An diesen tödlichen Versorgungseinrichtungen hielten sie auch nach »Tschernobyl« fest, weil sie selber einmal ein paar Kernschmelzen hervorbringen wollten. Vor fünf Jahren, im März 2011, war es soweit: Fukushima. Wieder wurde ein ganzer Landstrich verseucht. Wieder wurde mit allen Mitteln abgewiegelt und beschönigt. Neben den bekannten hauseigenen hatte man auch die bekannten Gefahren durch Erd- und Seebeben in Kauf genommen. Das einzige, wovon die dortigen Verantwortlichen bis heute nichts wissen, ist der Zustand im Inneren der betroffenen Reaktoren. Außen jedoch leiten sie unbekümmert radioaktives Wasser in den Pazifik, auf daß die Rate der Krebskranken weltweit tüchtig ansteige. Und so etwas soll kein Schwerverbrechen sein?

Nun drohe ich allerdings, wie mir gerade aufgeht, selber in die Falle des Messens und Verrechnens zu tappen. Der landläufige Einwand gegen mein Beispiel mit dem ins KZ verschleppten Juden lautet schließlich, es habe sich keineswegs nur um *einen*, vielmehr um *sechs Millionen* Juden gehandelt. Es ist die Falle des Quantitativen Denkens. Danach soll das von sechs Millionen Verfolgten und Ermordeten angehäuften Leid ungleich entsetzlicher als das Leid des einen Menschen sein, der gerade in einem türkischen Folterkeller oder unter einem *VW Touareg* stöhnt. Aber diese Sichtweise ist falsch. Sie ist zutiefst unmenschlich, wie jeder spürt, der ein Herz hat. Ein Seitenstück dieser Sichtweise ist die besonders unter halbherzigen »Systemgegnern« beliebte Theorie des Kleineren Übels. Bin nur ich gefoltert oder plattgefahren worden, handelt es sich lediglich um ein *Übelchen*. Richtig schlimm wird es erst ab 1.000 oder ab einer Million.

Was ich nach alledem von den immer wieder aufgewärmten Bemühungen halte, die *NPD*, wohl bald auch die *AfD* zu verbieten, liegt auf der Hand. Verbote haben nicht den geringsten erzieherischen Wert, ja schlimmer noch, sie bewirken bekanntlich oft genug das Gegenteil dessen, was sie, angeblich wohlmeinend, beabsichtigen. Was allein Abhilfe schüfe, wäre die Trockenlegung des ökonomischen und ideologischen Nährbodens, auf dem rohes Gedankengut gedeiht. Aber das ist leicht gesagt; schon bei uns ist er immerhin knapp 360.000 Quadratkilometer groß. Zerzt also bitte nicht den einen oder anderen braunen Sündenbock, vielmehr das gesamte verlogene, sich in einem fort tarnende Staats- und Parteiengebilde namens »Deutschland« vor Gericht. Das gäbe den ersten schönen Mammutprozeß der Weltgeschichte.

Im Ernst: man sollte Deutschland endlich verbieten. Nur stünden wir dann vor dem Riesenproblem der Verkleinerung aller menschlichen Einrichtungen und Zusammen-schlüsse. Ich fürchte fast, es dürfte unlösbar sein.

Laut jüngster Primatenforschung entstanden die **Keulensprüche** in dem Augenblick, als die ersten Menschenhorden in ihren öffentlichen Diskursen an die natürlichen Grenzen der Faustkeilgröße stießen. Sie machten den naheliegendsten Gemeinplatz gängig – und eilten von Sieg zu Sieg. Bei seiner enormen Spannweite bot das Keulenspruch – etwa *Berührungssängste, Sozialneid, Verschwörungstheorie* – den riesigen Vorteil, auf die unterschiedlichsten Köpfe zugleich zu passen. Es rüttelt auch nicht an seinem Wesen, wenn es mal von links, mal von rechts geschwungen wird. Als wahrer Renner entpuppte sich *Populismus*; um ein Haar wäre ihm die gesamte Bevölkerung des Neandertals zum Opfer gefallen, als afghanische Horden dort eindrangten.

Allerdings nutzen sich selbst die Keulensprüche aus Eiche mit der Zeit ab. *Kulturbolschewist* etwa schwand vor rund 20 Jahren (nach der rotgrünen Machtergreifung) zu *Kulturpessimist*. Außerdem sinnt der Gegner sofort auf ein noch schrecklicheres Keulenspruch. So wechselt das Kriegsglück und die Kämpfe toben. Eine von Dieter Hundt und Gerhard Schröders Katze geführte Horde ging eine Zeitlang sehr wirksam mit *Besitzstandswahrung* vor. Reihenweise fielen die gebrandmarkten BesitzstandswahrerInnen auf die Kniee und rutschten im ausgedehnten Flur ihrer »Arbeitsagentur« bis zur Tür *Hartz IV*. Die verheerende Antwort der Schölzel-Wagenknecht-Horde lautete: *Arbeitsplatzvernichtung*! Dieser Vorwurf traf selbst hartgesottene Fabrikanten von Rattengulaschkonserven so sehr ins Mark, daß sie nicht ein Fließband mehr stillzulegen wagten. Hainich, Kaufunger und Thüringer Wald wurden kräftig durchschneist für die in Eisenach gefertigten VW-Geländewagen.

Kaum im Amt, sägte Kanzlerin Sahra Wagenknecht sogar Frau Marianne Birthler ab, die so dumm gewesen war, eine *Verschlinkung* ihrer in Stasilin ansässigen Volksbeglückungsbehörde vorzuschlagen, weil sie beim allgemeinen Sparen nicht hintanstellen wollte. Mit Wagenknechts Ankurbelung des Ozonlochs nahm auch die Zahl der Arbeitsplätze in Sternwarten und Hautkrebskliniken kräftig zu. Das Keulenspruch *Reformisten* wurde verboten.

∞ Verfaßt 2009

Jetzt wäre **Lolita Brieger** (1964–82) aus der Eifel 58 Jahre alt. David Klauberts ausführliche Darstellung* dieses erst nach 30 Jahren halbwegs aufgeklärten Mordfalles ist

geradezu niederschmetternd. Der Fall ist zu gewöhnlich; die Beteiligten sind zu bedauernswert, zu beschränkt, zu gehässig; an diesen abgelegenen ländlichen Tatorten leben zu müssen, kommt bereits in der bloßen Vorstellung einer Verbannung nach Sibirien gleich. Man möchte am liebsten gar nicht mehr viel dazu sagen.

Als »Vertriebene« und »Evangelische« wurden die Briegers im Dorf geschnitten. Gleichwohl gelingt es Lolita, den Sohn eines reichen Bauern für sich zu interessieren. Man ahnt es bereits: Josef K. schwängert sie – und weder sein Alter noch er selber möchten sie und gar noch ein Plag im Hause haben. Aber auch im Häuschen der Briegers (fünf Kinder) herrscht kein Idyll. Lolita flieht vor ihrem rohen Vater und kommt in einem Nachbardorf als Näherin unter. Ihre Vermieterin bezeugt die wiederholten lautstarken Auseinandersetzungen zwischen Lolita und ihrem Besucher Josef. Am 4. November 1982 zu einer Aussprache zum Hof K. unterwegs, verschwindet die 18jährige unvermutet und wird für 30 Jahre nicht mehr gesehen. Man darf darauf wetten, die Eifel lag an jenem Tag, wie so oft, unter bleiernem Nebel. Die DörflerInnen bevorzugen die Annahme, das Mensch habe sich umgebracht oder mit einer Abfindung von Bauer K. versehen in ein holländisches Freudenhaus aufgemacht. Dann, 2011, rollen ein Kriminalhauptkommissar und ein Staatsanwalt aus Trier die Sache wieder auf. Und auch das ist niederschmetternd: Lolitas in einem Plastiksack steckendes Skelett wird nahe am Dorf auf einer Müllkippe ausgebaggert. Ein Kumpel des Josef K., Michael, hatte endlich gesungen. Josef hatte sein Liebchen erwürgt. Jetzt schwieg der 51jährige eisern. Und da ihm das Gericht weder Heimtücke noch sonstige »niedere Beweggründe«, also keinen Mord nachweisen kann, verläßt er den Gerichtssaal im Juni 2012 aufgrund eines inzwischen verjährten Totschlags als freier Mann.

»Wenn das keine Schweinerei ist!« empört sich Lehrer X. vor seiner Klasse. »Darf man denn so einen laufen lassen?« Da meldet sich der Klassenletzte und erwidert seelenruhig: »Darf man durchaus, Herr X. Denken Sie einmal an all die Rüstungsbosse, Pharmaziemanager, Weizenspekulanten, AutomobilherstellerInnen und BerufspolitikerInnen in diesem Land. Die werden nie belangt, obwohl ihre Entscheidungen oder Unterlassungen jährlich weltweit für Millionen Tote sorgen, von vielen weiteren Schäden zu schweigen.« – »Aber das sind doch keine Lustmolche!« – »Sind sie doch, Herr X. Die Sucht, Macht über andere Menschen auszuüben und sie dabei möglichst auch noch zu demütigen, sei schlimmer als jede Krankheit, heißt es in Armin Müllers Tagebuch.** Aber davor versagten leider alle Gesetze der Welt, seufzte der Schriftsteller aus der DDR.«

* <https://www.faz.net/aktuell/gesellschaft/kriminalitaet/mordanklage-nach-30-jahren-lolita-und-josef-11764849.html>, 27. Mai 2012

** Armin Müller, *Ich sag dir den Sommer ins Ohr*, Rudolstadt 1989, S. 316

Von Schlagworten und Milchglasscheiben In einem Artikel über die zunehmende Presseunfreiheit erwähnt der Autor eines sogenannten linken, meist recht gut redigierten Blattes *Querdenker*-Demonstrationen, an denen sich oft »gewaltbereite Neonazis« beteiligt hätten. Da brauche ich keine Bullen. Das Wort »gewaltbereit« trifft mich bereits wie ein Keulenschlag. Ich hätte es eher in der *FAZ* erwartet, die spätestens auf die »gewaltbereiten Linken« einhackt, wenn in der Main-Metropole wieder einmal *Deutsche-Bank*-Fensterscheiben eingeschmissen worden sind. Selbstverständlich ist das Wort »gewaltbereit« selber brutal. Verleumdet es nicht, dann lenkt es zumindest ab, und das ist viel. Zum Beispiel lenkt es von der tagtäglichen Gewaltbereitschaft und Gewaltausübung unserer Bankiers und unserer MinisterInnen ab. Gegen die sind ein paar einflußlose Neonazis mümmelnde Kaninchen. Unsere Bankiers und unsere MinisterInnen überschwemmen aber nicht nur »Entwicklungsländer« mit knebelnden Krediten oder die Ukraine mit *Rheinmetall*-Panzern, sie kennen und schätzen auch die feingewebten, gut vertuschbaren Formen der Gewalt. Und von denen lenkt das Wort ebenfalls ab. Gerichtsbeschlüsse, Behördenbescheide, Schlagzeilen, Gehirnwäsche und väterliche Seitenblicke haben schon mindestens soviel Unheil wie Waffen und Fäuste angerichtet. Nur gibt es für jene »sanfte« Gewalt keine Zollstöcke, während Gewehre, Einschußlöcher und durch brüllende Nazis verursachte Blaue Flecken wunderbar zählbar sind.

Freiheitlich und kritisch gestimmte Redaktionen hätten also Schlagworte wie gewaltbereit oder neuerdings Pandemie (ohne Gänsefüßchen) gnadenlos auszumerzen, ob es dem Autor nun gefällt oder nicht. Würden sie aber dadurch nicht genau jene vom zitierten Autor beklagte Presseunfreiheit mehren, nämlich indem sie zensieren? Für mein Empfinden nicht. Es entspräche nur ihrem Mandat. In den kleinen Freien Republiken meiner utopischen Erzählungen werden die Redaktionen der zentralen Blätter stets gewählt – wenn nicht unmittelbar von der Vollversammlung, dann halbjährlich auf der Landesdelegiertenkonferenz. Genau auf diesem Wege können Sie auch jederzeit abgewählt werden, falls man ihr Wirken als selbstherrlich oder stümperhaft erachtet. Ansonsten, in der täglichen Redaktionsarbeit, entscheiden sie nach bestem Wissen und Gewissen.

Allerdings scheint die Sache mit dem Mandat in unseren, nicht freien Breiten auf betrüblich dünnen und wackligen Füßen zu stehen. Im vergangen Sommer befragte ich das Internet einmal stippvisitenartig, wie es eigentlich um die offizielle Verfassung unserer (für

mich) wichtigsten linken / alternativen / systemfeindlichen Blätter bestellt sei. Was ich da zu lesen bekam, auch in den Blättern selbst, war ganz überwiegend 1. verflucht wenig, 2. schön verwaschen. Eigentumsverhältnisse? Entscheidungsstrukturen? Regelmäßige Rechenschaftslegung? Offene Buchführung? So gut wie nichts. Die Blätter bevorzugen für ihre Redaktionsstuben Milchglasscheiben. Sie verweigern somit genau jene »Transparenz«, die sie unablässig, in den Artikeln, im Mund führen. Stattdessen Beteuerungen der Redaktionen, sie seien volksnah, zögen stets ihren pompösen »Beirat« zu Rate, hätten auch den Lesern gegenüber immer ein offenes Ohr für Kritik und was sie dergleichen noch an Senf zur Hand haben. Mit anderen Worten: sie lassen sich nur wirksam kritisieren und kontrollieren, sofern es ihnen gefällt. Dagegen nehmen sie die unablässig erbetenen Spenden gern rund um die Uhr entgegen.

Hier liegt der alternative Hase natürlich im kapitalistischen Pfeffer. All diese Redaktionen sind zu ihren Blättern oder Portalen gekommen, wie beispielsweise die Familie Carl Henschel um 1800 zu ihrer Kasseler Glocken- und Geschützgießerei: durch fürstlichen Segen oder gleich durch Selbstermächtigung. Zufällig hatten sie eben das Geld, die Schwungkraft und die Gewandtheit dazu. Und konnten sie sich einmal etablieren, haben sie sofort jene Macht, die bekanntlich gern zu Kopfe steigt, auch in den angeblich kritischen Schädeln. Versuchen Sie einmal, weil Ihnen zuviel gegen den Strich geht, ehrenwerte, nie von unlauteren Motiven angeleckte Kollegen wie Albrecht Müller, Roland Rottenfuß, Eckart Spoo abzusägen. Da brauchen Sie mindestens 50.000 oder 200.000 MitstreiterInnen und viel Geduld. Sie müssen also das systemübliche Recht des Stärkeren geltend und Umsturz machen. Genau das, die Revolution, wird aber, wie Brandt-Verehrer Müller zum Beispiel schon bestsellerartig erkannt hat, im Kapitalismus nicht gern gesehen.

Ob und wie die linken / alternativen / systemkritischen HerausgeberInnen und Redakteure entlohnt werden, scheint übrigens gleichfalls zur Privat- oder Intimsphäre zu zählen. Diesbezügliche Angaben sowie konkrete Summen verheimlicht man ähnlich konsequent wie in gewissen *rotgrün* befehligten Instituten die Zahl der Impftoten. Mir persönlich ist das egal, weil ich »professionelle« Schriftstellerei seit Jahrzehnten für einen sozialen Irrweg halte, den ich lieber meide. Folgen »systemfeindliche« Publikationen in der Regel der basisdemokratischen Gepflogenheit, keine Autorenhonorare zu zahlen, finde ich es eigentlich in Ordnung. Aber dann sollten sie sich vielleicht auch in ihren Eigentums- und Entscheidungsstrukturen und in ihrem Geschäftsgebaren als Basisdemokraten bewähren. Wenn nicht, wirkt die Annahme eines Artikels leicht als Gnadenerweis.

Siehe auch → Anarchismus, Kaplan + Sullivan (Bewaffnung) → Autorität, Katte → Demokratie, Gewaltmonopol des Staates → Merle (Insel-Kämpfe) → Mode (Bekleidung), Kratzende Hosen u.a. → Nobel (Alfred & Emil) → Ohrfeige → Warten (GfK)

Golf (Sport)

Laut deutscher *Wikipedia* endete das Leben des US-Profigolfers und Playboys **Tony Lema** (1934–66) »jäh und tragisch«. Er war erst 32. Dabei hatte er als junger Marine-Soldat sogar den Korea-Krieg überlebt! Anschließend in der Heimat zunächst als Golflehrer erwerbstätig, stieg Lema ab 1962 nahezu raketenartig in die Weltspitze seines Betuchten-Sportes auf. Sein tragisches Schicksal schlug Ende Juli 1966 bei Chicago auf einem Golfplatz zu, der günstiger- und tückischerweise unweit des *Lansing Municipal Airports* lag. Auf dem Golfplatz sollte Lemas nächstes Turnier stattfinden. So hatte er am Ort seines vorausgegangenen Auftritts, in Akron, Ohio, eine kleine Privatmaschine angeheuert, doch leider ging dieser *Beechcraft Bonanza* just beim Begutachten der nahe des Flughafens gelegenen Wettkampfstätte der Treibstoff aus – Absturz und Feuersbrunst, und zwar am 17., dem vorletzten Loch des Platzes, wie der zuweilen gutinformierte *Spiegel* wußte.* Damit hatte sich Lemas Antritt beim gebuchten Turnier des *Lansing Sportsman's Clubs* erübrigt. Auch seine Gattin Betty (30) und zwei Piloten bissen bei dem »crash« ins Green. Das Wochenblatt verzichtete übrigens auf die von *Wikipedia* gesichtete Tragik und hielt seinen Lesern stattdessen die einträglichen Geschäfte der ProfigolferInnen vor Augen.

Fast möchte ich glauben, vom exzessiven, meist unbedenklichen Einsatz des Wortes »Tragik« in unseren Medien werde sogar »Verschwörungstheorie« übertrumpft. Achten Sie einmal darauf, es ist wunderbar widerlich. Mein alter *Brockhaus* (Band 22 von 1993) behauptet, »tragisch« bedeute 1. *schicksalshaft*. Demnach liegt in allen bislang angeführten »tragischen« (Un-)Fällen ein Verhängnis vor. Der Bergsteiger konnte nichts dazu. Er folgte dem schicksalhaften, unerforschlichen Ruf der Berge, als er seine Eisen in den Fels schlug und in einem Spalt desselben landete. Nach gleichem Schema werden die SpringreiterInnen auf die Pferderücken und die Senatorinnen hinter ihre Lenkräder gezwungen. Ein anderes, weniger antikes Wort für Schicksal wäre vielleicht Sachzwang, aber das wäre schon fast zu genau. Man könnte ins Nachdenken kommen. Der Zweck der Übung, so gut wie jedes »schlimme« oder »schreckliche« Ereignis dem erfolgreich globalisierten, gummihaften Bezirk der Tragik zu überantworten, liegt aber gerade darin, uns vom Nachdenken zu entlasten. Weder sollen wir argwöhnen, bei bestimmten häufigen

Unfällen liege die Grundsuld bei geradezu irrsinnigen und gemeingefährlichen, wenn auch den Aktienkursen und dem »sozialen« Ansehen sehr zuträglichen Gepflogenheiten des Transportes, des Sportes oder des Wirtschaftens überhaupt; noch sollen wir zwischen unterschiedlichen, jedenfalls nicht gleichzeitig erfolgten Unfällen *differenzieren*.

Wie sich versteht, kann die gutgeschmierte Megamaschine keine Differenzen gebrauchen. Einzelheiten lenken nur ab. Sie lassen die Maustaste einfrieren, während es doch viel günstiger ist, wenn wir hübsch weiterspringen. Sollte mithin, *Brockhaus* zufolge, »tragisch« 2. *erschütternd* bedeuten, dann kommt es darauf an, durch erbarmungslose Gleichmacherei jede Erschütterung gerade zu vermeiden. »Ja, schrecklich«, gähnt der Online-Redakteur, klickt rechts weiter und schiebt sich mit Links das nächste Stück Pizza zwischen die Zähne. Die Pizza hat ihm ein maskierter Bote gebracht. Er selbst arbeitet maskenfrei. Seine Maske ist der mit Schlagworten und Gemeinplätzen gepanzerte Bildschirm.

∞ Verfaßt 2022

* <https://www.spiegel.de/sport/tod-am-17-gruen-a-a8399a30-0002-0001-0000-000046414036?context=issue>, 21. August 1966

Der über knapp zwei Spalten ausgedehnte Platz, auf dem uns *Brockhaus* Golf vorstellt, ist von den bekannten Bedenken, etwa Vermögenslage und Ökologie betreffend, gleichsam **leergefegt**. Da zeigte sich bereits 1966 sogar der *Spiegel* kritischer, wie ich eben erwähnt habe. Näheres zu den Bedenken läßt sich nebenbei meiner ersten Kommissar-Düster-Geschichte »Der Rollstuhl« entnehmen, Kapitel 14. Düster und seine neue Flamme Ilona Velberting suchen ausflugsweise Schloß Escheberg bei Zierenberg auf. Dem traditionsreichen Anwesen ist ein Golfplatz angeschlossen.

Sieht man sich ein bißchen im Internet um, scheint es auf Golfplätzen nach wie vor sowohl Golfbälle wie Unglücksfälle zu hageln. 2022 meldet just der *Spiegel*, durch einen mißglückten Abschlag habe (2019) in Utah, USA, ein Vater sein eigenes sechsjähriges Töchterchen getroffen, tödlich. Man liest auch von gefährlichen Wildtieren und tödlichen Blitzschlägen. Die Vielfalt übertrifft in dieser Hinsicht den erbärmlichen aufgepöppelten Golfplatzrasen bei weitem. Ein Gerichtsmediziner hat kürzlich ein ganzes Buch mit dergleichen gefüllt.

Wahrscheinlich ist Ihnen auch schon Agathe Christies 1923 veröffentlichter Krimi *Der Mord auf dem Golfplatz* untergekommen. Knapp 100 Jahre später, 2021, fanden sich auf einem Golfplatz in Georgia, USA, drei Leichen von Erschossenen, darunter Golfprofi

Eugene »Gene« Siller, 41. Möglicherweise war er Zufallsopfer. Die Polizei nahm bald nach der Entdeckung an, Siller sei dem noch flüchtigen Täter bei einem Verbrechen oder der Verwischung von Spuren in die Quere gekommen. In dessen anscheinend in einem Sandfang festgefahrenen Pick-up lagen zwei Leichen.*

2022 gab es Wirbel um die Bestattung der Ex-Gattin des Ex-US-Präsidenten Trump. Er hatte sich in den dicken Schädel gesetzt, Ivana (in New Jersey) auf einem Golfplatz zu verscharren, der ihm sowieso bereits gehörte. Böse Zungen warfen ihm vor, das mache er nur, um Steuern zu sparen.** Dabei ist das doch, neben der Eitelkeit, das Hauptmotiv, warum sich einer überhaupt den Mühen eines hohen politischen Amtes unterzieht: noch reicher zu werden, als er ohnehin schon ist.

∞ Verfaßt 2024

* <https://eu.cincinnati.com/story/news/2021/07/07/gene-siller-pro-golfer-shot-georgia-killed-because-he-came-upon-crime-police-say/7885946002/>

** <https://www.sueddeutsche.de/panorama/ivana-trump-golfplatz-steuern-grab-1.5632002>, 1. August 2022

Graf, Emma und Oskar Maria

Emma (1889–1917) war lediglich die Schwester des bayerischen Schriftstellers Oskar Maria Graf, den *Brockhaus* selbstverständlich nicht übergeht. Das Internet weiß mit Mühe ihren schlichten Vornamen. Auch der berühmte Bruder verrät zumindest in seinen 1927 veröffentlichten Jugenderinnerungen* – die *Brockhaus* als ein »vielbeachtetes autobiografisches Zeitdokument« erwähnt – nicht eben viel von ihr. Sie hatte in München Damenschneiderei gelernt, half dann aber offenbar im Hause der elterlichen Landbäckerei mit: in Berg am Starnberger See. Ebendort war sie zuletzt fast zwei Jahre bettlägerig. Oskar benennt ihre Krankheit nicht. Ich tippe auf Tuberkulose oder die sogenannte Spanische Grippe, die damals umging. Die Schwarzhaarige sei heiter und hübsch gewesen, einst sogar Ballkönigin. Von einem Heiratswunsch wird nichts gesagt. Dem Tod, wohl Ende August, habe die 28jährige ziemlich gefaßt ins Auge gesehen, im Gegensatz zu ihm. Über seine Mutter soll er übrigens später ein ganzes Buch geschrieben haben.** Über Emma nicht.

Ein Jahr darauf ereilt es, in München, auch die Gefährtin von Grafs engem Freund »Schorsch« Georg Schrimpf, die 26jährige Bildende Künstlerin **Maria Uhden**. Die Tochter eines »herzoglichen Baurates« war zeitweise in der Residenzstadt Gotha aufgewachsen,

Waltershäuser Straße 9. Sie galt als einfallsreich und hochbegabt. Jedes zweite Foto zeigt sie mit einer Katze im Arm. In ihrem Todesjahr war sie selber gerade Mutter geworden, »übergücklich«. Trotz aller Not habe sie sich ihre »echt frauliche Heiterkeit« bewahrt. »Plötzlich mußte sie sich hinlegen und starb nach wenigen Tagen infolge einer Gebärmutterinfektion.«

Ein Verdienst von Uhden kann ich zumindest versichern: Sie hält Oskar einmal (S. 374) eine ausgezeichnete Strafpredigt, die von ihrer Menschenkenntnis zeugt. Sie schimpft ihn einen Selbstbetrüger, der fast nur aus Angst und Illusionen bestehe; er prahle gern, sei jedoch der unglücklichste Mensch, der in München herumlaufe. In der Tat muß er ein selten törichter Taugenichts gewesen sein, zwischen Klein- und Übermut schwankend wie ein Schilfrohr am Starnberger See, 30 Mal jährlich zerknirscht und reuig, ohne sich in seiner ganzen Jugend jemals nennenswert zu bessern. Grabbe hätte ihn verstanden. Der bayerische Bruder im Naturell macht immer wieder die gleiche Scheiße, darunter der Schleichhandel und die Sauf- und Freßgelage. Das ist, auf die Dauer, selbst für den Leser peinlich, und wenn Graf es ohne Beschönigung eingesteht, wird es gleichwohl nicht sympathischer. Vielleicht liegt es nur daran, daß seine Schilderung tatsächlich echte, handwerklich unstatthafte Längen hat. Die Wiederholung der Scheiße hat keinen Erkenntniswert. Man findet sie irgendwann auch nicht mehr spannend; sie nervt. Das rüttelt nicht an dem hohen Wert der unmittelbaren Eindrücke, die Graf von der Münchener Revolution gibt.

∞ Verfaßt 2021

* Oskar Maria Graf, *Wir sind Gefangene*, 1927, hier dtv-Ausgabe München 1984, bes. S. 295–301, 374, 381

** Statt seinem Buch über die Mutter habe ich neulich Grafs spätes Werk über die glänzende Zukunft einer demokratisch globalisierten Welt gelesen – ein Fehler. Ich meine: sowohl meine Wahl wie Grafs Werk *Die Erben des Untergangs*, Neuausgabe 1959. Ich halte dieses Buch für rundum mißglückt, siehe → Spanienkrieg, Iberien.

Grammatischer Gram Eigentlich wurde die Sprache dem Aufrechtgänger als überragendes Werkzeug der Aufklärung und Verständigung an die Hand gegeben. Das wird aber durch falschen Gebrauch gern unterlaufen. In seinem elften Band (von 1990) belehrt mich *Brockhaus*, die indische Großstadt Jodhpur, im Staat Rajasthan gelegen, warte mit einer eindrucksvollen »gewaltigen« Festung auf, die hoch über der Stadt auf einem Felsen throne. Das Umwerfendste muß freilich die darunter liegende Altstadt sein.

»Die Altstadt umgibt eine starke Mauer mit sieben Toren.« Wie diese Mauer im Einzelnen verläuft, hält das Lexikon im Dunkeln; die sie umgebende oder erdrosselnde Altstadt kann man sich aber sicherlich nur als üble Krake vorstellen.

Was die Zahl der EinwohnerInnen der ganzen Stadt Jodhpur betrifft, gibt *Brockhaus* eine halbe Millionen an. 1911 sollen es, laut Internet, erst 60.000 gewesen sein. Inzwischen hat Jodhpur die Millionengrenze überschritten. Das ist allerdings immer noch vergleichsweise harmlos. Dhaka, die Hauptstadt von Bangladesch, soll 10 Millionen EinwohnerInnen, im Ballungsraum sogar 24 haben. Dhaka gilt als dicht besiedelste Stadt des Planeten. Ungefähr ein Drittel der Besiedelung stellten Elendsviertel dar, heißt es im Internet. Der Grad der vielfältigen Verseuchung soll ebenfalls hoch sein. Ich nehme an, das internationale Kapital und der muslimische Klerus sind daran nicht unbeteiligt.

Vergessen wir die sogenannten Streitkräfte nicht. Am 21. Juli 2025 stürzte ein *Chengdu*-Kampflugzeug der Luftwaffe kurz nach dem Start auf ein Schulgelände der Hauptstadt. Die deutsche *Wikipedia* gibt inzwischen 35 Tote an, darunter viele Kinder, und 173 Verletzte, meine Herren. Auch der Pilot kam bei diesem Trainingsflug um. Die Maschine sei sofort in Flammen aufgegangen. Angeblich lag eine »technische Störung« vor. Vermutlich werden etliche jener Verletzten zeitlebens von Brandmalen gezeichnet sein. Es wird freilich nichts nützen. Die jungen Leute, die man jetzt auf den Schulhöfen unseres Planeten wieder verstärkt für den Krieg wirbt, sind schon dermaßen mit interessanten Schreckensbildern aus Fernsehen und Internet zugeschüttet, daß sie nichts mehr sehen.

Ich kehre zum Grammatischen zurück. Der Erzähler Homer erscheine in der Legende als blinder Rhapsode, teilt *Brockhaus* in Band 10 mit. »Von dieser Vorstellung sind auch seine – idealisierten – Porträtbüsten geprägt.« War er also trotz seiner Blindheit auch Bildhauer? Wohl kaum. Das Lexikon dürfte von anderen Künstlern geschaffene Büsten meinen, die eben den Homer zeigen. Aber diese Unklarheit im Bezug, oft auch Porträtfotos betreffend, ist überaus beliebt.

Auch zum arabischen Astrologen Abenragel (oder Albohazen, Band 1) verweigert *Brockhaus* genaue Angaben. Dessen »im 16. Jahrhundert mehrfach aufgelegtes Lehrbuch« enthalte »viele Fragmente verschollener griechischer und iranischer Astrologen«, macht uns der Eintrag weis. Das muß ein fatter Wälzer gewesen sein, mit jeder Menge Körperteile zahlreicher verschollener Vorgänger vollgestopft. Da ist es vielleicht kein Wunder, wenn dieses Lehrbuch anscheinend nicht tausend-, sondern lediglich *mehrfach* aufgelegt worden ist, vielleicht nur in sieben oder 11 Exemplaren. In Wahrheit meinte *Brockhaus* vermutlich *mehrmals* oder *wiederholt* aufgelegt. Seine Leidenschaft für die falsche Mehrfacherei zieht

sich leider durch sämtliche 24 Bände. Im Internet hat sie mehr AnhängerInnen, als es Steine auf einem Kartoffelacker gibt.

Wohlthuend deshalb die ziemlich erschöpfende (und vernichtende) Kritik der Verwischung des Unterschieds zwischen »mehrfach« und »mehrmals«, die beispielsweise 2009 Ulrich Werner aus München auf seiner Webseite vornimmt, genaue Adresse <https://www.sprache-werner.info/mehrfach-mehrmals.9730.html>. Allerdings führt er, soweit ich sehe, keine frühen maßgeblichen Quellen an. Er baut auf das Augenscheinliche: *mehrfach* gehört der Reihe »einfach, zweifach, vielfach« an, *mehrmals* dagegen der Reihe »einmal, zweimal, oftmals«. Das Mehrmalige hat nie Gleichzeitigkeit, betont Werner. Dagegen kann ein Kniegelenk mehrfach belastet sein, nämlich gleichzeitig durch verschiedene Kräfte, die auf es wirken.

Ob mir einer einen bestimmten Liebesbrief mehrfach (in Abschriften oder Kopien) schickt oder ob er ihn mehrmals (an verschiedenen Tagen) auf die Post gibt, damit mich die Botschaft auch wirklich erreicht, ist ja in der Tat ein beträchtlicher Unterschied. Die zweite Maßnahme zeugt sicherlich stärker von Zuneigung. Noch schmerzhafter wird es im Falle eines Beinbruchs. Der mehrfache Beinbruch läßt sich vielleicht durch nur eine Operation beheben. Breche ich mir dagegen dasselbe Bein in vier oder fünf Jahren mehrmals, kann ich es eigentlich nur noch wegschmeißen. Sporttreiben geht dann allenfalls mit Prothese, was freilich den Beifall gewisser HerstellerInnen findet. Gewiß kann ein Leichtathlet mehrfacher deutscher Meister sein, nämlich in verschiedenen Sparten einer bestimmten deutschen Leichtathletik-Meisterschaft. In der Regel ist jedoch gemeint, er sei bereits, etwa im Hochsprung, mehrmaliger deutscher Meister, errang also den Titel wiederholt in verschiedenen Jahren. Der Unterschied liegt auf der Hand.

Sicherlich gibt es auch Grenzfälle. So lieben es manche Autoren, uns die Konjunktion *daß* nicht nur im ganzen Text bis zum Erbrechen, sondern selbst in kurzen Absätzen oder gar in längeren einzelnen Sätzen mehrmals – oder vielleicht doch mehrfach zuzumuten? Ich bin nicht sicher, greife die *daß*-Seuche aber gerne auf. Leider liegt sie nämlich für zahlreiche LeserInnen geradezu im Verborgenen. Sie sehen oder riechen sie einfach nicht. »Hinter der Maske«, lesen wir im Buch des französischen Soziologen Roger Caillois *Die Spiele und die Menschen* (deutsche Erstausgabe Stuttgart 1960, Seite 150 bis 161), »nimmt das verzerrte Antlitz des Besessenen ungestraft jeden wüsten, gemarterten Ausdruck an, während der Beamte darauf achten muß, daß man seinem bloßen Gesicht nicht entnehmen kann, daß er etwas anderes ist als ein vernünftiges, kaltblütiges Wesen, dessen einzige Aufgabe darin besteht, das Gesetz anzuwenden.« Hier böte sich unter anderem die Alternative an: ... *während das unverhüllte Gesicht des Beamten*

wohlweislich den Eindruck zu verhindern hat, er sei etwas anderes als ein vernünftiges, kaltblütiges Wesen, dessen einzige Aufgabe darin bestehe, das Gesetz anzuwenden. Einige Tricks, die die Maske zu meiden oder das Gesetz zu umgehen wissen, sind rasch auf den Begriff gebracht: Substantivierung; indirekte Rede oder Konjunktiv; den fraglichen Satz mit »wie« einleiten (*Wie Untersuchungen ergeben haben, ist die Rate stilistischer Schwerverbrechen besonders in ...*) oder im Nebensatz einen Infinitiv mit zu verwenden. In diesem Fall hätte sich Ambrose Bierce in *Des Teufels Wörterbuch* (zum Stichwort *Jakobsleiter*) den folgenden Doppeldecker verkniffen. »Man kann nicht umhin festzuhalten, daß es reichlich viel vom armen Jakob verlangt ist, daß er mit logischem Realismus träume.« Vielmehr hätte man geschrieben *Allerdings wäre es wohl zu viel vom armen Jakob verlangt, mit logischem Realismus zu träumen.* Diese Version spart auch kostbaren Lexikonplatz.

Letzter Trick: auf eine Satzverbindung mittels Komma verzichten. In diesem Fall ersetzt man das Komma durch einen Doppelpunkt oder bildet gleich einen neuen eigenständigen Satz. Für die eleganteste Lösung halte ich freilich nicht den Verzicht auf das Komma, sondern lediglich auf die offensichtliche Bindung. Statt zu schreiben *Man munkelt, daß er aus den Leihbüchern der Stadtbibliothek jedes daß mit der Rasierklinge herausschneidet*, zöge ich also vor: *Man munkelt, aus den Leihbüchern der Stadtbibliothek schneide er jedes daß mit der Rasierklinge heraus.* Ja, in manchen Fällen gewinnt die Eleganz sogar, wenn wir auch die indirekte Rede noch erdrosseln: *Man munkelt, er konnte nicht anders ...*

Diese letzte Vereinfachung führt logisch zum Sprachwissenschaftler Ernst Wasserzieher, den ich mir allerdings für die Rubrik »Rechtschreibung« und den dortigen Aufsatz »Jazz richtig geschrieben« aufheben möchte. Nur so viel: Der Mann behauptete vor rund 100 Jahren, noch einmal 400 Jahre früher habe es die Unterscheidung zwischen den Wörtern *das* und *daß* – die dann für Tonnen an Kopfschmerzen in allen Ständen und Altersgruppen sorgte – noch gar nicht gegeben. Also verzichten Sie bitte ähnlich oft auf *daß* beziehungsweise *dass* wie auf Fremdworte. Gegen die wettert Wasserzieher ebenfalls. Er ist eben nicht nur Dr., sondern von der Herkunft her wohl auch Prolet. Sein Nachname soll sich der schweißtreibenden Beförderung von Trink- oder Brauchwasser verdanken.

Mit einem 40. Todestag anhebend, erinnere ich, in zeitlich absteigender Folge, an vier Fußballer, die durchweg verflucht früh vom Rasen gefegt worden sind. Flügelstürmer **Werner Greth** (1951–82), ursprünglich technischer Zeichner, hatte bis 1978 über rund 10 Jahre hinweg vorwiegend für verschiedene Zweitliga-Vereine gespielt, darunter auch im Ruhrgebiet. Anschließend arbeitete er in der Duisburg-Homberger Chemiefabrik der Firma *Sachtleben* – als was, bleibt unklar. Ebendort erlitt er Ende Oktober 1982 laut einem kurzen Zeitungsbericht* einen Arbeitsunfall, der noch dem heutigen Leser den Atem raubt. In der Sandstrahlhalle des Unternehmens stürzte Greth gegen Mitternacht, also wohl auf Nachtschicht, in einen anscheinend größeren Behälter, der mit (vermutlich flüssigem) Stickstoff gefüllt war. »Bei einer Minus-Temperatur von 195,8 Grad« sei der 31 Jahre alte »Arbeiter« und »Junggeselle« auf der Stelle tot gewesen. Zwei ältere Kollegen, die Greth retten wollten, wurden schwer verletzt. Man barg seine Leiche schließlich mit Hilfe von Isolierhandschuhen. Welcher Art die am Bottich ausgeführten Arbeiten gewesen seien und wer die Verantwortung für das Unglück trage, werde noch untersucht. Stickstoff, meist ein Gas, dient unter anderem bei der Herstellung von Düngemitteln; flüssiger Stickstoff als Kühl- und Vereisungsmittel oder als Quelle für später erwünschtes Gas. Von einem Mord- oder Selbstmordverdacht ist nirgends die Rede.

Der oftmalige jugoslawische Fußball-Nationalspieler **Vladimir Durković** (1938–72) bezahlte den Besuch eines »Kabarett«, vielleicht auch nur Nachtclubs, in der schweizer Stadt Sion, Kanton Wallis, mit seinem Leben. Er war verheiratet, Vater zweier Kinder und neuerdings »Stopper« beim örtlichen Club *FC Sion*, den alle Eingeweihten als schweizer Rekord-Pokalsieger kennen. Vorher hatte Durković schon streckenweise in der westdeutschen Bundesliga, dann für den französischen Club *AS Saint-Étienne* gespielt. Am frühen Morgen des 21. Juni 1972, einem Mittwoch, kam es vor besagter Vergnügungsstätte zu einem Streit zwischen dem 33 Jahre alten Durković und einem gleichfalls jugoslawischstämmigen Berufskollegen einerseits und einem jungen Gendarmen andererseits, wie ich einem damaligen österreichischen Zeitungsbericht entnehme.** Danach befand sich der Beamte auf Urlaub und in Zivil, führte aber offensichtlich seine Dienstwaffe mit sich. Der Streit endete mit einem Bauchschuß für Durković. Der Fußballverteidiger brach zusammen. Immerhin habe ihn der Schütze umgehend eigenhändig ins Krankenhaus gebracht – wo Durković anderntags starb. Dem Untersuchungsrichter Louis de Riedmatten soll der Gendarm erklärt haben: »Ich war betrunken, ich habe jemanden sinnlos getötet.« Riedmatten ließ ihn festnehmen. Möglicherweise waren auch die Fußballer nicht mehr gerade stocknüchtern gewesen. Gleichwohl bekam Schütze Bernard C. neun Jahre Gefängnis, wie (2022) zum 50. Todestag Durkovićs auf *Gladbach Live* zu lesen ist.

John White (1937–64) fiel auf einem Golfplatz. Das bedeutet, der schottische Berufsfußballer beging den entscheidenden Fehler seiner Laufbahn nicht auf dem Rasen des Stadions *White Hart Lane* im nördlichen London, wo sein renommierter Club *Tottenham Hotspur* zu Hause war, sondern nahebei auf dem Golfplatz in Crews Hill. Als ihn dort (am 21. Juli 1964) ein Gewitter überraschte, suchte er unter einem vermutlich freistehenden Baum Schutz – und wurde vom Blitz erschlagen.*** Der torgefährliche und trickreiche Halbstürmer hinterließ Gattin Sandra und zwei Kinder. Fans oder Journalisten hatten ihm aufgrund seiner Fähigkeit, jäh wie aus der Erde gewachsen im gegnerischen Strafraum aufzutauchen, den Spitznamen »The Ghost« verpaßt, Geist oder Gespenst also. Auf dem Golfplatz verzog sich das Gespenst für immer, obwohl es erst 27 war.

Der Fußballspieler der Oberliga West **Werner Göbel** (1924–55, ursprünglich Goebel geschrieben) war 1953 deutscher Pokalsieger, 1955 zusätzlich (auf der Krankenbank) deutscher Meister mit *Rot-Weiß Essen* geworden. Zuletzt spielte er als Mittelläufer beim Zweitligisten *Spielvereinigung Herten*. Offenbar noch kein Vollprofi, war der mittelgroße, knochige Abwehrspieler außerdem Betriebssportlehrer bei der Hertener Zeche Ewald. Eingeweihte könnten ihn als unmittelbaren Vorläufer des 1956 gestorbenen ägyptischen Gewichthebers Khadr Sayed El Touni auffassen, denn beide kamen (angeblich) durch häuslichen Stromschlag um. Göbels Ende ist durch Sterbeurkunde und die Lokalpresse gut belegt. Danach kam der knapp 31jährige Sportlehrer am späten Nachmittag des 11. August in einem neuerrichteten Wintergarten seiner Hertener Wohnung am Wetterschacht beim Bohren, wohl aufgrund eines Defektes seiner elektrisch betriebenen Handbohrmaschine, mit dem Stromkreis in Berührung und fiel von einer behelfsmäßigen Bühne tot zu Boden. Die Bühne hatte aus Tisch und Stuhl bestanden. Göbel war seit vier Jahren mit Hannelore geb. Kübler verheiratet. Sie hatten ein zweijähriges Söhnchen, Volker. Bei der Beerdigung schätzte die Polizei 2.500 Trauergäste, die, laut *Hertener Allgemeine*, Göbels »große Beliebtheit« bezeugten. Ich nehme an, den Löwenanteil stellten HeimwerkerInnen, das kam damals gerade auf.

∞ Verfaßt 2022

* »Im Stickstoff umgekommen«, *WAZ* vom 27. Oktober 1982

** »Stopper Durković wurde erschossen«, *Volkszeitung* (Klagenfurt), 23. Juni 1972, S. 12

*** Marcel Grün, <https://abseits.at/fusball-international/england/der-verlorene-weltklasespieler-25-john-white/>, (Wien) 28. April 2017

Größe

Von dem Wiener Schlawiner **Udo Proksch** (1934–2001) haben Sie nie gehört ..? Was soll man da erst zu den sechs Unfallopfern sagen, die er auf dem Gewissen hat. Sofern sie überhaupt berücksichtigt werden, beläuft sich ihre Erwähnung zumeist auf die Formel »Dabei kamen auch sechs Seeleute um«. *Wikipedia* führt bemerkenswerterweise immerhin ihre Namen an.* Danach handelte es sich um den Ersten Ingenieur Caspar Borbely, dessen Verlobte Beatrix van der Hoeven und die Matrosen Carlos Medina, Vito Marcos Fortes, Andrew Davis und Silvester Roberts. Da sich nähere Angaben nicht finden, ist es vielleicht gestattet, wenn ich mich notgedrungen an den Täter halte. Er hatte noch einen Spießgesellen, Hans Peter Daimler, den ich hier vernachlässigen möchte.

Die genannten sechs Seeleute waren 1977 im Indischen Ozean die Opfer einer Explosion ihres Frachters *Lucona* geworden. Das Schiff ging unter. Angeblich versank dabei auch eine komplette Wasch- und Aufbereitungsanlage für Uranerz in den Fluten. Jener Udo Proksch hatte dieses Phantom für sehr geeignet gehalten, knapp 30 Millionen DM Versicherungsgelder auszuspielen. Deshalb hatte er eine Attrappe verladen lassen und für die Explosion gesorgt. Dabei hatte er die Möglichkeit von doppelt sovielen Toten in Kauf genommen, bestand die Schiffsbesatzung doch im ganzen aus 12 Personen. Im Zuge argwöhnischer Enthüllungen, die geradezu das Ausmaß einer österreichischen Staatsaffäre annahmen und zu mehreren Rücktritten hoher Politiker und einem toten Verteidigungsminister führten, sah sich der kleinwüchsige Tausendsassa allerdings selber gezwungen unterzutauchen. Er floh durch die halbe Welt. Schließlich wurde Proksch trotz einer Gesichtsoperation, die in Manila vorgenommen worden war, Ende 1989 aufgespürt und 1991 vom Wiener Landgericht zu 20 Jahren Haft verurteilt. Damit war er endlich berühmt. Der Fall brachte bereits mehrere Bücher hervor.

Mit Prokschs »Stehsärgen« hatte es nicht so recht geklappt, obwohl sie eigentlich einen bemerkenswerten Beitrag zum »Emporismus« darstellten, wie ich den Größen- und Fortschrittskult zuweilen nenne. Gewiß hatten wir schon immer Denkmale, die die Vertikale betonen. Man denke nur an die Pyramiden und die gallischen Hinkelsteine, all die Tempelsäulen, Kirchtürme und Wolkenkratzer, Michelangelos *David*, Constantin Brancusis *Endlose Säule* und die in die Länge gezerzten, gleichsam ins Verschwinden gedehnten Menschenbildnisse Alberto Giacomettis. Doch unsere Leichname selber waren bestenfalls aufgebahrt; sonst hockten, saßen oder lagen sie. Der 1934 geborene Proksch, ursprünglich Designer, später Chef der Wiener *Hofzuckerbäckerei Demel* und mit aller Wiener Prominenz per Du, löste das Problem nachhaltiger Standhaftigkeit um 1975 durch

Plastikröhren, die er im Rahmen seines *Vereins zur Förderung der Senkrechtbestattung* als »Stehsärge« ausgab. Allerdings scheint der Absatz nicht floriert zu haben. Der Nebeneffekt der »Stehsärge«, analog New Yorker Wolkenkratzer auf dem Friedhof Grundstückspreis zu sparen, wurde nicht honoriert. Dem Wiener Journalisten Michael Frank zufolge, damals Korrespondent der *Süddeutschen Zeitung*, diente das »schmähführende merkwürdige Konstrukt«, das sich nirgends näher beschrieben geschweige denn vorgestellt finde, vordringlich dazu, Proksch mit dem österreichischen Bundesheer in Verbindung zu bringen. Der Zuckerbäcker liebäugelte nämlich mit 100 Kilogramm Sprengstoff, die er auch bekam. Angeblich verpulverte er sie restlos auf einem tiroler Truppenübungsplatz um Werbefilme herzustellen, mit denen er seine »Stehsarg«-Plastikröhren als Feldunterstände für Soldaten zu verkaufen gedachte – ohne Zweifel eine köstliche Umwidmung. In Wirklichkeit war aber nur ein Bruchteil des Sprengstoffs gezündet worden, wie später die Sichtung des Filmmaterials ergab. Mit dem Rest beförderte Proksch die *Lucona* in die Luft.

1996 besuchte ihn *Zeit*-Autor Helmut Schödel im Grazer Gefängnis Karlau.** Nach dem Zustand seines Gewissens befragte Schödel den Häftling offenbar nicht. Dafür gab Proksch, der in jungen Jahren mit der Burgschauspielerin Erika Pluhar verheiratet war, Erstaunliches zum Krieg zu Protokoll. Er entspringe den Männern, weil sich diese nicht ins Blut schauen könnten. »Die Frau sieht das jeden Monat; wir Männer müssen uns erst den Bauch aufreißen.« Proksch starb im Juni 2001.

Man könnte sich bei dieser Gelegenheit fragen, warum eigentlich **Armand Hammer** nie im Knast saß? Der stein- und einflußreiche US-Industrielle war bis zu seinem Tod (1990) seit Jahrzehnten Eigentümer und oberster Chef der *Occidental Petroleum*, die unter anderem in der Nordsee die mit rund 225 Männern besetzte Öl- und Gas-Bohrinsel *Piper Alpha* betrieb. Am 6. Juli 1988 flog sie in die Luft beziehungsweise rann sie, zerschmolzen, ins Meer. Ein Feuer war ausgebrochen. Das schwere Unglück, für das bis heute niemand strafrechtlich belangt worden ist, forderte 167 Todesopfer, von den Verletzten und den gewaltigen ökologischen Schäden einmal abgesehen. Die meisten Quellen betonen die groben Fahrlässigkeiten, die sich verschiedene Verantwortliche geleistet hatten. Winfried Dolderer zitiert*** sogar den Boß selber, Hammer, der den leitenden Angestellten bei einem vorausgehenden Besuch auf der Plattform eingeschärft haben soll: »Das ganze Geld, das zur Küste gepumpt wird, geht verloren, wenn ihr diese Plattform abschaltet. Das lassen wir nicht geschehen.« Dagegen zeigt sich kaum einer vom Grundsätzlichen erschrocken, nämlich dem Erfinden, Bauen und Betreiben von Öl- und

Gas-Bohrinseln, Flugzeugträgern, Kernkraftwerken und dergleichen mehr. Dieses wird nicht als fahrlässig und kriminell erachtet, vielmehr als fortschrittlich.

1995 wurde die bis dahin größte Bohrinsel der Welt in Betrieb genommen – ebenfalls in der Nordsee. Nachdem sie vor Ort geschleppt und dann, vier Betonbeine voran, auf den Grund (Meerestiefe 300 Meter) abgesenkt worden war, sackte sie erst einmal neun Meter ein. Sie wiegt, ohne Ballast und je nach Quelle, um 670.000 Tonnen. Das entspricht ungefähr dem Gewicht von 10.000 Diesellokomotiven. Man taufte die künstliche Insel auf einen ähnlich lustigen Namen wie schon Hammer ihn trug: *Sea Troll*.

∞ Verfaßt um 2015

* <https://de.wikipedia.org/wiki/Lucona>

** Helmut Schödel in der *Zeit*: »Ein Besuch bei Udo Proksch, Österreichs prominentestem Häftling«, 26. April 1996

*** Winfried Dolderer, https://www.deutschlandfunk.de/das-bisher-schwerste-unglueck-auf-einer-oelplattform.871.de.html?dram:article_id=250961, 6. Juli 2013

Merkwürdigerweise hob ich **Türme** einst in meiner kleinen Betrachtung über »Emporismus« nicht eigens hervor. Ich erwähne da lediglich Dome. Vielleicht lagen die Türme für mein Empfinden zu offensichtlich auf der bekannten vertikalen Linie vom *Aufrechten Gang* zur *Nummer Eins*. Macht und Überleben – für Elias Canetti der zentrale Herrschaftsakt – stehen und fallen mit der Senkrechten. Je mächtiger ich bin, desto eher bekomme ich recht. Bin ich die Eins, unterliegen alle anderen Zahlen meinem *Einfluß* ...

Früh übt sich, wer hoch hinaus will. Schon der Dreikäsehoch verzehrt sich nach Türmen. Mag die Versteifung seines eigenen, leibhaftigen Wassertürmchens noch zu wünschen lassen, kann er doch Burgen bauen, wobei ihm wiederum Baukräne behilflich sind. An Segelschiffen liebt er vor allem die Mastkörbe. Bei Wanderungen erklimmt er jeden Hochsitz. Es gefällt ihm, sich der Welt überlegen fühlen zu können; er hält sich für den Prinzen Eisenherz oder besser noch den Riesen Gulliver. Türme verleihen Größe, Weitblick, Übersicht – Macht.

Freilich, das ist nur die eine Seite. Als Thüringer könnte ich vielleicht stolz darauf sein, in dem Städtchen Bad Frankenhausen am Kyffhäuser den berühmten *Oberkirchturm* zu wissen – er ist freilich nur berühmt, weil sich seine Spitze derzeit (2013) bereits um 4 1/2 Meter außerhalb des Lots befindet. Damit ist er angeblich schon schief als der Turm von Pisa. Ich könnte mir vorstellen, es ist nicht besonders witzig, in seinem Schatten oder gar in ihm selber zu wohnen. Der höchste Turm der Welt, *Burj Khalifa* genannt, steht seit

rund 12 Jahren (Einweihung Januar 2010) im Immobilienbläser-Emirat Dubai am Persischen Golf. Neben Büros und Hotels hat er rund 1.000 Wohnungen zu bieten, die allerdings, aufgrund der üblichen Verspekulationen, überwiegend leer zu stehen scheinen. Dieser blitzende Wolkenkratzer – er verjüngt sich unregelmäßig abgestuft nach oben, bis er spitz ausläuft – hat mindestens anderthalb Milliarden Dollar gekostet. Mit 828 Metern ist er so hoch, daß er aus dem Stadtgebiet heraus kaum fotografiert werden kann. Dafür könnte er sogar von einem Vollidioten auf Anhieb mit einem entführten Passagierflugzeug getroffen werden. Ob er daraufhin auch umfiele, dürfte jedoch so mancher, nach 9/11, bezweifeln.

Türme verleihen uns also nicht nur eine besondere Machtstellung; sie machen uns auch besonders angreifbar. Das Herausgehobene verliert an Verankerung; es übernimmt sich; es provoziert. *Der Berg ruft*. Übrigens ruft er nicht nur angebliche Terroristen: als im Januar 2007 der Orkan *Kyrill* durch Europa zog, mähte er etliche Baukräne um. Daran hatte der Dreikäsehoch nicht gedacht.

Man sollte die Türme aber nicht nur schlecht machen. Zeitgenossen des Taschencomputers verschwenden in der Regel keinen Gedanken daran, daß sich die Benachrichtigung oder Verständigung über größere Entfernungen hinweg lange Zeit recht beschränkt und mühselig gestaltete, etwa durch Rufe, Trommeln oder Glocken, Rauchzeichen, Flaggen, rennende oder reitende Boten. Hier kamen bald Türme ins Spiel. An den jeweiligen Grenzen des Römischen Reiches, so auch am Limes diesseits der Alpen, standen oft Wach- oder Signaltürme dicht beieinander, zwischen 500 und 5.000 Meter, um im Alarmfall Fackel-, Rauch- oder Hornsignale an die Kastelle weitergeben zu können. In der hessischen Wetterau beispielsweise, zwischen Taunus und Vogelsberg, sind über 70 Limes-Turm-Standorte bekannt. Die Türme waren aus Stein oder Holz erbaut, teils aus beidem. Auf italienischen Mittelmeerinseln sollen noch viele rein aus Stein errichtete *Sarazentürme* zu besichtigen sein, die auch der Piratenabwehr dienten. Um 1800 nutzten die Franzosen (Napoleon) Ketten aus Signaltürmen, teils unter Einbeziehung von Kirchen, die bereits der Telegrafie nahekamen, trugen die Kronen oder Dachstühle dieser Bauwerke doch armartige Hebel oder Flügel, deren Aufsätze ihrerseits noch einmal mehrfach verstellbar waren. Dadurch waren Nachrichten aus bis zu 196 Kombinationen von Buchstaben, Zahlen oder ähnlichen Zeichen möglich.

Die Briten stützten sich an den Küsten ihres Großkönigreichs auf kaum andere Türme, um wiederum den Truppen und Schiffen Napoleons auf die Schliche zu kommen. Die auf der südirischen Insel Dursey überdauerte Ruine eines solchen Turmes wird in meinem Porträt des Malers Werner Motz gestreift. Aber niemand nimmt es zur Kenntnis.

Er erfährt einfach nichts von der Existenz eines Werner Motz, da es dessen Biografem an ein paar bereitwilligen, »Relevanz« spendenden Signaltürmen mangelt. Das lenkt auf das Grundproblem, dem ich nicht mehr nachgehen werde, was nämlich von den vielen Millionen Botschaften, die auf diesem Planeten Tag für Tag ausgetauscht werden, zu halten sei. Ich schätze einmal, von 1.000 dieser Botschaften sind 333 schädlich, 333 überflüssig und 333 beides.

∞ Verfaßt um 2015

Hölderlin mit Hut Im vor uns liegenden Sommer hat er 180. Todestag. Was wird das erst 20 Jahre später geben! Die Stadt Tübingen wird ihren berühmten Hölderlin-Turm großzügigerweise für die Dauer des Festjahres (2043) auf die Zugspitze versetzen (knapp 3.000 Meter), damit er höher als der Moskauer Fernsehturm sei. Denn was ist ein Aleksander Puschkin gegen einen Friedrich Hölderlin! Ein wangenknochiger, kraushaariger Stümper.

Zugegeben, um 30 konnte ich mich noch durchaus für das eine oder andere Gedicht des schwäbischen Bürgersohnes erwärmen. »Täglich geh ich heraus, und such ein Anderes immer, / Habe längst sie befragt, alle die Pfade des Lands ...« Das schien sich doch gut mit der Verzweiflung und Unschlüssigkeit zu decken, die ich von mir selber kannte. Auch die seltene Mischung aus Einfalt, Schlitzohrigkeit und Hochmut im Tonfall imponierte mir. Aber in Hölderlins Fall stimmt es übrigens nicht. Er hat nie etwas »anderes« gesucht. Vielmehr suchte er »immer« nur sich selbst. Er war bis ins Mark eigensüchtig. Deshalb hat er mir auch als Charakter, soweit ich davon wußte, nie imponiert. Geldnot kannte er zeitlebens nicht. Bauern oder Handwerker, selbst die engen Bundesgenossen auf dem Stift, interessierten ihn lediglich, sofern sie lyrisch ausschlachtbar waren. Menschliche Nähe fürchtete er wie der Teufel das Weihwasser; zu Weibern natürlich erst recht. Die konnten von ihm aus alle »klanglos schlummern«, wie es in *Menons Klagen* weiter heißt. Sein einziges Trachten ging dahin, für seine wehleidigen Verse bewundert und mit Lorbeerkränzen überschüttet zu werden. Daß so einer, der es im Grund von Kind auf war, verrückt wird und in Türmen oder auf Zugspitzen endet, ist wohl kaum verblüffend.

Womöglich wenden Sie ein: da kann er ja nichts dazu – für seine Erbanlagen, seine Kinderstube (mit zwei verflucht früh verstorbenen Vätern und einer erdrückenden Mutter) und seine entnervende Schwärmerei. Das ist goldrichtig. Aber *ich* habe die Unfreiheit auf Erden oder gar im gesamten Kosmos nicht erfunden. Das waren die griechischen Götter, die Hölderlin so gern im Munde führte. Die Mutter hatte ihn unbedingt auf eine Pfarrstelle

hieven wollen. Dagegen wehrte er sich zäh und sogar erfolgreich. Gleichwohl frömmelte er in seinen Versen auch ohne Kanzel hartnäckig weiter. Möglicherweise hatte er seine Buchstabengläubigkeit unmittelbar von Martin Luther geerbt. Das Gesetz, die Schrift, die Form gehen erbarmungslos über alles. Sein Gedicht *Mein Eigentum* hebt mit folgenden vier Versen an. »In seiner Fülle ruhet der Herbsttag nun, / Geläutert ist die Traub und der Hain ist rot / Vom Obst, wenn schon der holden Blüten / Manche der Erde zum Danke fielen.« Viel geschraubter und umständlicher geht es nicht mehr. Warum schreibt er nicht einfach: »Der Herbsttag ruht in seiner Fülle. Die Trauben sind geläutert, die Haine leuchten vom roten Obst. Die ersten Blütenblätter fallen.« Er schreibt es nicht, weil es das Versmaß und seine Eitelkeit verletzen würde.

Vielleicht sollte ich mich lieber mit Hüten statt noch länger mit Hölderlin befassen. Der Grund wird Ihnen spätestens am Schluß dieses Beitrages einleuchten. Jedenfalls ist es ein dankbares Thema, sind doch alle die Kopfbedeckungen, die an Türme, Blumenbeete, Hütten, Lorbeerkränze oder Zugsitzen erinnern, kaum noch zu zählen. Hier scheint der niederländische Maler Dieric Bouts mit seinem um 1465 geschaffenen *Abendmahlsaltar* wohltuend heraus zu fallen. Er hat sich in diesem personalreichen Gemälde selbst verewigt, wie KennerInnen versichern. Obwohl bescheiden am Rande der heiligen Tafel versteckt, läßt sich der offenbar hagere Künstler kaum übersehen, trägt er doch eine leuchtend rote Mütze. Allerdings wirkt sie recht hoch, sodaß sie seinen erstaunlich langen Schädel fast bis zur Saaldecke streckt. Wahrscheinlich enthält sie zur Hälfte nur Luft, wenn nicht das viele Geld, von dem Bouts vermutlich träumte.

Einer der vielen brutalen Psychopathen auf dem preußischen Thron war Friedrich Wilhelm I., Regierungszeit 1713–40. Er soll ungefähr die Gestalt einer Dampfwalze besessen haben. Statt nun elegante Kopfbedeckungen zu sammeln und damit ein ganzes königliches Museum zu füllen, verfiel er auf die Idee, mindestens sechs Rheinische Fuß große Soldaten zu sammeln. Das entsprach knapp 1 Meter 90, für damals riesig. Am Ende umfaßte sein berüchtigtes Leibregiment der *Langen Kerls* gut 3.000 Personen, die man ihm in ganz Europa und sogar Übersee mit List und Gewalt und viel Geld zusammenge-
raubt hatte. Auf ihren Beruf oder ihre Verstandeskraft kam es dabei nicht an – Hauptsache lang. In diesem Sinne wissen heute auch alle Karikaturisten, wem der weiße Nord-amerikaner seine herausragende Stellung verdankt: seinem schwarzen Zylinder. Der Mensch ist nicht von Kopf bis Fuß auf Liebe eingestellt, vielmehr verlängerbar. In dieser Achse liegt sein ganzer Stolz. Unten tun es hohe Schuhabsätze oder notfalls Schuheinlagen, wie Schauspieler Heinz Rühmann (1,65) am Beginn seiner Laufbahn wußte; oben eben Hüte oder gar in »Pickeln« (Dornen) auslaufende Helme.

Die Krönung der Kopfbedeckung stellte freilich schon bei den alten Ägyptern die Krone dar. Die Leute, die dem steilhäuptigen Pharaos die Füße zu küssen hatten, durften allenfalls Mützen tragen. Zwar wurde oft betont, mit der Kopfbedeckung ziehe sich der Inbegriff von Amts- oder Manneswürde, zuweilen auch Rebellion, durch die Geschichte, doch die Frage der Länge kommt meist zu kurz. Hölderlins Halbgott Friedrich Schiller sah in dieser Hinsicht sonnenklar. Sein Tell weigert sich, jener von einem Hut bekrönten Stange, die für den kaiserlichen Landvogt Hermann Gessler steht, mit entblößtem Haupt seine Referenz zu erweisen, weil er sich nicht geringer vorkommt als ein Vogt. Er kann sich somit, den Hut ziehend, nicht kleiner machen. Zur Strafe verhöhnt ihn Gessler durch das Ansinnen, Tell habe seinem eigenen Sprößling ausgerechnet einen jede Wette hölderlinroten Apfel von der Birne zu schießen! Doch wir wissen es: Tells Armbrust zitterte nicht, er bewahrte ruhig Blut.

Dagegen zeigt uns Peter Härtling mit seinem *Hölderlin** einen in Tübingen studierenden dünkelfhaften Heißsporn. Damals hatten Hilfslehrer vor den Stipendiaten ihren Hut zu ziehen. Einem gewissen Majer mißfiel dies jedoch, sodaß ihm der junge Hölderlin eines schlechten Tages mitten auf der Münzgasse den Hut vom Kopf schlug. Majer wäre eben verkleinerungspflichtig gewesen. Einmal in die Senkrechte verlegt, kommt die Freiheit für Diener oder Knechte einer Senkpflicht gleich. Sollte die Kunst der Übertreibung im Infamen gipfeln, wurde sie übrigens von den Maoisten besser beherrscht als von den Karikaturisten. In der chinesischen »Kulturrevolution« zwangen die *Roten Garden* die gestürzten und geächteten Größen zum Tragen armlanger, spitzer Tüten, die »Schandhüte« hießen. Das hatte Bouts vorausgeahnt.

∞ Verfaßt 2023 • * Roman von 1976, hier dtv-Ausgabe München 1993, S. 142

Was den bekannten und beliebten **Gartenzwerg** angeht, will *Brockhaus* mir mit der Eröffnung schmeicheln, er sei um 1800 in Thüringen aufgekomen. Das könnte sogar stimmen. Keine 20 Kilometer südlich meines Wohnorts Waltershausen, also mitten im Thüringer Wald, liegt Trusetal, das mit Deutschlands einzigem *Zwergenpark* glänzen kann. Neben rund 2.500 Gartenzwergen und einer Bimmelbahn bietet diese »Erlebnisanlage« in der Zwergenschänke Bier und im Thüringer Gartenzwergmuseum Bildung an. Alles dreht sich um die niedlichen Wichte mit den roten Zipfelmützen, die einst ihre Vorbilder in fürstlichen Barockgärten hatten. Selbst in Goethes Werk sollen sie eingedrungen sein.

So witzig ist die Sache allerdings nicht. Zumal der positiv gestimmte Teilnehmer am Marktgeschehen unterschätzt oft, wie sehr einem Menschen allein eine ungünstige leibliche Mitgift das vom Positivisten verherrlichte Leben zur Hölle machen kann. Dazu zählt selbstverständlich auch die Kleinwüchsigkeit. Um die Paradebeispiele Lichtenberg, Leopardi und Napoleon zu meiden, führe ich dessen Zeitgenossen Johann **Gottfried Seume** an, einen später vor allem wegen seiner Reiseschilderungen weithin geschätzten Schriftsteller aus Kursachsen, der Napoleon im Juli 1802 sogar leibhaftig in Paris erblickte. Jene Reiseschilderungen kann ich nicht beurteilen. Dafür beging ich neulich den Fehler, Seumes »autobiografischen Bericht« *Mein Leben* zu lesen. Obwohl der Sohn eines verarmten, früh verstorbenen Land- und Gastwirtes lediglich 1,55 oder noch weniger maß, wurde er in mehrere Armeen gepreßt, was ihn sogar nach Nordamerika führte. Die Zwangsaushebung hinderte ihn freilich nicht daran, sich nach dem Offiziersrang und einem Adelstitel zu verzehren und zeitlebens sein Vergnügen am Schmieden militärischer Pläne zu finden. Seume ist leicht kränkbar, sucht stets Ersatzväter, darunter den russischen General Otto Heinrich von Igelström, dem er 1794, als Leutnant, in Polen bei der Aufstandsniederschlagung unter die Arme greifen darf. Auch das literarische Lob aus dem Munde des »großen Wielands« aus Weimar erhebt Seume, wie übrigens schon Kleist. Dafür brachte er in Liebesdingen kein Bein auf den Boden; als vergeblich Verehrte werden Wilhelmine Röder und Johanna Loth genannt.

Seume stirbt 1810, anderthalb Jahre vor dem berühmten Selbstmordpaar Kleist/Vogel, mit 47 an einem schweren Blasen- und Nierenleiden. Zudem hatte ihn die Gicht ereilt. Es heißt, als junger Mann sei er nie krank gewesen, aber ich habe den Verdacht, mit der »stoischen« Prosa seines Lebensberichtes suchte er seine große Verletzlichkeit zu verbrämen. Für mein Empfinden zeigt der Text einen seltsamen, krampfhaften, aufgesetzt wirkenden »trockenen« Humor. Besser gefällt mir Seumes langer Brief an Wieland vom Januar 1810, der schon fast nach Thoreau klingt. Darin gestattet sich Seume auch eine für jene Zeit erstaunliche Sprunghaftigkeit. Thoreaus Tiefgang erreicht er allerdings nicht.

∞ Verfaßt 2016

Brockhaus kennt physikalische und Kleidergrößen. Er kennt auch noch den Roman »Der große Gatsby«, die sogenannte Große Kreisstadt und sogar den krankhaften »Größenwahn« (vier Zeilen) – aber die Größe als ganz gewöhnliche weltumspannende **MeBlatte** für

die unterschiedlichsten soziologischen und psychologischen Phänomene scheint ein paar Nummern zu groß für ihn zu sein.

Kürzlich habe ich von der Abgrenzungssucht des zweibeinigen Tieres mit dem aufgeblähten Schädel gesprochen. Seine Wut, alles nach »kleiner als« und »größer als« zu sortieren und dabei ab- oder aufzuwerten, hängt sicherlich damit zusammen. Aber die *Größenwut*, wie man glatt sagen könnte, offenbart eine auffallende Begeisterung für den *quantitativen* Unterschied. Vermutlich war diese Begeisterung einst besonders durch das allgemeine Sichaufrichten angestachelt worden: plötzlich fand sich der Mensch auf zwei Beinen gehend und stehend wieder, wodurch er in der Lage war, jedem Köter, jedem wilden Eber und selbst noch jedem Schimpansen kurzerhand auf den Kopf zu spucken. Und kaum war er »seßhaft« geworden, fing das Wetteifern unter Nachbarn an, wer die größten Gladiolen, die längsten Salatgurken und die dicksten Kürbisse vorzuweisen habe.

In meiner Tanzstundenzeit, um 1965, hatte ich das Pech, bei dem Gerenne um die jeweilige feste »Tanzstundendame« über meine spitzen schwarzen Schuhe zu stolpern und nur noch eine zu ergattern, die mich um fast eine Handbreit überragte. Das trug mir Gram, Scham und schlaflose Nächte ohne Ende ein. Schließlich war es aber nicht mehr länger aufschiebbar, sich auch mal einen richtigen Kuß zu geben, nicht nur Komplimente. Zu diesem Zwecke wußte ich es immerhin beim Spaziergang durch die Karlsau so einzurichten, daß wir zufällig hart neben einem Baumstumpf verzückt innehielten und unser sittsames Händchenhalten unterbrachen. Schon hatte ich den Baumstumpf erklommen und zog die Braut mehr vor Angst als vor Begierde zitternd an mich. Ihr Name fällt mir, ehrlich gesagt, beim besten Willen nicht mehr ein. Erfreulicherweise bestand sie später nicht darauf, mich nach dem Küssen auch noch zu heiraten.

Als ich mich gegen 2000 als Erzähler versuchte, litt ich eine Zeitlang daran, keinen Roman zustande zu bringen. Ohne Roman wird noch zur Stunde kaum ein Nachwuchsschriftsteller wirklich ernst genommen. Dabei kommt es freilich am wenigsten darauf an, *was* die Talente *wie* in ihrem Roman zu sagen haben. Der Umfang macht es. Der Markt will »Lesefutter«. Die LeserInnen erwarten für ihre 19,80 Euro einen Text, der sie mindestens 21 Abende lang noch für ein halbes Stündchen zwingt, die Augen offen zu halten. Zum Glück ist der Mensch mit Neugier und der Entschlossenheit geschlagen, nie die Hoffnung aufzugeben. So quält er sich durch den ganzen Wälzer und hofft noch auf der vorletzten Seite, jetzt käme endlich das, was ihm die Werbung versprochen hat.

Das **Hochhaus** ist ein vertikaler Zwitter, nur nicht so preiswert und ungefährlich wie das bekannte Mittagmahl *Himmel und Erde*. Es gehört zugleich der Sphäre Bodenspekulation (Grundstückspreise!) und der Sphäre Größenwahn an. Von beiden Gesichtspunkten zeigt sich die Spalte im *Brockhaus* so gut wie unbeleckt. Immerhin erwähnt er die »repräsentativen« sogenannten Geschlechtertürme in Städten des italienischen Mittelalters und teilt außerdem mit, der Ausdruck »Skyscraper« (Wolkenkratzer), für mich geradezu genial, sei um 1880 in den USA aufgekommen. Einige schnödere Probleme des Hochhausbaus opfert er der Platznot, wenn nicht seiner Kurzsichtigkeit. Sie werden beim »Experten« Dirk Meyhöfer (geb. 1950) angedeutet, obwohl er offensichtlich ein Fan von Hochhäusern ist.* Mit dem Architekten Werner Sobek weist er etwa auf die heiklen Fragen des Wasserdrucks in den Versorgungsleitungen, der Koordination der Aufzüge für Legionen von BewohnerInnen, allgemeiner auf den hohen Energieverbrauch, schließlich auf Windböen hin. Ein 800 Meter hohes Gebäude könne unter Umständen eine Auslenkung von einem Meter und mehr haben.

Natürlich bleibt auch nicht aus, daß der studierte Architekt und Stadtplaner Meyhöfer die WTC-Doppeltürme von New York City, damit die politische Sphäre streift. Sie seien 2001 »als Machtsymbole des kapitalistischen Westens von Terroristen mit entführten Flugzeugen zerstört« worden. Ich kenne einige andere Experten, möglicherweise etliche Tausend, die es für unmöglich halten, solche Wolkenkratzer durch Flugzeuge oder gar durch Bürobrände zum nahezu senkrechten Einsturz zu bringen. Den zeigen ja die vorhandenen Filme. Somit bleibt eigentlich nur die Sprengung. In der Tat stürzte damals auch der benachbarte Turm WTC 7 ein, obwohl er noch nicht einmal von einem blinden Geier getroffen worden war. Meyhöfer kann dem Vogel glatt die Hand reichen.

Mag in der Hochhausbranche auch um jeden Quadratzentimeter Grundstück gefeilscht werden – in der Höhe scheut man keine Kosten. Und die Kosten für solche kühnen, anfälligen Gebäude, die inzwischen schon 400 bis 900 Meter messen, dürften, volkswirtschaftlich betrachtet, riesig sein. Aber das Volk findet es in Ordnung. Auch Meyhöfer verliert über diesen Gesichtspunkt so gut wie kein Wort. Dafür versichert er, rein theoretisch seien inzwischen sogar 2.000 Meter hohe Häuser kein Problem mehr. Nur müsse es vielleicht doch nicht unbedingt sein. Er nennt gemischte oder alternative Konzepte des Städtebaus – die Städte selber, als immer ausgedehntere, furchteinflößende Zusammenballungen, kratzt er mit keinem Komma an.

Mit den Flugzeugen drängt sich noch ein Gesichtspunkt auf, den ich neulich in meiner kleinen Betrachtung über Türme vernachlässigt habe. Allerdings steckt er in

meinen Bemerkungen zur ungehemmten Verkleisterung von Hauswänden, Friedhofsmauern, Alleebäumen und so weiter, siehe bei Bedarf unter »Raum, Öffentlicher«, so mein Stichwort. Nun geht es um die unbedenkliche Beschlagnahme des Luftraums. Meines Wissens gibt es keine eingetragene bundesdeutsche Partei, die in ihrem Programm davor warnte. Der Luftraum scheint den BürgermeisterIn, den Staatsministern und selbstverständlich der Industrie zu gehören, die sich beispielsweise an Windrädern, Hochhäusern und am gesamten Luftverkehr eine goldene Nase verdient. Über meinem Häuschen kreuzt alle paar Wochen ein wohl aus Gotha kommender Hubschrauber auf, der anscheinend mit Nachwuchspiloten Nachtflug trainiert. Es ist jedesmal die Hölle, 20 bis 30 Minuten lang. Gegen Friedrichswerth (im Norden) bietet sich mir beim Radausflug eine langgestreckte Anhöhe dar, die mit Dutzenden Windrädern gespickt ist. Der ekelhafte Anblick weckt den Fluchtinstinkt, doch die BetreiberInnen versichern mir, wenn ich stets 150 Meter Abstand hielte, würde ich nicht vom Sattel geblasen. Hätte ich den routierenden Schatten eines solchen riesigen Masten in meinem Garten auszuhalten, würde ich mich mit verzweifelter Hechtsprünge zu meinen Maulwürfen in die Erde eingraben. Aber der amtliche Irrsinn der Väter und Mütter unserer Unmengen an Energie verschlingenden Großstädte hat Methode. Sie ruhen erst, wenn die »Skyline« ihrer Städte keine Lücken mehr aufweist, also einem erdballumspannenden Nagelbrett für die fürs Sonnensystem zuständigen Fakire Gottes oder des Satans gleicht.

15 Seiten weiter macht uns *Brockhaus* mit der südungarischen Zungenbrecher-Stadt **Hódmezővásárhely** bekannt, 5 1/2 Zeilen. 1987 habe sie 54.000 EinwohnerInnen aufgewiesen. Dabei war sie im 18. Jahrhundert von den Türken zweimal zerstört worden! Vielleicht hätte man den Türken dafür einen Umweltschutzpreis verleihen sollen. Das wollten die Ungarn aber nicht – sie bauten die Stadt immer wieder auf. Allerdings gibt es noch Hoffnung. Laut englischer *Wikipedia* hat die Stadt inzwischen 44.000 EinwohnerInnen, folglich schon 10.000 weniger.

∞ Verfaßt 2022

* Dirk Meyhöfer am 23. Oktober 2022: <https://www.deutschlandfunk.de/hochhaeuser-megahaeuser-high-rises-zwischen-himmel-und-erde-100.html>

Siehe auch → David & Goliath → Fortschritt, Di (Stufenleiter) → Geld, Tauschland (Kindheit) → Mammutisierung → Ruhm → Blog R.: Erzählung *Zora packt aus*, Kap. 13 (Phallokratisches)

Über die merkwürdige Person des havelländischen Malers **Karl Hagemeister** (1848–1933) verraten die neun Zeilen von *Brockhaus* keinen Hauch. Das Lexikon bildet nur ein wogendes Seestück von ihm ab. Das dürfte jedoch (1911) auf Rügen entstanden sein, während Hagemeister immer fest in der Gegend um Werder an der Havel verwurzelt blieb. Er war durch und durch Landschafter, dazu Jäger, Segler und Obstbauer. Eine kenntnisreiche Schilderung des schwächlichen Künstlers, der zum Eigenbröteln neigte, liefert der Berliner Kunstkritiker Karl Scheffler, der öfter zu Hagemeister aufs Land fuhr und der wohl auch an dessen spätem Ruhm mitgedreht hatte, in seinen Erinnerungen.* Die kann man überhaupt empfehlen, war Scheffler doch ein kluger Beobachter und ein ausgezeichnete Stilist.

Eine Zeitlang hatte Hagemeister mit dem geringfügig älteren Maler Carl Schuch einige Europareisen unternommen, dann auch in Werder sehr bescheiden in einem niedrigen Häuschen zusammengelebt. Der enge Freund starb aber bereits 1903. Schuch hatte noch geheiratet; bald darauf war er »gemütskrank« und in eine Heilanstalt gesteckt worden. Vielleicht deshalb: wegen der Heirat. Ob die Freundschaft mit Hagemeister vielleicht einen homosexuellen Zug hatte, verrät auch Scheffler nicht. Um 1912 nahm sogar der halbwüchsige Prinz Friedrich Leopold von Preußen bei Hagemeister Unterricht – und der soll durchaus homosexuell gestimmt gewesen sein. Aber das beweist natürlich wenig. Scheffler meint, Hagemeister habe sich in dieser vorübergehenden Lebensgemeinschaft eher in einer mütterlichen, dienenden Rolle gefallen. Er kochte, schoß Enten, besorgte Leinwand und Farben, griff in die Ruder – alles dem kränklichen und nervösen Freund Schuch zuliebe. Von Sex ist nicht die Rede, aber von Texten. Hagemeister in einem Brief an Scheffler: »Ich habe eine gute Gewohnheit, die darin besteht, schon zum Kaffee etwas Gutes und Schönes zu hören. Es stammt diese Gewohnheit aus der Zeit, wo ich mit Schuch zusammen war. Jeden Morgen hatten wir ein Gespräch, oder er übersetzte mir etwas, einen Brief von Millet oder anderes. So waren wir des morgens schon freudig zur Arbeit gestimmt ... Es trifft sich oft, daß man kurze Abhandlungen, ein paar Seiten findet, die, zur Naturstimmung hinzukommend, einem den ganzen Tag zum frohen Schaffen werden lassen.«

Wie auch immer, scheint Hagemeister »nach Schuch« stets »Junggeselle« geblieben zu sein. Überdies, so versichert Scheffler, sei er auch dann, als Ruhm und Rubel an den Schwielowsee rollten, seiner anspruchslosen Lebensführung treu geblieben. Just um 1912 hatten sich plötzlich die Berliner KunsthändlerInnen um ihn gerissen. Zwar legte er den neuen Geldsegen gut an, doch die Inflation um 1922 fraß diese Beute trotzdem. Hagemeister klagte und verbitterte freilich nie. Er wurde stolze 85, obwohl ihn im Alter

Krankheit heimsuchte. Immerhin konnte er sich mit Genugtuung sagen: Jetzt stehst du im Lexikon und die Dorfleute gehen nicht mehr an dir vorbei, als seist du eine Vogelscheuche. Sie sagten jetzt »Herr Professor« zu ihm, denn dazu hatten ihn die Berliner Kreise um Prinz Leopold, wie ich annehme, ernannt.

1890 oder 91 war übrigens ein anderer junger Maler am Schwielowsee zu Schaden gekommen. Diese Episode streift Scheffler erstaunlich unsentimental. Leider nennt er keinen Vornamen. Es war im Winter, und »der junge Froberg«, ein Lieblingsschüler des Berliner Kunstgewerbeschullehrers Max Koch, sei mit ein paar Freunden zum Eislaufen herausgekommen. Hagemeister, erfahrener Wetterfrosch, riet dringend ab. Sie hätten seine Warnung jedoch in den Wind geschlagen. Prompt brach Froberg ein und ertrank.

∞ Verfaßt 2019

* Karl Scheffler, *Die fetten und die mageren Jahre*, Leipzig / München 1946, S. 106–18

Hände

In der aufschlußreichen Broschüre *Puppen und andere Spielwaren aus Waltershausen* von 1986 hat mich ein Foto aus der hiesigen größten Puppenfabrik besonders belustigt. In dieser aus rotem Backstein gemauerten Fabrik hausen seit 2003 Kommunarden. Damals jedoch liefen dort noch die berühmten *biggi*-Puppen vom angeblich volkseigenen Band. Eine gutgepolsterte, wuschelköpfige Dame im geblühten Kittel zieht ein Schmollmündchen, während sie aus ihren Kulleraugen den gleichfalls dunkelhaarigen Puppenkopf begutachtet, den sie in Händen hält. Ein Bewunderer textet: »Die Meisterin vom Montageband – sieht sie nicht wie ihre Puppen aus?«

Ja, das könnte bald unser aller Schicksal sein: zu Puppen zu mutieren. Aber ich will nicht gleich zu allgemein werden. Hoffentlich lebt die Meisterin nicht mehr, denn ich muß ihr zudem Wurstfinger bescheinigen. Dafür kann sie allerdings nichts. Zur Strafe hat der Zufall auch mich mit den falschen Händen ausgestattet. Das wäre also, nach der Singstimme, schon wieder ein körperlicher Makel an mir. Jedenfalls passen meine Polstererpranken nicht gut zu dem ganzen Rest. Für KlavierspielerInnenhände würde ich meine Spanische Gitarre verkaufen. Aber sie sind selten. Bölls Hans Schnier – ein gitarrespielender Clown – bescheinigt Männerhänden allgemein die Beschaffenheit angeleimter Holzklötze. Zu allem Unglück sind Hände auch noch verteuftelt schwer zu malen, wie sich bei jedem Rundgang in einer Gemäldegalerie überprüfen läßt. Das Wiener

Kunsthistorische Museum hat zum Beispiel ein Porträt zu bieten, das der Niederländer Anthonis Mor 1549 anfertigte. Weit entfernt, Holzklötzen zu ähneln, hängen die Hände des dargestellten Herrn Antoine Perrenot de Granvelle an seinem schwarzen Rock herab wie plattgeklopfte Euter von Zwergziegen. Von solchen Witzfiguren mußten sich Mor und Kollegen aushalten lassen! Besonders bedauernswert sein spanischer Kollege Bartolomé Esteban Murillo, der sein hübsches Gemälde *Buben beim Würfelspiel* verdarb, indem er die Buben mit Krallen statt Händen ausstattete. Das um 1670 geschaffene Werk hängt in der Münchener Alten Pinakothek. Angesichts dieser Mißgeburten an den Ausläufern unserer Arme verfuhr Welskopf-Henrichs Rose des Indianerreservats Queenie King nur folgerichtig, wenn sie ihren zudringlichen angesoffenen Nachbarn Harold Booth mit dem Messer an ihre Hüttenwand nagelte: durch die Hand gestochen. Er hätte sie andernfalls vergewaltigt.

Um auch ein »positives« Beispiel, also eine gelungene Darstellung von Händen anzuführen, will ich ein Werk des schwedischen Malers und Kunstschriftstellers Sven Richard Bergh erwähnen, das mir in meinem *Brockhaus* (Band 3 von 1987, S. 120) aufgefallen ist. Das Gemälde von 1886 zeigt *Die Frau des Künstlers* – wohl Helena Maria Klemming (1863–89). Die Ärmste, so hübsch sie auch war, wäre also ebenfalls eine Kandidatin für mein inzwischen zurückgezogenes *Lexikon der Frühverstorbenen* gewesen. Auf dem Bild liegen ihre Hände, mit den Innenflächen nach oben, leicht gekreuzt auf ihrem Schoß, wohl im Rahmen einer Näharbeit. Ob ihr Bildner sie immer so gut behandelte, wie ihm ihre langfingrigen Hände gelangen, steht natürlich auf einem anderen Blatt.

Wichtiger als dieses eine Gemälde ist allerdings der Vorzug von Händen überhaupt. Denn daran wird neuerdings kräftig gerüttelt. Mit der Ausrufung der jüngsten sogenannten Pandemie war das bekannte – und vor allem in der ehemaligen DDR beliebte – Händeschütteln plötzlich tabu. Das muß man sich einmal klarmachen! Durch Jahrtausende hinweg waren Hände ein auszeichnendes Instrument oder Symbol menschlichen Vermögens und Sichverbindens. Der »Handschlag« besiegelte sogar Verträge. Das »Handauflegen« heilte; zuweilen be- oder verzauberte es auch. In der Puppenfabrikkommune war es selbstverständlich, sich bei feierlichen Anlässen, im Kreise, bei den Händen zu halten. Durch die Hände verströmt und vermischt sich das Leben. Jetzt sollen wir aber tot sein.

Der letzte Satz ist vielleicht zu verwaschen. Gewiß wünschen uns die großen DrahtzieherInnen leblos wie Puppen oder Marionetten, aber das dient gerade der Abschaffung des Todes. Als Puppen, Computermäuse oder Schaltkreise sind wir unsterblich. Damit spiele ich auf den Zusammenhang mit weiteren Abschaffungen an,

denen wir seit einigen Jahrzehnten beizuwohnen haben. Meines Erachtens ist er offensichtlich. Abgeschafft werden: die Nähe, das Herzliche, das Körperliche, der Raum, die Gestalt und dergleichen mehr. Alles, was sich nicht zeitlich, nämlich digital, erfassen und steuern läßt, wird abgeschafft. Diese Warnung, »Zeit frißt Raum!«, predige ich seit Jahren. Mit der Gestalt wird übrigens auch die Melodie abgeschafft, wie ich gewissen Musikern beiläufig bestätigen möchte. Nämlich: von ihnen.

Ich führe zum Abschluß noch ein anderes bedauerliches Opfer der Abschaffung des Raumes an. Es ließ sich einstmals fast so gut wie ein gediegenes Buch zur Hand nehmen. Sie erraten es? In meiner Jugend brauchte man nur eine gut gemachte, nicht zu großformatige und noch nicht mit scheunentorgroßen Bildern überladene gedruckte Zeitung aufzuschlagen – schon war der Raum, ja das Universum eröffnet. Da konnte man seine Blicke schweifen lassen und sich genießerisch für das eine oder das andere entscheiden. Versuchen Sie das einmal am Bildschirm! Sie scrollen und klicken und hüpfen wie ein Affe im Zoo. Sie steigern das Tempo, weil Sie ja sowieso keine Zeit haben. Aber gerade die uhrenhafte, absolut gleichförmige, lineare »Zeit« war es, die den gedruckten Zeitungsraum zerstörte. Der dreieinige Gott des Computers heißt Abfolge–Reihung–Durchgang. Den Glauben, auch in einer Internetzeitung könnten Sie noch verweilen oder in Vergangenes tauchen, werden Ihnen spätestens die Laufzeilen und Schilder über das gerade »Neuste« rauben, die den Bildschirm und Ihre Stirn unablässig mit Zecken spicken. Durch seine hartnäckige ständige »Aktualisierung« wird Ihnen der Webmaster der Internetzeitung das Denkvermögen aus dem Hirn saugen und Ihnen dafür das Gefühl einimpfen, alles sei gleichermaßen wichtig wie belanglos. Das ist die ideale Grundlage für das Mitwirken der Schafsköpfe zu Hause an der Politischen Willensbildung und den Staatsgeschäften. Es beläuft sich aufs Glotzen.

∞ Verfaßt 2022

Handwerk

Der Klavierhimmel funktioniert Mein Chef sieht mich an und nickt zur Kaminecke. Dort haben wir in Kopfhöhe den Wickler des Schnurzugs gesetzt. Ich löse die Schnur. Unterdessen blicken mein Chef und die Dame des Hauses gebannt zur Salondecke, wo der bis dahin gebündelte Klavierhimmel schaukelt. Nun entfaltet er sich, während ich vorsichtig

Schnur nachgebe, bis er in eleganter, leicht gewellter Ausladung über dem spiegelnd schwarzen *Bösendorfer*-Flügel zur Ruhe kommt. Der Klavierhimmel funktioniert.

Mein Chef ebenfalls, denn er läßt sich sein Aufatmen nicht anmerken. Aus »gecrashter« Seide genäht, scheint sich mit unserem Klavierhimmel die Haut eines Pfirsichs unter der beigen Salondecke zu kräuseln. Meinem Chef winkt ein Scheck über rund 700 Euro aus ihm. Die Dame des Hauses drückt ihr Entzücken durch einen geschmackvollen Aufschrei aus und ruft dann nach »Debbi«, um sie erneut auf den Klavierschemel zu komplimentieren. Für ihre 19jährige Magerkeit trägt Tochter Deborah die Nase erstaunlich hoch. Während sie hämmernde Kadenzen aus Liszts Faust-Sonate wiederholt, schlendern wir zu dritt durch die Zimmer und Geschosse der alten Jugendstilvilla, die sich zum Lobpreis der 450 Euro, die hier ein Quadratmeter Erde kostet, südlich von Darmstadt über der Bergstraße erhebt. Dabei halten mein Chef und seine Stammkundin immer wieder inne, um ihre Ohren zu spitzen. Jedesmal nicken sie sich einverständlich zu: es klingt jetzt viel gedämpfter! Das nämlich war der Zweck der Erfindung.

Ich trotte hinter den beiden her, sage mir, Einbildung sei auch eine Bildung, und lasse meine Blicke über allerlei alte Bekannte schweifen: Sofas oder Sessel, die ich eigenhändig bezog. Allerdings sind sie mit sogenannten Hussen (Häusern) bekleidet. Es handelt sich um abnehmbare und der Reinigung fähige Schonbezüge, die recht schwierig zuzuschneiden und zu nähen und entsprechend teuer sind. Hier stehen sie den eigentlichen Bezügen der vielen erlesenen Polstermöbel an Kostbarkeit kaum nach. Und da doppelt mehr hermacht, ließ die Dame des Hauses auch die Hussen noch verdoppeln. Solange die mächtigen Bäume in ihrem Bergpark draußen noch kahl sind, weisen all die Sofas und Sessel die Hussen mit der winterlichen Ausstrahlung auf. Die anderen, die fürs Empfinden der Dame des Hauses den Sommer atmen, liegen frisch gereinigt in der Wäschekammer, um ihrer Wiederauferstehung an Ostern entgegen zu sehen.

»Laßt sie doch!« hatte sich der Chef die Hände gerieben, als er seinen Leuten den Hussen-Auftrag erläuterte. »Davon leben wir schließlich. Am besten, ich schlage ihr demnächst auch noch Hussen für gute und für schlechte Laune vor ...«

Das war ohne Zweifel hübsch gescherzt. Jetzt finden wir uns wieder unter dem neuen Klavierhimmel ein, um unser Werkzeug zusammen zu räumen. Debbi hat sich bereits zurückgezogen. Der Deckel des Flügels steht schräg. Auf dem Couchtisch liegt das *Darmstädter Echo*. Zum Weihnachtsfest hatte das Blatt wie immer einen Spendenaufruf erlassen, um ein paar arme alte Leute mit warmen Socken und einer Dauerwurst erfreuen zu können. Ich wüßte sie unter einem schönen Klavierhimmel zu bewirten. Wenn sie mal

müßten, könnten sie dies, mit den Beinen baumelnd, auf dem Rand eines echten *Bösendorfers* tun.

Die Anekdote deutet schon an: als Raumausstattermeister, Restaurator und Schmeichler ist mein Chef ein As. Entsprechend erfreut er sich eines zahlungskräftigen Kundenkreises. Die Bergstraße ist dafür das geeignete Pflaster. In jeder zweiten Villa sitzt ein hohes Tier. Als die 17jährige Tochter eines *Merck*-Managers (Pharmazie), die bei klarem Wetter die Türme des Wormser Doms hätte zählen können (sechs), vom Grufti-Ruf ereilt wurde, schwärzte sie eigenhändig ihre Zimmerwände, fand aber erst Ruhe, als wir auch die Heizkörper umlackierten und schwarze Innenjalousien anbrachten. Die Fensterscheiben zu streichen, wäre lohnkostengünstiger gewesen. Ein Dr. Soundso, der nach Feierabend bevorzugt in einem von mir restaurierten Napoleon-III-Armlehnstuhl aus Nußbaum sitzt, ist Vizepräsident der Frankfurter Bundeszentralbank, wohnt allerdings im Grünen. Da heißt es sich vorher stets kämmen, denn auch dort hängen Überwachungskameras.

Der Erfindungsreichtum meines Chefs erweist sich gleichermaßen verblüffend am Werkstück wie auf Kundenfang. Jetzt hat er mit Maler P. eine gemeinsame »Vernissage« auf dessen verwunschenem Mühlengrundstück ausgeheckt. So karren wir am gewählten Juniwochenende mit unseren Lieferwagen Antiquitäten und Dekorationen im Wert von rund 100.000 Euro in den Odenwald, um damit des Malers Bachufer, Kräutergarten, Hofpflaster, Scheune zu verzieren. Während sich ein zebraartig bezogenes »Hirschsofa« vom Bootsteg aus auf die gelben Teichrosen zu stürzen droht, schaukeln in den Eschen bunte Kissen und Tapetenbahnen wie Papageien. Unter der Hoflinde demonstriert Geselle R. die »Pikierung« eines Stuhlpolsters mit Roßhaar. Die an der Landstraße aufgefädelten Limousinen der steinreichen Kunden lassen gerade noch die Lokalpresse vorbei.

Der eher stümpernde Maler entpuppt sich als begnadeter Tenor, in dessen Atelier das Klavier nicht zufällig auf dem Podest steht. Es kommt sogar ohne Klavierhimmel aus. Nun zieht der Maler, von einem geschulten Gast begleitet, mit betörendem Silberklang die Müllerinnen oder Monde aus dem Schubert. Alle Rotkehlchen werden vor Neid ganz gelb. Unsere Chefin schlägt ihre Augen dankbar zum Abendhimmel, weil Gott an diesem Tag nicht eine Träne der Rührung vergoß. Er segnete ausgefallene Geschäftsideen schon immer.

Das **Zählen** ist der einzige irdische Bereich, in dem die Menschen immer und stets problemlos zu Übereinstimmung kommen. Hebe ich meine gespreizte Hand, zweifelt niemand daran, daß sie fünf Finger besitzt. Betreibe ich, wegen der Pelze, eine Siebenschläferfarm, werde ich mich selbst mit einem Inspektor des Landwirtschaftsministeriums (das mich subventioniert) darauf einigen können, ich hielte in meinen Käfigen derzeit 496 Tierchen, denen ich früher oder später das Fell über die Ohren zu ziehen gedächte.

Allerdings muß die Voraussetzung einer klaren Eingrenzung oder Definition der zu zählenden Objekte gegeben sein. Eine Zaunlatte ist eine Zaunlatte, das weiß jeder – somit zählen wir an Ihrem Garten 187 Latten. Auch bei dem Inspektor und mir dürfte gesichert sein, daß wir unter »Siebenschläfern« dieselbe Tierart verstehen. Heikel wird es mitunter bei Demonstrationen. Die AnmelderInnen und die Polizei kommen beim Zählen der TeilnehmerInnen oft zu unterschiedlichen Ergebnissen, weil AusländerInnen und Großmütter für die Polizei nicht unter die Demonstranten, vielmehr unter die Abschiebekandidaten der betreffenden Stadt fallen. In Stuttgart müssen besonders viele AusländerInnen und Großmütter leben, wie sich im Herbst 2010 bei den massenhaften Protesten gegen das Bahn- und Wahnprojekt *S 21* zeigte: die Polizei zählte sie nie mit.

Eine Erklärung der Wurzeln des Zählens wie auch seiner Verlässlichkeit ist mir in noch keinem klugen Buch begegnet. Sollten sie als ähnlich selbstverständlich erachtet werden wie das Zählen selbst? Ich nehme an, sie stecken in unserem Körper, der sich vor einigen Hunderttausend Jahren zum Aufrechten Gang entschlossen hat. Die erste *Eins* sind wir. Betrüblerweise können wir uns sogar *einsam* fühlen, wenn wir inmitten einer Horde leben. Die Horde besteht aus 25 oder aus knapp sieben Milliarden *Einzigen*, je nach dem. Damals, als es noch eher 25 waren, fing die Sache mit der Abgrenzung und dem *Mehr* an. Die Freunde mußten von den Feinden unterschieden werden; die Jagd vom Ackerbau; der Krieg vom Frieden. Zählen verliert: »die Guten ins Töpfchen, die Schlechten ins Kröpfchen«, wie es in einem bekannten Märchen heißt. Was überwiegt? stand jetzt die Frage. Welche Seite ist stärker? Nicht nur Linsen, auch Tote und Nochwehrtüchtige können ja gezählt werden.

Wie Roger Caillois in seinem gut 50 Jahre alten Klassiker über *Die Spiele und die Menschen* andeutet, fielen die Zahlen nicht gleich so brutal vom Himmel oder von den Pyramiden, wie sie uns im Kapitalismus zusetzen. Die ersten Pythagoräer hätten beispielsweise noch konkrete Zahlen benutzt. Diese Zahlen besaßen Form und Gestalt, etwa von Dreiecken oder Achtecken. Außerdem hätten ihre Zahlen Sequenzen gebildet, »die durch die Beziehung der drei musikalischen Hauptakkorde beherrscht wurden. Schließlich waren sie mit unterschiedlichen Kräften begabt. Die 3 entsprach der Ehe, die 4

der Gerechtigkeit, die 7 der Gelegenheit ...« Noch heute wittern die Siebenschläfer jede Chance, eine kostenlose Unterkunft bei einem Menschen zu finden, den sie terrorisieren dürfen. Was die Zahlen verschärft, ist ihr Abstraktionsgrad. Der Nato-Bomberpilot, der dem libyschen Volk die Freiheit bringt, bekommt die verbrannten oder fehlenden Gesichter der 27 Toten, die er auf dem Gewissen hat, nie zu sehen. Für ihn sind sie Statistik.

Die Unangefochtenheit des Zählens ist umso bedauerlicher, als das Zählen in einer nichtkapitalistischen Gesellschaft völlig überflüssig wäre. Wird nicht mit dem Ziel produziert, zu tauschen und aufgrund dieser Transaktion einen Gewinn zu erzielen – was sollte ich da noch zählen? In einer egalitären Gesellschaft (die kein Privateigentum an Produktionsmitteln kennt) wird geteilt statt getauscht. Der Gedanke des Äquivalents (für die drei Siebenschläferpelze erwarten wir sieben Pfund Kirschen) ist ausgestorben. Selbst für die Planwirtschaft, die DDR-BürgerInnen genossen oder verwünschten, hat die egalitäre Gesellschaft keinen Bedarf. In jener waren das Zählen und das Züchtigen selbstverständlich unverzichtbar. Wer die Pläne gestaltet und verwaltet, beherrscht die Menschen.

Die Menschen, wie sie sich unsereins erhofft, nehmen ihre Belange in die eigenen Hände und peilen »Bedarf« über den Daumen an. Sie sind bescheiden, umsichtig, hochherzig, hilfsbereit. Mangelt es in einem Jahr an Kirschen, geben sie sich mit Kartoffeln zufrieden. Geht der benachbarten Lebensgemeinschaft der Traktor kaputt, kommen sie entweder mit ihrem eigenen Traktor oder in Kompaniestärke angerückt, um die Kartoffellese zu gewährleisten. An wessen Tisch in der Arbeitspause Streuselkuchen gegessen wird, und wer diesen Kuchen gebacken hat, ist unwesentlich, denn allen gehört alles. Das Zählen ordnet zu. Das Zählen spaltet. Es ist die furchtbare Waffe der Eigennützigen.

∞ Verfaßt 2011

Die meisten HandwerkerInnen würden sich nackt fühlen, ragte ihnen nicht aus irgendeiner Tasche ein **Zollstock** heraus. Der Diplomatenkoffer meines letzten Chefs – ein Raumausstattermeister – hieß im Belegschaftsjargon *Ausmeßkoffer*. Er hatte stets drei Zollstöcke zu enthalten, weil der Chef mindestens einen davon garantiert beim Kunden liegen ließ. Damit drohte er nichts Geringeres als seine Seele zu verlieren.

Der Bodenverleger wird vielleicht einwenden, bevor er Linoleum bestelle, komme er nicht umhin, das betreffende Zimmer genau auszumessen. Das trifft sicherlich zu –

solange wir Geldwirtschaft haben und Linoleum sündhaft teuer ist. Wenn nicht, täte es doch eigentlich auch ein Abmessen mit Schritt und Fuß. Was die Volkswirtschaft allein durch die Einstellung der Produktion von Zollstöcken, Bandmaßen und Laserstrahl-Meßgeräten einsparte! Da fielen ein paar Fuß Linoleumverschnitt gar nicht mehr ins Gewicht.

Das gleiche gilt selbstverständlich auch für andere Meßgeräte wie beispielsweise Waagen. In den vier zentralen *Depots* der thüringischen Zwergrepublik *Konrätelust*, wo ver- und geteilt statt verkauft wird, ist es völlig wurscht, ob einer für seine Wohngemeinschaft drei oder vier oder 3,27 Pfund braunen Rohrzucker mitnimmt. »Bummelt« er auf seinem Fußweg zum Depot, bricht die Republik auch nicht zusammen. Wir dagegen beten die Beschleunigung und infolgedessen Uhren an. Um eine Wiese abzuschreiten, brauche ich Zeit. Da aber Zeit Geld geworden ist, nehme ich das Bandmaß oder den Laserstrahl – deren Erfindung, Entwicklung und Herstellung ihrerseits Zeit kostet. Alle antiquierten Maßeinheiten waren dem menschlichen Körper oder dessen sinnlichem Wirkungsbereich entlehnt: Tagesritt, Elle, Fuß, Zoll. Ein Zoll maß ungefähr eine Daumenbreite. Aber auch Sack, Faß, Eimer. Jeder wußte, wie schwer ein Eimer mit Wasser oder Getreidekörnern war.

Nun sehe ich durchaus ein, daß man die Höhe eines zu errichtenden Wolkenkratzers nicht in Ellen und den Bedarf an Beton nicht in Fässern angeben kann. Sehe ich aber den Wolkenkratzer ein? Ist er beherrschbar? Ist er unverzichtbar? Entsprechendes gilt für Errungenschaften der Verkleinerungskunst, etwa die Armbanduhr, das Handy oder das Speicherkärtchen im Format eines Fingernagels. Sowohl diese Miniaturen wie der Wolkenkratzer und der Genfer »Teilchenbeschleuniger« sind Ausgeburten krankhaft quantitativen Denkens. Sie stehen und fallen mit genauster Meßkunst, während es bei den Balken und Pfosten des Germanischen Langhauses aus der Jungsteinzeit und noch der Bauernhäuser unseres Mittelalters auf ein paar Zentimeter nicht ankam. Das ließ sich ausgleichen – und wenn nicht, stürzte das Haus auch nicht ein. Es war lediglich geringfügig schief.

Das gleiche gilt für Möbel oder Leiterwagen. Heute jedoch kommt es auf Bruchteile eines Millimeters an, weil die Quantifizierung aller Produktion zur Freude der Fabrikanten und AktienbesitzerInnen die Normierung aller Produkte ermöglichte; und umgekehrt. Nur das Normierte ist wiederholbar. Nur das Normierte gestattet Massenproduktion. Nur das Normierte machte uns zu einer grauen Masse, in der ein jeder gegen jeden anderen austauschbar ist – gerade so wie die Ersatzteile der Maschinen, deren Anhängsel wir

geworden sind. Nur der normierte Mensch kann nach Strich und Faden belogen und gnadenlos ausgenutzt werden. Er läuft reibungslos – mit.

∞ Verfaßt um 2007

Eine schöne Ehe Vor rund 100 Jahren kam der dritte Band von *Meyers Großem Konversationslexikon* heraus. Danach hat es im Jahr 1903 bereits mehrere Formen der Brotschneidemaschine oder auch des Brothobels gegeben. Rund 60 Jahre später strahlte meine selige Großmutter Helene wie eine Königin, weil sie aus den Händen ihres Gatten Heinrichs zum soundsovielten Hochzeitstag eine elektrisch betriebene Brotschneidemaschine empfing. Damit hatte sich das lästige Kurbeln erübrigt. Jetzt brauchte sie bloß noch die Scheibenstärke einzustellen – und schon sah ich die Brotscheiben für eine große Familie (mein Vater hatte dem Städtchen Gudensberg das erste Rundfunk- und Fernsehgeschäft gebracht!) geradezu auf den Küchentisch flutschen. Für Kasernen können aufgrund dieser Errungenschaft in Windeseile ganze geburtenschwache Jahrgänge aufgepäppelt werden, falls uns die Afghanen überfallen.

In meinen *Bott*-Erzählungen kommt öfter die bei Gudensberg gelegene anarchistische Landkommune Emsmühle vor. Dort würde man sich vergeblich nach irgendeiner Form der Brotschneidemaschine umsehen. Das Gerät wird verschmäht. Zum einen lebten Kommunarden nicht in Windeseile; zum anderen sei es ein realsozialistischer Irrglaube zu meinen, die Menschen seien gleich. Nicht nur ihre Kräfte und Begabungen, auch ihre Bedürfnisse sind verschieden. A. will daumendicke, B. hauchdünne Brotscheiben. C. bevorzugt ein Gefälle nach links, D. möchte Stufen, egal wohin. Doch mehr noch: In der Weise, wie er sich mit Hilfe eines Brotmessers eine Scheibe vom Brotlaib abschneide, verkörpere und offenbare sich die Eigenart eines Menschen. Unter Brotschneidemaschinen werde diese geopfert, wie bei Guillotinen.

Als gelernter Handwerker kann ich mich dieser Argumentation nur schwer verschließen. Ein Tapezierhammer wird so »subjektiv« wie eine Spitzhacke geführt. Halten wir uns auch Kommunarden oder Kommunardinnen vor Augen, die mit Spaten, Sense, Heugabel umgehen. Immer mischt sich die Eigenart des Handhabers in die uralte Aufgabe. Es kommt hier bestenfalls zu Ähnlichkeiten – nie zu Reproduktionen. Eben das ist jedoch bei Brotschneidemaschinen, Mähdreschern und Fabriken der Fall, die solche Geräte herstellen. Sie stoßen immer das Gleiche aus. Die maschinelle Produktion arbeitet exakt. Warum? Ersichtlich nur deshalb, weil ihr Normen zugrundeliegen. Sie normiert ihre Produkte und normiert damit die ganze Welt. Sie macht uns normal. Fällt einer aus der

Norm, beispielsweise durch Selbststudium oder Fernsehabstinenz, taugt er nichts. Das ist noch das mindeste! Vielleicht ist er sogar anormal oder abnorm.

Bekanntlich gingen die moderne Technik und die kapitalistische Warenproduktion vor rund 250 Jahren eine Ehe ein, die immer inniger wurde. Ich habe mich schon öfter nach dem Grund dieser großen Zuneigung gefragt. Hier drängt er sich endlich auf. Denn wie die Maschinerie auf Norm beruht, so auch die kapitalistische Warenproduktion. Ihr liegt der alles regelnde, freilich auch alles entsinnlichende Tauschwert zugrunde. Ohne den Tauschwert – der sich im Lauf der Jahrhunderte vom Warenkörper löst und dadurch zum Geld wird – wäre das moderne Marktgeschehen unmöglich. Das Geld – auf genormter Zeit beruhend – schert gerade so alle Dinge über einen Kamm, wie der Automat Schokoladen-osterhasen oder Tageszeitungen ausstößt. Im wesentlichen ist unsere, von Adam Smith gepriesene »Schöne Gesellschaftsmaschine« nichts anderes als eine Stanze. Sie konnte nur einem gnadenlos quantitativen Denken entspringen.

Demnach handelt es sich bei der Ehe zwischen moderner Technik und kapitalistischer Warenproduktion um einen Männerbund. Darin herrschen Gewalt und Gleichmacherei. Deshalb dürfen jetzt auch Frauen *Porsche* fahren, »Arbeitsagenturen« leiten, Kriege führen. Darin herrschen Gleichgültigkeit, Perfektion – Leere. Denn nach Klaus D. Frank ist das Perfekte immer auch das Tote. Das Lebendige hat und erstrebt nie Perfektion. Es überrascht uns gern – und sei es durch Fehler. Es fällt aus der Norm.

∞ Verfaßt 2005

Polstern Gehen Sie alle Ihnen geläufigen Handwerksberufe durch, werden Sie darunter keinen finden, der dem menschlichen Körper so nahe kommt wie der Polsterer (oder die Polsterin). Seine Hände formen etwas – sie drücken und tasten, zupfen und schieben, kneten und ziehen; seine Hände lieblosen, schrecken aber auch vor Handkantenschlägen nicht zurück. Er ist Schneider, Masseur, Chirurg in einem.

Legt er mitunter für eine echte »Heftung« Roßhaar auf einem Sesselrücken auf und verzupft dieses krause Haar zu prallen karoförmigen Kissen, fallen ihm in der Tat gewisse Doktorspiele ein, die sich auf Heuböden und Speichern zutrug. Fingerspitzengefühl, Augenmaß und ein Gespür für Formen und Proportionen sollte er besitzen. Bärenkräfte wären auch nicht schlecht. Der Polsterer ist beinahe Bildhauer. Nur arbeitet er nicht am menschlichen Körper, sondern gleichsam an dessen Abdruck. Er sorgt massiv für angemessene Entsprechungen. Im Gegensatz zu unseren Kleidern und Anzügen, die im Grunde hohl sind oder Hohlheit verbrämen, handelt es sich bei unseren Polstermöbeln

ebenfalls um Körper. Haben wir auf oder in diesen Möbeln Platz genommen, werden wir wohlthuenden Widerstand spüren. Der Polsterer schuf ein auf uns zugeschnittenes Eigenleben.

Dabei wird seine Nähe zum Bildhauer bereits von dem Umstand angezeigt, daß beide das Objekt ihrer Begierde aufzubocken pflegen. So können sie es – statt auf Leitern herumzuturnen oder auf Knien über Fußböden zu rutschen – mit bedächtigen Schritten umkreisen. Nur gelegentlich zieht sich der Polsterer einen Tritt herbei, um sein frischgarniertes oder weißbezogenes Sofa »durchzusitzen«. Ohne Chef im Nacken wäre das arg gefährlich. Denn mit dem Bildhauer muß der Polsterer zu den Küstern im Tempel der Ruhe gezählt werden. Ob Schuster, Landwirt, Ingenieur – sie alle wünschen uns auf Trab. Wir sollen möglichst viele Schuhsohlen und Kalorien verbrauchen. Der Polsterer dagegen lädt uns zu Beschaulichkeit, Muße, Schlaf ein.

∞ Verfaßt um 2000

Übergänge Laien verkennen gern die Schwierigkeiten handwerklicher Arbeiten, weil ihnen naturgemäß nur das Hauptsächliche daran ins Auge sticht. Wer die Außenwände des Häuschens betrachtet, das Vera Sprosse unlängst mit Freundeshilfe errichtete, sieht lauter waagrecht verlaufende Bretter, die sich schindelartig überlappen. Um sie mit ein paar Schrauben auf die tragenden Pfosten zu bringen, brauche ich keinen Zimmermann oder keine Tischlerin zu bezahlen, sagt sich der Laie. Eine Wasserwaage kann ich ohne Gesellenbrief bedienen.

Was nützt ihm aber die Wasserwaage bei den Fenstern und Türen, die möglichst nicht mit den Brettern verkleidet werden sollten? Er muß sie irgendwie aussparen. Das könnte zumindest oben schwierig werden, sofern die Oberkante der letzten Bretter beiderseits des Fensters – man arbeitet vom Haussockel zur Dachtraufe – zufällig nicht mit der Unterkante des Fenstersturzes zuzüglich zwei Zentimeter übereinstimmt. Dann muß er das folgende lange Brett in einem bestimmten Binnenmaß ausschneiden, es sei denn, er faßt das ungeschmälerte Brett als Fenstermarkise auf. In diesem Fall würde ich vorsichtshalber prüfen, ob sich das Fenster dann noch öffnen ließe. Sind weder die Bretter in ihrer Breite noch die Fenster und Türen genormt, sind sie also von unterschiedlichen Ausmaßen, verdreifachen sich die Probleme bereits. Hier wird das Zuschneiden mit möglichst geringem Verschnitt (Abfall) auch für Leute, die eine Handkreissäge zu handhaben wissen, zur Rechenkunst.

Man ahnt jetzt, worauf ich hinaus will: Die Kunst des Handwerkers bewährt sich nicht im Haupt-, sondern gerade im Nebensächlichen. Nicht große Strecken oder Flächen; die Übergänge sind sein Problem. Wie treffen der gemauerte Kamin, der vermutlich einige Hitze entwickelt, und die mit Spanplatten verkleideten Innenwände aufeinander? Ja, schon die Öffnung für die unweit des Ofens gelegene Zimmertür hat ihre Tücken. Um zu verhindern, unter der Tür einen Windkanal zu haben, kann ich sie die Dielen berühren lassen, nur läßt sie sich dann nicht mehr auf- und zumachen. So kommt die Kunst des Übergangs oft einem Kampf gegen Schwachstellen gleich. Gerade da, wo zwei Polster eines Sofas aufeinandertreffen, habe ich unglücklicherweise Schwierigkeiten, für das Polstermaterial und den Bezugstoff noch hinreichend Halt zu finden. Die Dinge sträuben sich, sofern sie nicht wie zwei schnurgerade asphaltierte Straßen in der gleichen Ebene und im rechten Winkel aufeinander stoßen. Jeder Fall erfordert eine andere Brücke, wie alle SchriftstellerInnen wissen, die in ihren Texten gern mit Absätzen arbeiten – oder diese gerade zu vermeiden trachten.

Eisenbahnstrecken bereit zu stellen, ist für sich genommen noch keine Hexerei – aber wie verbinde und vereinbare ich die Strecken und Reisetermine miteinander, wenn es viele sind? Es würde hier zu weit führen, auch die heiklen Übergänge in Lebensläufen oder gar in der Weltgeschichte zu betrachten. Jeder weiß, daß er sich immer nur vorübergehend einbildet, auf einer Planke der Sorglosigkeit zu wandeln. Was die waagrechten Bretter an Veras Hauswänden angeht, habe ich die kniffligste Frage noch gar nicht erwähnt. Wie treffen sie sich auf den Hausecken, ohne daß der Wind hineinpfeift oder der liebe Siebenschläfer einschlüpft? Bedenken Sie, die Bretter stehen nicht senkrecht sondern etwas schräg; ich kann sie also nicht kurzerhand auf Gehrung schneiden.

Am Wartehäuschen des Fröttstädter Bahnhofs, wo man nach Waltershausen umsteigt, habe ich mir nicht ohne Schwierigkeiten eine Skizze von der Art und Weise angefertigt, wie sich dort die Bretter auf den Hausecken tatsächlich durch verschiedene komplizierte Aussparungen fugenlos aneinander schmiegen. Durch einen Fröttstädter Forstwirt und Tischlermeister, der uns beim Hausbau beriet, blieb uns diese aufwendige Filigranarbeit allerdings erspart. Es hätte ohnehin nicht geklappt, weil unsere Bretter nicht von durchgehend gleicher Breite waren. Der Mann schlug vor, auf die Hausecken dicke Kanthölzer zu setzen, die den Brettern beiderseits der Ecke als Anschlag dienen. Die Verbindung ist mäuse dicht, und die ästhetische Einbuße erachtet Vera als gering.

Hattemer, Lotte (1876–1906), Mitbegründerin des Monte Verità in Ascona. Nach meinen Erfahrungen sind die wenigen Menschen, die ihr Heil – oder das der Gesellschaft – in »alternativen« Lebensgemeinschaften suchen, um keinen Deut verrückter oder kränker als die vielen Menschen, die in Gestalt der üblichen Ehegatten, WählerInnen und *Hamburger*-Esser dahinsiechen. Nur verteilen sich diese sozusagen viel mehr, weshalb sie weniger auffallen. In den Kommunen oder Sekten dagegen treten sie geballt auf und fordern so dazu auf, sie als willkommene Zielscheibe von Haß oder Hohn zu begreifen.

Die Mittelstandstochter Lotte Hattemer wurde in Berlin zur Lehrerin ausgebildet, zog es dann jedoch vor, »auszusteigen«, sich tagelöhnernd über Wasser zu halten und schließlich, um 1900, mit ein paar anderen von München aus, wandernd, gen Italien zu ziehen. Bei Ascona (im schweizer Tessin) blieben die Wandernden an einem Weinberg hängen, von dem sie vier Hektar erwarben und den sie kurzerhand in *Monte Verità* umtaufen. Dieser neue »Berg der Wahrheit« wurde ziemlich rasch berühmt und zog entsprechend Wahrheits- oder HeilssucherInnen aus vielen Ländern an, darunter (spätere) Prominenz wie Mary Wigman, Käthe Kruse, Erich Mühsam, Hermann Hesse, Carl Gustav Jung. Die ursprüngliche Siedlung, vegetarisch gestimmt um eine Naturheilanstalt gruppiert, zerfiel bald; dafür kauften sich andere Leute am Weinberg ein. Auf diese Art wurde er zur Zuflucht mehr oder weniger verschrobener EigenbrötlerInnen, die ihre »Meinungsverschiedenheiten« pflogen.

Hier drängt sich eine beiläufige Bemerkung aus Musils *Mann ohne Eigenschaften* auf, erschienen um 1930. Der Trieb recht zu haben sei »fast gleichbedeutend mit Menschenwürde«, heißt es da.* Offenbar trägt die bekannte Einsicht, grundsätzlich besitze *jeder* Mensch Würde, nicht gerade weit. Sie zerschellt regelmäßig an der eigenen Meinung, also auch am *Monte Verità*. Man möchte nämlich keineswegs wie *jeder*, man möchte vielmehr etwas Besonderes sein. Jener, möglicherweise natürliche »Trieb recht zu haben«, verzahnt sich fast immer sofort mit den unwesentlichsten Dingen, und seien es Haartrachten oder Zahnstocher. Und er bettet sich rasch in die je eigene Weltsicht ein, weil jeder Mensch WeltherrscherIn ist beziehungsweise gern einer oder eine wäre. Die Weltherrschaft ist so unteilbar wie die Menschenwürde. In *meine* »Welt als Wille und Vorstellung«, um auch noch Schopenhauer zu bemühen, muß alles hinein. Jetzt kann ich natürlich nur hoffen, der Stein, den ich damit gegen den *Monte Verità* schleuderte, springt nicht an meine eigene Birne zurück.

Was nun Hattemer angeht – mit ihrer Genügsamkeit oft als Gegenstück der lebenshungrigen Münchener »Gräfin« Reventlow aufgefaßt – scheint sie sich nach einiger

Zeit in einem tür- und fensterlosen baufälligen Stallgebäude niedergelassen zu haben. Von Geldsendungen ihres Elternhauses zehrend, übte sie Wohltätigkeit, während sie selber zusehends abmagerte. Sie soll regelmäßig nach Locarno gepilgert sein, um Vorträge durchreisender Theosophen zu hören und galt auch selber schon als halbe Heilige. Andererseits wurde sie offensichtlich immer verwirrter. Entsprechend »mysteriös« kam sie im Frühjahr 1906, mit 29, zu Tode. Ihr Vater hatte vergeblich versucht, sie in ein norddeutsches Sanatorium zu locken. Kurz darauf erlag sie einer Vergiftung, anscheinend durch Morphin. Raimund Dehmlow gibt dazu auf seiner Webseite** eine Auskunft des Übersetzers und Mühsam-Biografen Christlieb Hirte aus 2002 und eine schon Ende 1909 abgegebene Erklärung des »Regierungsstatthalteramtes Locarno« an die Polizei in Zürich wieder, die im Berner Bundesarchiv liegt. Danach gab es damals Beschuldigungen, vielleicht Verleumdungen, der Schriftsteller Johannes Nohl und der Psychoanalytiker Otto Gross hätten böswillig an Hattemers Ableben mitgewirkt, doch die Behörden neigten zur Diagnose Selbstmord. Das entspreche der allgemeinen Einschätzung am Berg. Hattemer sei eine Exzentrikerin gewesen und habe »schon bei anderen Gelegenheiten« Hand an sich gelegt.

∞ Verfaßt 2022

* Zweibändige *Rowohlt*-Sonderausgabe, 1984, Band 1, S. 205

** »Lotte Hattemer«, 4. Februar 2021: <https://dehmlow.de/index.php/de/otto-gross/55-lotte-hattemer>

Laut *Brockhaus* hatte die österreichische Schriftstellerin **Marlen Haushofer** (1920–70) um 1960 eine »Endzeitvision«, worauf sie einen bedeutenden Roman schrieb. In Wahrheit läßt sich *Die Wand* erfrischend vielseitig lesen; an ihr haben sich schon Stadtflüchtlinge, Katzenfreunde und FrauenrechtlerInnen aufgerichtet.

Die Försterstochter aus der Steiermark siedelte ihre namenlose Ich-Erzählerin im Gebirge an. Um ernstlich an Selbstmord zu denken, ist diese »Heldin« nicht mehr jung genug. Außerdem hätte sie den Hund und die Kuh im Stich lassen müssen. Und dann habe sie auch »eine gewisse Neugier« daran gehindert sich umzubringen. »Die Wand war ein Rätsel, und ich hätte es nie fertiggebracht, mich angesichts eines ungelösten Rätsels davonzumachen.« Also nimmt sie den nahezu aussichtslosen Kampf ums Überleben auf. Er hat nichts Spektakuläres, und sie schildert ihn auch entsprechend. Auf sich selbst, wenige Lebensmittel und Werkzeuge verwiesen, hat diese 40jährige Frau um ihre Fassung

zu ringen. Das ist *unheimlich* spannend. Denn beiderseits der Wand, von der das Gebirge heimgesucht worden ist, lauert das Grauen.

Früher oder später dämmert dem Leser allerdings, sie habe zurecht von einer »gewissen« Neugierde gesprochen. Die Neugierde scheint nämlich nicht in ihr zu nagen. Nur selten und nie bohrend kommt sie auf die rätselhafte Wand zurück, von der das Verhängnis doch ausging. Man begreift, daß sie es schon beim ersten Zusammenstoß unterließ, sich soweit wie möglich ein Bild von der Beschaffenheit und dem Ausmaß dieser Wand zu machen. Folgendes ist geschehen. Als sie den Gebirgskessel verlassen will, wo sie in der Jagdhütte ihres Schwagers übernachtet hat, stößt sich ihr Hund am Ausgang der Schlucht die Schnauze an einer unsichtbaren Sperre blutig. Sie ertastet eine feste, glatte Fläche, die einer Wand ähnelt. Da sie trotzdem hindurchsehen kann, wird ihr klar, im Tal regt sich nichts mehr. Sie hat ihr Fernglas dabei. Der Mann am Brunnen, die Hände zum Schöpfen bereit vorgebeugt, wirkt wie versteinert. Offenbar hat eine gewaltige Katastrophe zumindest die Menschen getötet. Die ganze Menschheit, vermutet sie sofort. Später sieht sie sich vom stummen Autoradio darin bestätigt. Nur sie ist übrig geblieben: mit einem Hund in einem Gebirgskessel gefangen. Doch woher weiß sie das? Zwar beginnt sie die unsichtbare Wand mit Zweigen abzustecken. Die Wand verriegelt die Schlucht und steigt vom Bachufer bergan. Die Frau folgt ihr. Doch nach kurzer Strecke wird ihre Untersuchung von einer brüllenden Kuh durchkreuzt, der das Euter zu platzen droht. Sie verschafft dem Tier Erleichterung. Wie hätte nun die Leserin gehandelt? Ob panisch oder besonnen, hätte sie doch wohl die Erkundung fortgesetzt. Schließlich war der Verlauf der Wand gar nicht abzuschätzen. Vielleicht brach sie noch im Gebirge ab. Oder sie zog sich quer durch das ganze Land, statt ausgerechnet diesen einen Gebirgskessel zu umschließen. In beiden Fällen wäre die Frau bald auf Mitmenschen gestoßen.

Aber genau das wollte die Romanautorin Haushofer verhindern. Daher die Kuh, die ich für das entscheidende Requisit ihres Romanes halte. Die Frau führt sie unverzüglich zur Jagdhütte und richtet ihr einen Stall her. Da die Kuh gemolken, gefüttert, betreut werden muß, sind ausgedehnte Erkundungsgänge nicht mehr möglich. Erst durch die Kuh ist die Frau – nach jenem grotesken Zusammenprall – auch real gefesselt. Sie kommt nicht mehr umhin, den erdrückenden Verhältnissen die Stirn zu bieten. Bis dahin, unter den Menschen, kam sie sich im Gefühl ihrer Gefangenschaft immer verrückt vor. Wie kann sich jemand verloren glauben, wenn er Frau oder Mann, zwei Töchter, zahlreiche Rechte und Pflichten hat? Doch gerade damit waren auch zahlreiche Ängste verbunden. Wie ihnen ausweichen? »Real«, indem wir Wände übertünchen, Tapeten wechseln, auswandern. Hier jedoch bleibt der Frau nichts anderes übrig, als sich ihrer Angst zu stellen. Die Wand – wie

Haushofer sie verordnet hat – zwingt sie dazu. Nun muß sie einen Kartoffelacker anlegen, Unmengen von Brennholz sägen, Rehe töten, einem Kalb auf die Welt verhelfen, das Tagebuch führen.

Wir könnten auch sagen, sie hat ihren Mann zu stehen. Es gibt wohl zu denken, wenn selbst ihr Gatte – »vertrautes, gutes Menschengesicht« – in ihrem Bericht kaum vorkommt. Einmal erscheint ihr sein Gesicht im Fieberwahn. »Ich streckte die Hand aus, und es löste sich auf. Man durfte es nicht anfassen.« Wenn nicht tot, dann ist Gott zumindest unerreichbar. Wir sind allein. Auch die Frau wird das Rätsel der Wand nicht lösen. Sie kann sich nur an die Natur halten, die ihr unverständlich bleibt. So ernährt sie sich von Brennesselsalat, Kuhmilch, Rehfleisch, ohne darin eine Faser Sinn zu erblicken. Sie hätte nichts mehr dagegen, gleichfalls zu verwildern. Es wäre kein Akt, mit dem sie Schuld auf sich lüde, sondern ein sanftes Hinübergleiten. Es wäre vorbei mit der Zucht – mit der lebenslänglichen Zumutung, nicht die Zügel schießen zu lassen.

Allerdings darf sie auch nicht zu eng eingekesselt sein – der Realismus erfordert es. Sie bekommt die Alm, wo sie mit der Kuh den Sommer verbringen kann. Sie hat den gewissen Bewegungsspielraum, durch den Gefangenschaft erst zermürend wird. Solange es noch einige unerforschte Winkel gibt, bleibt die Ungewißheit. Trotzdem ist sie sich ihres Gefängnisses sicher. Bei einer Tageswanderung, zu der sie sich nach etlichen Wochen doch entschließt, wird sie erst in einiger Entfernung von der Jagdhütte vorsichtig. Jederzeit hätte sie im Wald auf die unsichtbare Wand prallen können, aber sie streckt ihren Wanderstock erst in einem der benachbarten Täler voran. Prompt ertastet sie dort auch die Wand. Damit bestätigt sich, sie ist im Ausmaß mehrerer Jagdreviere eingekesselt. So könnte sich in einer anderen Hütte ein Vorrat an Streichhölzern befinden. Oder es haust eine Ärztin dort, die sie von ihren folternden Zahnschmerzen befreit. Ein Arzt lieber nicht. Der Romanschluß stellt den Männern kein Ruhmesblatt aus.

Ohne Hoffnung fehlte der Verzweiflung das Gewicht. Selbst jenseits der Wand schimmert noch Hoffnung. Und sei es insofern, als die Frau durch den Bach erkennt, die Wand ist kaum im Boden verankert. Der Bach staut sich zunächst, unterspült dann aber die Wand und fließt draußen weiter. Die Frau kann es ihm nachmachen, falls sie den Kampf gegen ihr Naturell – das im wesentlichen aus Angst gestrickt scheint – zu verlieren droht. Vielleicht würde sie dann wie der Mann am Brunnen versteinern – aufblühen wie Kapuzinerkresse würde sie wohl kaum. Aus ihrem Bericht geht ziemlich deutlich hervor, sie lebt nur widerwillig. Die Gründe dafür müssen uns verborgen bleiben. Sie selber kann oder will sie nicht bloßlegen. Sie hat sich auf eine Weise mit der Wand abgefunden, durch die sie verkümmern wird.

Die Wand erschien 1963. Sechs Jahre später – knapp vor ihrem Tod (1970) – kommen Haushofers nur wenig verschlüsselte Kindheitserinnerungen *Himmel der nirgendwo endet* heraus. Das Buch stellt einen kaum überbietbaren Gipfel an psychologischer Beobachtung und kindlicher Komik dar. Allerdings ist der Gipfel derart zart gemalt, daß wir uns schon denken können, Meta werde nicht eben leicht durchs Leben kommen – ihrem Wunsch zum Trotz. »Das kleine Mädchen sitzt auf dem Grund des alten Regenfassens und schaut in den Himmel. Der Himmel ist blau und sehr tief. Manchmal treibt etwas Weißes über dieses Stückchen Blau, und das ist eine Wolke. Meta liebt das Wort Wolke. Wolke ist etwas Rundes, Fröhliches und Leichtes ...«

Man hat verschiedentlich Quellen genannt, aus der Haushofer jenen »genialen« Grundeinfall der *Wand* bezogen haben könnte. Ich füge hier noch A. S. Neills Jugendbuch *Die grüne Wolke* von 1938 hinzu, in der just diese Wolke dafür sorgt, daß alle ErdenbewohnerInnen außer der Belegschaft von *Summerhill* und ein paar Chicago-Gangstern zu Stein werden. Aber wenn dieses Buch in breiten linken Kreisen als »Kultbuch« gilt, spricht es Bände über die bekannte Geschmacksverirrung dieser Kreise. Es ist schlecht geschrieben; es hat vor allem kein Klima; die verhängnisvolle grüne Wolke hat dem Autor, einem Lehrer, die beiden Gene zerstört, die für Bezauberung zuständig gewesen wären. Genau das, wenn auch noch anderes, hat ihm Haushofer voraus – und nur darauf kommt es an.

Mit jedem Jahr des Älterwerdens messe ich – seit ungefähr 2000 – unserer Kindheit *noch* mehr Bedeutung zu. Aber nicht etwa, weil ich ihr nachtrauerte. So gut wie keine Kindheit ist ein Deckchensticken, ganz im Gegenteil. Die Beschädigungen und Entbehrungen, die wir unserer Kinderstube verdanken, machen den meisten Menschen bis zum letzten Atemzug zu schaffen.

Allerdings merken das nur die wenigsten. Werfen sie ihren Geliebten oder ihren Schwiegertöchtern vor, sie zu vernachlässigen, grinsen ihre eigenen Rabenmütter nur in ihrem Rücken. Die Kränkungen lasten sie ihren Beleidigern an – statt ihren Rabenvätern, die sich nie ernstlich für sie interessierten und entsprechend mit Aufmerksamkeit und Anerkennung geizten. Dem Zahnarzt Manfred Haushofer aus Steyr bescheinigte Stiefsohn Christian später im Gespräch mit Marlen Haushofers Biografin Daniela Strigl sogar, im Unterschied zu seinem Verhalten dem jüngeren Bruder gegenüber habe ihn der Vater nie geküßt oder auch nur umarmt. Das Betrübliche in diesem Fall: Auch die Mutter bevorzugte den jüngeren Sohn (der wie der Vater Manfred hieß) »in geradezu auffälliger Weise«. Diese Rabenmutter hat jenen großartigen *Himmel der nirgendwo endet* zustande gebracht.

In den 80er Jahren warfen sich Feministinnen auf Marlen Haushofer, um sie auf einen mit Trauerflor bekränzten Sockel zu hieven. Dagegen hebt Karin Fleischanderl in einer Rezension aus dem Erscheinungsjahr 2000 an Strigls Biografie lobend hervor, sie mache sich nicht die gängige Opfertheorie zueigen, zeige vielmehr, daß Haushofer durchaus berechnend und kaltblütig vorging, wenn sie sich verschiedener Männer als Versorger oder Türöffner bediente, ihren unehelichen Sohn abschob und dergleichen mehr. Die Provinz/die Welt habe Haushofer die Kälte und Beziehungslosigkeit offenbart, die in ihr selber wohnten. Dieses Naturell psychologisierend mit verschiedenen Reggressionen/Wünschen erklären zu wollen, wie Strigl, führe allerdings nur zu Gemeinplätzen. Fleischanderl unterstreicht dagegen die Projektionen der oft so nett und harmlos wirkenden Försterstochter: die Täterin stilisiert sich zum Opfer, um ihrer Aggressionen Herr werden zu können. Diese Aggressionen werden in der Tat auch von zahlreichen Szenen aus Haushofers Büchern bezeugt. Fleischanderl am Schluß ihrer Besprechung: »Marlen Haushofers Krebstod scheint ein letztes Mal die Opfertheorie zu besiegeln. Auch Daniela Strigl kann es sich nicht verkneifen, ausführlich die 'landläufige Meinung' zu zitieren, Krebs sei gewissermaßen die Strafe für nicht gelebtes Leben oder nicht ausgelebte Gefühle. Als ob es einen Idealpunkt gäbe, von dem aus ein Leben als gelungen oder nicht gelungen zu betrachten sei.«

Ein wahrlich weiser Satz. Fairerweise sollte jedoch betont werden, daß Strigl in ihrer gut geschriebenen Darstellung die »aus einer Kindheit voller Angst« gespeiste »beträchtliche Aggressivität« Haushofers wiederholt erwähnt. Strigl geht zum Beispiel* auf die Phantasien und Träume von Haushofers Alter ego Meta ein. »Die sympathische, hübsche Frau, die dem Vater schöne Augen macht, wird im Traum erwürgt, eine vermeintlich böse Besucherin, die sich gegenüber der Mutter listig verstellt, wird in einem regelrechten Autodafé hingerichtet, nur die gelben Knochen – wohl ein Tribut an das Märchen vom Machandelbaum – überstehen die Flammen und auch die Bestattung und beginnen unter der Erde böse zu kichern. Der Traum hallt im Erwachen nach. 'Etwas kichert noch immer, und es weiß etwas von Meta, was kein Mensch wissen dürfte.'«

∞ Verfaßt um 2010

* auf S. 60 der Neuauflage von 2007

Als Obervogt war **Friedrich Anton von Hundbiß** (1769–1805) ungefähr dem späteren Landrat vergleichbar, nur nicht in parlamentarischen, vielmehr feudalen Diensten. Von Hundbiß' Vater hatte dieses Amt auch schon bekleidet. Amtsgebiet war die Bodensee-Insel Reichenau nebst einigen umliegenden Festlandsgebieten. Von Hundbiß junior residierte auf »seiner« Insel in der stattlichen zweigeschossigen »Kaiserpfalz«, die über etliche Nebengebäude verfügte und, mit ihrem hohen Rittersaal, auch Gerichtssitz war. Sein oberster Dienstherr war vorwiegend ein Konstanzer Fürstbischof, zuletzt, seit 1803, ein badischer Markgraf. Von Hundbiß war mit der gleichaltrigen Freiin Sophie von Rotberg verheiratet und zeugte zwei Kinder – in der Ehe jedenfalls. Theodor Humpert* möchte nicht behaupten, die Ehe sei glücklich gewesen, weiß aber auch nichts von ihr. Nach sicherlich »bösen Zungen« habe der junge Obervogt so manchem heimischen Mädchen nachgestellt. Andererseits zitiert Humpert aus einem 1805 (im Todesjahr) verfaßten Brief an Von Hundbiß' Gönner und Freund Ignaz Heinrich von Wessenberg, Konstanzer Generalvikar: »So lieb wie Sie war mir noch kein Mensch, ich könnte für Sie mein Leben geben ...« Das mag unter Umständen als schwule Neigung ausgelegt werden, beweist aber wenigstens, der Generalvikar war ihm lieber als die Schraube zu Hause.

Als Obervogt hatte Von Hundbiß »die Hoheitsrechte in allen Justiz-, Polizei- und Forstangelegenheiten« inne, und er scheint sie auch mit Lust wahrgenommen zu haben. Heimatforscher Humpert steht ihm im »jugendlichen Feuereifer« kaum nach. Der Obervogt habe nicht nur die Bestechung unter Beamten und Waisenpflegern bekämpft, die nächtlichen Zechgelage nach 22 Uhr verboten und den einträglichen Weinbau auf Reichenau zu steigern versucht, sondern er sei auch mit »unerbittlicher Strenge« allem »lichtscheuen Gesindel«, das sich bei Konstanz, auf dem Bodanrück oder auf der Insel herumtrieb, auf die Pelle gerückt. Sein besonderes Verfahren gegen aufgegriffene »Spitzbuben, Tunichtgute und anderes Gaunerpack« (so Humpert) habe darin bestanden, sie erst einmal von der Polizei tüchtig »ausprügeln« zu lassen. Das habe »auch unter diesen Leuten« oft eine heilsame Wirkung gezeigt und damit der Obervogteikasse manche Verpflegungskosten im Zuchthaus erspart. Man fühlt sich hier unweigerlich an den kurhessischen Juristen und Spitzenpolitiker Ludwig Hassenpflug (1794–1862) erinnert, der zeitweise sogar die Prügelstrafe wieder einführte, um seinem Spitznamen »Hessenfluch« auch wirklich gerecht zu werden. Humpert merkt an, die Sippe des Reichenauer Obervogts habe sich streckenweise auch »Hundpiß« geschrieben. Da hatte sie ja den Uringestank, der ihr an den Landstreichern mißfiel.

Zwar schreibt Humpert, der Regimewechsel von 1803 – das Fürstentum Konstanz fällt an Baden – habe Von Hundbiß stark zugesetzt, aber die genauen Gründe nennt er

nicht. Der Obervogt blieb nämlich durchaus im Amt. Womöglich wurden seine Bezüge gekürzt? Die schweizerischen Teile seines Amtsgebietes hatte er ja offenbar schon im Zuge der Thurgauer Unabhängigkeitsbewegung von 1798 eingebüßt. Seine Amtsführung wurde nach wie vor gelobt, obwohl er sich Kritik an der neuen Landesherrschaft keineswegs verkniffen habe. Vielleicht wehte jetzt einfach ein liberalerer Wind über den Bodensee. Jedenfalls soll der Obervogt dem Generalvikar schon im Frühjahr 1805 seine »böse Schwermut« eingestanden haben. Trübe Gedanken und Todesahnungen hätten ihn heimgesucht. Wenige Monate später, am 18. September, macht sich der 36jährige »seinen« See zunutze: er ertränkt sich. Ob es einen unmittelbaren Auslöser gab (bei dieser Kühle!), scheint niemand zu wissen. Das gilt auch für das Wie. Humpert zufolge vermerkt das Totenbuch von St. Johann ausdrücklich, Näheres finde sich auf einem besonderen Blatt am Beginn des Buches – doch ausgerechnet dieses Blatt fehle, so ein Pech.

Vielleicht nahm er ein Ruderboot mit Anker – und band sich diesen dann vielmals verknötet ans Bein, bevor er »ausstieg« ... Wichtiger dürfte freilich die Frage sein, was es eigentlich mit der vielbeschworenen Heimat und der Liebe zu ihr auf sich habe. Wie sich versteht, hält auch das verdienstvolle Heft meiner Quelle die Heimatliebe schmerzlich hoch. Wenn Hermine Maierheuser freilich (auf S. 128) dichtet, »Heimat, du rauschest in jeglichem Baum, / Heimat, du wirkst in der Fremde den Traum, der uns mit Mächten nach Hause treibt«, verrät sie eine Ahnung von der haarsträubenden Zufälligkeit der Angelegenheit. Erblicke ich das Licht der Welt in Baden, stehen die prächtigsten Fichten der Welt im Schwarzwald; wenn aber nicht, dann im Erzgebirge oder in Kanada. Hier wie dort hängt unsere Empfindung der Geborgenheit, ja unsere Identität überhaupt an ganz bestimmten, einzigartigen Fichten, bilden wir uns ein. Dabei sind es überall die gleichen. In Wahrheit lauert der Unhold des BesitzerInnenstolzes, der Intoleranz und des Fanatismus in den traulichen Wäldern der HeimatliebhaberInnen. Meine Heimat ist besonders wertvoll; sie ist liebenswerter und wichtiger als deine Heimat. Dieser Irrglaube entsteigt der allgemeinen, außerordentlich hartnäckigen Neigung des Menschen, »das Eigene« zu überschätzen und notfalls das Kriegsbeil für es zu wetzen. Deshalb hält sich der Kapitalismus schon so verblüffend lange, obwohl er x-mal mehr Schaden anrichtet als Nutzen bringt. Im Kapitalismus darf man auf sein Eigentum pochen – mag es aus Grundstücken, Romanstoffen, Vorzügen, Meinungen, Ansprüchen, angeblichem Recht bestehen. In der Heimatliebe haben wir den Boden, aus dem Eigennutz und Selbstgerechtigkeit, Patriotismus und Doppelmoral in einem sprießen. Wenn die Inselgemeinde Reichenau heute über einen ansehnlichen Waldbesitz auf dem Bodanrück verfüge, stellt Heimatforscher Humpert fest, »so verdankt sie dies ihrem Obervogt v. Hundbiß, der am

25. Juli 1801 bei der Verteilung des sogenannten Dettinger Waldes rund 682 Jauchert** den Reichenauern zusprach.« Er schanzte es also zunächst einmal sich selbst und seinen beiden Sprößlingen zu. Den Landstreichern schenkte er die Prügel.

∞ Verfaßt 2017

* Theodor Humpert, »Friedrich von Hundbiß, der letzte Obervogt der Reichenau«, in: *Badische Heimat*, 32. Jg. 1952, Heft 2/3, S. 99–103

** 1 Jauchert = ca. 1/3 Hektar

Natsagdordsch, Daschdordschiin (1906–37), mongolischer kommunistischer Schriftsteller und Abweichler. Zwischen China und Rußland eingeklemmt, wirkt das riesige Land der Mongolen für flüchtige BeobachterInnen meist bedeutungslos. Es ist mehr als viermal größer als Deutschland, aber vergleichsweise menschenleer. Die Hälfte der gut drei Millionen Mongolen ballt sich heute bereits in der von Gebirgen, Steppen und Wüsten umgebenen Hauptstadt Ulan-Bator. Wer Weite und Stille sucht, wird sie wahrscheinlich noch immer in der Mongolei finden. Notfalls genügt Natsagdordsch‘ berühmtes langes Gedicht *Meine Heimat* von 1933. Schlankes Gras wiegt seine Ähren im Wind, die blau überwölbte Steppe gaukelt manch wundersames Bild vor; die Jurten der Nomaden nennt der Autor nicht, gleichwohl sieht man die Rauchfäden aus diesen kreisrunden, eher stumpf bedachten Zelten steigen, die offenbar gleichermaßen gut vor Hitzewellen und klirrender Kälte schützen. Ungeachtet früherer Ausfälle gegen Heimat und Lyrik muß ich einräumen, dieses innige Werk eines scheinbar schlichten Gemütes ergreift sogar mich. Daran dürfte die Übersetzerin Renate Bauwe keinen geringen Anteil haben. Sie stellt *Meine Heimat* und noch manches andere auf ihrer Webseite vor.*

Natsagdordsch stammte aus verarmtem Adel. Seine Mutter hatte er früh verloren. Der Vater, ein Kanzleischreiber, ermöglichte ihm Bildung. So wurde Natsagdordsch gleichfalls Sekretär. Bald nach der Volksrevolution 1921 gelangte er trotz seiner Jugend in hohe Partei- und Staatsämter. Daneben schrieb er Lieder und beteiligte sich, gemeinsam mit seiner ersten Frau Pagmadulam, an einer hauptstädtischen Theatergruppe, die als Keimzelle der neuen Kultur gilt. Ab 1925 folgen Studienaufenthalte in Leningrad und Deutschland, dort wohl hauptsächlich in Leipzig. Auch dabei begleitet ihn seine Frau. 1929 heimgekehrt, ist Natsagdordsch vorwiegend geisteswissenschaftlich, übersetzerisch und literarisch tätig. So schrieb er, aus Märchen schöpfend, die Vorlage für die nach wie vor vielgespielte Oper *Die drei traurigen Hügel*. Ein Roman blieb unvollendet.

Bald nach 1930 setzte Natsagdordsch‘ Niedergang ein. Maßgebliche Parteikader warfen ihm, nach Bauwe nicht ganz grundlos, Linksabweichung und westliches Gebaren vor. Selbst seine zweite Ehe mit der Sowjetbürgerin Nina Tschistakowa, die eine deutsche Mutter hatte, stieß auf Mißfallen. Im Winter 1935 wurde Tschistakowa sogar mitsamt der kleinen Tochter Ananda-Schri in die SU ausgewiesen – ohne den Gatten. Der hatte inzwischen auch schon einmal für ein halbes Jahr Bekanntschaft mit dem Gefängnis gemacht. Jetzt »resignierte und vereinsamte« er immer mehr, »ergab sich dem Alkohol und starb völlig mittellos«, schreibt Bauwe in einem 2011 überarbeiteten Porträt. Der Mann war erst 30 Jahre alt. Heute thront er in seinem Sterbeort Ulan-Bator in Bronze, wie ich vermute, auf einem fetten Klotz aus weißem Stein: der Nationaldichter.

Um 1990 ging die Mongolei den bekannten Weg in die kapitalistische Demokratie. Zu den Galionsfiguren des »Umbruchs« gehörte der meist als sehr ehrenwert gelobte Gelehrte **Sandschaasuren Zorig** (1962–98), auch Sanjaasürengiin geschrieben. Er machte politisch Karriere. Im Herbst 1998 hatte der 36jährige »Infrastrukturminister« gerade gute Aussichten auf den Posten des Regierungschefs, als er in seiner Wohnung von zwei maskierten Personen überrascht und erstochen wurde. Ein schnöder Raubüberfall war es offenbar nicht. Dafür hatte er als »Infrastrukturminister« Staatsaufträge von beträchtlichem Umfang zu vergeben. Vielleicht wollte man unliebsame Enthüllungen oder ungünstige Weichenstellungen unterbinden. Erst 2016/17 soll es zu einem Prozeß gekommen sein – jedoch hinter verschlossenen Türen. Angeblich wurden drei Personen zu hohen Haftstrafen verurteilt. Laut der einheimischen (englischsprachigen) *UB Post* wird aber weiter nach dem Drahtzieher des Mordes gesucht. Die Akten des Falles umfaßten 14.926 Seiten, verrät das Blatt.** Die Demokratie mag unvollkommen und undurchsichtig sein – ihren Fleiß kann niemand bezweifeln.

∞ Verfaßt 2019

* https://www.mongolian-art.de/03_mongolische_literatur/literatur_index.htm

** Bayarbat Turmunkh, <https://web.archive.org/web/20171229113829/https://theubpost.mn/2017/12/04/s-zorigs-assassination-case-file-to-be-declassified/>

Siehe auch → Seßhaftigkeit → Blog R.: *Düster* 2 Kap. 3 (Ortsnamen) sowie Aufsatz *Namenkunde*

Wie sich mancher vielleicht schon gedacht hat, spielt meine Erzählung »Zora packt aus« (im Blog) auf **Kurt Helds** bekanntes Jugendbuch *Die rote Zora* an, das erstmals 1941 in

Aarau erschien. Damals soll sich der gelernte Schlosser aus Thüringen, eigentlich Kläber mit Namen und streckenweise Kumpel oder Kofferträger des *KPD*-Dichterfürsten »Johannes Erbrecher«, bereits vom Kommunismus abgewandt haben. Zum Antiautoritären reichte es aber offensichtlich nicht mehr ganz. Sein vielaufgelegter Roman spielt im kroatischen Küstenstädtchen Senj. Es wies damals wohl kaum über 3.000, ganz überwiegend katholische EinwohnerInnen auf. Wie eine große Internet-Enzyklopädie versichert, beruht Helds Roman auf Eindrücken, die er 1940 vor Ort sammelte. Senj, auf deutsch angeblich *Zeng*, gehörte in jener Zeit zum Königreich Jugoslawien. Der Belgrader »König« soll »Diktator« gewesen sein. Unterdessen schwoll die faschistische *Ustascha* an. Die Kapitulation vor den Achsenmächten – voran die lieben Deutschen – erfolgte im April 1941.

Etwas früher also tritt »die rote Zora« immerhin als Bandenchefin auf. Eine Zeitlang darf sich die Kinderbande vom Stehlen statt vom Sichquälen ernähren. Solange, bis ihnen der alte Fischer Gorian mit einer Verlautbarung des Magistrats eingeschärft hat, »brave Kinder und gute Bürger« der Stadt zu werden (S. 380). So führt Held die »Uskoken«, wie sie sich nach echten spätmittelalterlichen Piraten nennen, auf den Pfad der Tugend zurück. Ein Umsturz war sowieso nie geplant. Schließlich hat auch der Alte selber endlich dem Fischerei-Trust gegenüber »klein beigegeben«, wie Gorian zähneknirschend einräumen muß (379). Die Kinderbande war nur ein verlängerter Ferienbetrieb. Man frönt der Lust am Versteckspiel und hält den Straf- und Rachege danken hoch, etwa gegen die Gymnasiasten (157). Zwischenzeitlich geht die magere, sommersprossige Bandenchefin der Frauenrolle auf den Leim. Als ihr die Thunfischjagd mit Gorian einen fetten Gewinnanteil einbringt, donnert sie sich auf, um noch besser als »die schöne Zlata« auszusehen. In die Bürgermeisterstochter hat sich nämlich ihr 12 Jahre alter Mitstreiter Branko verguckt. Zora zetert obendrein, Zlata sei eine »Hexe« wie Brankos Großmutter Kata! Das Miststück habe ihn verzaubert (307). In der Tat wird das abfällige Hexen-Etikett, das Autor Kurt Held der armen Einsiedlerin Kata ganz im Sinne der Volksseele verpaßt hat, nie wirklich gelüftet (35, 213). Dabei wären Pavles eiternde Wunden *die* Chance dafür gewesen. Die Bande war im Wald einem Luchs begegnet. Angeblich verteidigte er einen Fasan, den er gerade gerissen hatte (191). In Wahrheit jagen Luchse nicht am hellichten Tage und greifen so gut wie nie Menschen an. Pavle jedoch muß daran glauben. Statt nun freilich die Wahrsagerin, Kräutersammlerin und Heilkundige Kata um ihre hausgemachte Salbe zu bitten, versteckt die Bande Pavle nur vorübergehend und heimlich in Katas Schuppen (202). Dem reichen Karaman hatte eine

Salbe Katas gegen die Gicht geholfen (210, 214). Dieses unverzeihliche, von Held verordnete Versäumnis kostet Pavle viele Tage Krankenlager.

Held, der biedere Autor mit dem forschen Pseudonym, hatte es dann am eigenen Leibe zu büßen. Er litt an verschiedenen, teils durch den Krieg bewirkten Krankheiten und starb bereits 1959, in seinem schweizer Exil, mit 62 Jahren. Er hatte sich dort ein Haus mit seiner Gattin, der Schriftstellerin Lisa Tetzner geteilt. Das Ehepaar war kinderlos. Das Haus wurde später in eine gemeinnützige Stiftung überführt; die Rechte an Helds Büchern gingen, soweit ich weiß, an den *Verlag Sauerländer*. Der spielte zumindest im Laufe der Zeit mit Helds größtem Wurf *Zora* vermutlich eine Menge Geld ein. Meine Seitenangaben beziehen sich auf die 27. Auflage von 1987. Heute, seit 2013, landet das Geld im Schoß des bekanntlich bitterarmen Verlages *S. Fischer*.

Der Erfolg von Helds, inzwischen auch verfilmten peinlich rothaarigen Heldin dürfte sich nicht nur der politökonomischen Harmlosigkeit des Werkes verdanken. Der Autor versteht es nämlich, sowohl anschaulich wie spannend zu erzählen. Stilistische Ärgernisse sind selten. Man folgt ihm gern, zumal man auch kaum über die sonst verbreiteten *daß*-Häufungen zu stolpern hat. Einen häßlichen Doppeldecker will ich tadeln. Gendarm Dordevic gibt dem Krämersprößling für dessen Erzeuger den Rat mit, Brozovic möge aufpassen, »daß wir nicht wieder feststellen, daß seine Gewichte nicht stimmen« (46). Warum schreibt Held nicht, Brozovic möge sich vor einer erneuten Überprüfung seiner meistens falschen Gewichte hüten? Hätte sich Dordevic dadurch gar zu »gehoben« ausgedrückt? Wohl kaum.

Zwar wäre Held, wie ich denke, durchaus der Mann dafür, die Polizei zu reformieren, nicht dagegen, sie abzuschaffen. Dem wieseligen Nicola hält er im letzten Kapitel durch den Mund Gorians vor: »Was machst du lieber: Willst du dich weiter vor jedem Menschen verstecken, nachts in einer Höhle, einer Hecke oder in eurem Turm wohnen, von Abfällen, Diebstählen und von altbackenen Semmeln des dicken Curcin leben, oder fährst du lieber auf einem Schiff auf dem Meer, läßt dir den Wind um beide Ohren wehen, setzt Segel auf, wirfst Netze ins Meer und wirst ein braver, tapferer Fischer?« Das klingt doch zunächst nach Alternative, und Nicola ist auch gleich begeistert. Mehr wird dazu nicht gesagt. Aber es ist keine Alternative. Das Schiff, auf dem Nicola anheuern darf, gehört Direktor Frages – und nicht etwa ihm selber und seinen Mitfischern. Frages darf Oberdieb bleiben. Das geheiligte Privat- oder Staatseigentum an Produktionsmitteln wird nicht angetastet.

Herzen, Alexander (1812–70) und Familie. Vor die Wahl gestellt, wer mir als Vater lieber gewesen wäre, hätte ich dem Schriftsteller Walter → Brandorff wahrscheinlich Alexander Herzen vorgezogen. Dieser russische, später in Westeuropa lebende Berufskollege wurde nicht viel älter als der Horrorspezialist aus Kärnten; er starb 1870 mit 57 Jahren. Mit dem berühmten Russen als Vater hätte ich aber womöglich tief in die Scheiße gegriffen, um es einmal ungewählt auszudrücken. Damit spiele ich auf Herzens Sohn **Kolja** an, der 1843 zur Welt kam. Das erste schlimme Unglück traf den Sprößling bereits bei der Geburt: er war völlig taub, wie seine Eltern nach ungefähr einem Jahr entsetzt bemerkten. Gleichwohl galt er als lebhaftes Kind und guter Schüler. Man hatte ihn in die Obhut seiner Großmutter Louise Haag gegeben, die sich in Zürich niederließ, weil dort eine Taubstummenschule zur Verfügung stand. Vater Herzen schreibt*, Kolja habe sich schon als Fünfjähriger mit großer Begabung einen Spaß daraus gemacht, alle möglichen BesucherInnen des Elternhauses »bewußt karikiert nachzuahmen«, wodurch er viel Gelächter geerntet habe (S. 201). Vielleicht wäre er ein beachtlicher Pantomime-Clown geworden? Das zweite schlimme Unglück, das ihn mit Acht traf, war natürlich gar nicht lustig. Die Eltern wohnten damals in Nizza, das zu Italien (Piemont) gehörte. Kolja, seine Oma und sein Lehrer **Johann Spielmann** hatten sich, von Paris kommend, Mitte November 1851 in Marseilles eingeschifft, um mit einem Mittelmeer-Raddampfer nach Nizza zu fahren. Spielmanns Alter ist nirgends zu erfahren; aus verschiedenen Anhaltspunkten schließe ich aber, er war kein Opa, eher ein junger Mann.

Das Unglück ereignete sich nachts, als die meisten Fahrgäste schliefen. Zwischen der Insel Hyères und dem Festland stieß der Raddampfer, trotz guten Wetters, mit einem anderen Schiff zusammen. Laut Stephan Reinhardt (*Georg Herwegh*, 2020, S. 366) sank der Raddampfer rasch: von ungefähr 100 Passagieren seien die meisten ertrunken, darunter die Drei aus Paris. Deren Leichen bleiben allerdings verschollen. Der Vorfall wird natürlich auch in Herzens Memoiren erwähnt (S. 349–57). Von einer amtlichen Untersuchung ist mir nichts bekannt.

Herzen schreibt (357), seit diesem Schlag sei Koljas Mutter **Natalja Alexandrowna** (1814–52) nie mehr gesund geworden. Das ging von einer Brustfellentzündung bis zu einem Wochenbett, das weder sie noch der Säugling überlebte. Doch der dickste Hammer muß die Groteske mit Georg Herwegh gewesen sein – fast ein Komödienstadl, wäre sie nicht, für Natalja, tödlich ausgegangen. Der zugleich ehrgeizige und eher farblose, wenig zupackende »Dichter« hatte sich in sie verliebt, und streckenweise war sie im Begriff,

darauf einzugehen. Das spielte sich vor allem in Nizza ab, ehe Herwegh es vorzog, der Schmach zu fliehen. Nun hockt der Gatte in dem gemieteten, mit Dienerschaft gespickten Haus am Meer und ist tief verstört. Er schont sich in selbstkritischer Hinsicht kaum, aber er macht, wie alle, nicht die geringsten Andeutungen, ob bei dem Dreiecksdrama vielleicht auch Sexualität eine Rolle gespielt hätte. Ich vermute stark: Pustekuchen. Diese erlauchten Revolutionäre waren über viele Monate hinweg von Hirngespinsten gejagt. Streckenweise wurden Duelle, Ehrengerichte und immer wieder Mordanschläge erwogen. Herzen macht den Widersacher keineswegs völlig schlecht; mir mißfällt jedoch, wenn er im Kampfe sogar aus privaten Briefen Herweghs zitiert. Natalja entscheidet sich schließlich für Herzen und die Kinder – bloß stirbt sie da auch schon, ungefähr 38 Jahre alt (380/81).

Im allgemeinen sind Herzens Erinnerungen durchaus genießbar und aufschlußreich verfaßt, aber zu unausgewogen und mit manchen Längen. Im ganzen drei Bände, da hat er viel hineingepackt. Herzens Ausdruck ist oft köstlich treffend, doch er liebt auch das fruchtlose Schwenken verschiedener Bänder oder Gartengeräte, was er vielleicht für Poesie hielt, während er andererseits mit Vergnügen in den Verästelungen der Politik herumturnt und dabei die Grundfragen aus dem Blick verliert: Eigentumsverhältnisse, Volksbildung und vor allem Selbstorganisation. Möglicherweise stand es in dieser Hinsicht um Freund Bakunin etwas besser. Was der Vielschreiber und vielfache Vater Herzen freilich lieber überging, war sein Früchtchen **Lisa Herzen**. Irre ich mich nicht, hieß sie offiziell Jelisaweta Alexandrowna, 1858–75. Nach einem jüngeren Zeitungsartikel** war Lisa in London einer Affäre Herzens mit der Gattin (Natalja A. Tutschkowa) seines engsten Mitstreiters Nikolai Ogarjow entsprungen. Mit 17 soll sich das Mädchen schon wieder umgebracht haben – Chloroform-Vergiftung, angeblich wegen Liebeskummer. Neben Lisa habe die Affäre sogar noch ein Zwillingspaar hervorgebracht. Da hat die gute Tutschkowa anscheinend den einen stämmigen Vollbart gegen den anderen stämmigen Vollbart getauscht, wenn mich Fotos nicht täuschen. Der Artikel merkt genüßlich an, Herzens Lage sei heikel gewesen. Nun habe er sich jäh »in der Situation seines Erzfeindes Herwegh« befunden, »der sich vom politischen Kampfgefährten zum erotischen Verräter gewandelt hatte. Deshalb tabuisierte Herzen diese zweite Dreiecksaffäre vollständig und verlor in seiner Autobiografie kein Wort darüber.«

Was Lisa angeht, fühlte sie sich vermutlich schon als kleines Mädchen in einen Irrgarten gepflanzt, über dem zu allem Überdruß auch noch der Londoner Nebel hing. Die Silberstreifen ihres radikaldemokratisch gesinnten Erzeugers hatten sich als Vogelscheuchen-Flitter erwiesen, und 20 andere Krähen zerrten sie in 20 verschiedene Richtungen. Dostojewski, so die NZZ, habe Lisas Liebesenttäuschung nur als den Vorwand erachtet,

ihren eigenen Lebensweg gar nicht erst antreten zu müssen. Wer wollte ihr das verdenken, falls es stimmt? Glücklicher waren womöglich die erwähnten Zwillinge daran, die bereits als Kleinkinder gestorben sein sollen.

∞ Verfaßt 2021

* Alexander Herzen, *Mein Leben. Memoiren und Reflexionen*, Band 2 der Ostberliner Ausgabe: Aufbau-Verlag 1963

** <https://www.nzz.ch/zwischen-barrikade-und-salon-1.16321322>, 7. April 2012

Heu

Die **Ballenpressen**, die bäuerliche Herzen seit einigen Jahrzehnten weltweit höher schlagen lassen, stellt *Brockhaus* sogar mit Grafik vor. Der zeitgenössische Wanderer wird vor allem die fetten Rundballen aus Stroh und Heu kennen. Ist er sich aber auch über die Unfallgefahr im Klaren? Falls er nicht wandert, vielmehr fährt?

Der englische Musiker und Hippie *Mike Edwards* (1948–2010) hatte Piano und Cello studiert und wurde vor allem am zweiten Instrument bekannt. In den 1970er Jahren spielte er es für mehrere Jahre in der damals auch im Ausland vielverehrten Birminghamer Rockband *Electric Light Orchestra (ELO)*, bis ihn fernöstliches Gedankengut erreichte und erleuchtete. Er wurde also frommer Hippie, blieb aber immer auch der unterschiedlichsten Musik treu, so in seinen letzten Lebensjahren im *Devon Baroque orchestra*. Er lebte südlich von Exeter im Städtchen Totnes unweit des Ärmelkanals, das für seine Kunst- und New-Age-Szene bekannt ist. Am 3. September 2010 auf einer Landstraße südlich von Totnes solo per Auto unterwegs, wurde Edwards' Wagen unvermittelt von einem Ding aus der Bahn geworfen, das sich im Nachhinein, allerdings nicht mehr für Edwards, als rund 600 Kilogramm schwere Walze aus Heu entpuppte. Sie war von einem Hügel auf die Straße gerollt – und Edwards kostete dieser Angriff das Leben. Der Ballen hatte zunächst Edwards' »Van« gerammt; dann rammte dieser einen weiteren Pkw, der gerade die Unfallstelle passierte. Dessen Fahrer blieb unverletzt. Edwards dagegen, erst 62, soll auf der Stelle tot gewesen sein.

Die Polizei vermutete anfangs, der Ballen sei einem Anhänger oder dem Frontlader eines Schleppers entfallen, doch das stellte sich offenbar als Trugschluß heraus. 2011 oder 12 gab es nämlich ein Gerichtsverfahren gegen die beiden für die am Hang gelagerten Rundballen verantwortlichen Landbewohner Brian Burden, 46, und Russell Williams, 23.

Verstehe ich unterschiedliche Quellen richtig, machten die Angeklagten geltend, sie hätten die Ballen eigens quer zum Hang oder auf einer Hangstufe abgestellt, um so die Gefahr ihres Fortrollens zu bannen. Tatsächlich verließen sie das Gericht als freie und unbescholtene Männer.* Anscheinend war der tödliche Zwischenfall als Unfall gewertet worden, der jeden heimsuchen kann. Von daher wäre vielleicht jeder gut beraten, sein Auto lieber verschrotten zu lassen.

∞ Verfaßt 2018

* »ELO cellist Mike Edwards hay bale death: Farmers cleared«, <https://www.bbc.com/news/uk-england-devon-20399136>, 19. November 2012

Hexen

Der nordmährische Kurort **Groß Ullersdorf** (Velké Losiny) dürfte bereits durch seinen kullerigen Namen bemerkenswert sein. Daneben hat er schwefelhaltige Quellen und ein Renaissanceschloß mit dreigeschossigem Arkadenhof und einem Großen Saal zu bieten, den *Brockhaus* sogar abbildet. Das ist allerdings ein Anblick zum Weglaufen. Der Saal ist derart mit Bildern, Statuen, Simsen, Kaminen, Möbeln, Kronleuchtern überladen, daß eigentlich die üppig bemalte Decke herunterkommen müßte. Jedenfalls eins tiefer. Auf jedem Fleck Tapete hängt ein Gemälde. Alle Rahmen stoßen, alle Formen und Farben beißen sich. Gleichwohl sind die rund 16 Polsterstühle um den langgestreckten, ovalen Eßtisch auch noch einmal knallrot bezogen. Also wenn den lieben hohen Gästen in diesem Saal das Festmahl gemundet hat, kann man ihnen nur Geschmacksverirrung bescheinigen. Dummerweise tragen auch sie noch zu der Orgie bei, weil sie ja alle wild durcheinander bekleidet sind. Zwar ersticken sie dadurch die Röte der Polster, aber für die Dienerschaft stellt der Anblick dieser Tischrunde Folter dar. Ich höre den Einwand, vielleicht sei an der ganzen Orgie gar nicht der Adel, vielmehr die gegenwärtige Museumsleitung schuld. Dann muß man eben an dieser zweifeln.

Das Schloß wurde gegen 1600 unter dem Grafen Johann von Žerotín erbaut. Nach verschiedenen Webseiten dürfte es, wenig verblüffend, mehrere große Säle geboten haben. Allerdings hebt man die Brauen, wenn auch von einem Gerichtssaal die Rede ist. Davon weiß *Brockhaus* kein Komma. Im Internet dagegen stößt man hartnäckig auf die *Hexenprozesse von Groß Ullersdorf*. Der Titel bezeichnet eine von 1678–92 währende Hexenverfolgung, die in diesem mährischen Winkel unter der Regie eines gewissen

Heinrich Franz Boblig von Edelstadt in der Zeit der Rekatholisierung des Landes stattfand. Laut deutscher *Wikipedia* fielen ihr insgesamt 104 Menschen zum Opfer. »Allein in Groß Ullersdorf starben 56 Personen auf dem Scheiterhaufen, der zweite Schwerpunkt wurde Mährisch Schönberg mit 48 Hinrichtungen.«

Boblig, bis dahin in Ölmütz eher als Advokat tätig, war vom Schloßhauptmann Adam Vinarský von Křížov und seiner erzfrommen Gattin Angelika Anna Sibylla Gräfin von Galle, einer Tochter von Přemek II. von Zierotin, als Inquisitionsrichter angeheuert worden. Laut tschechischer *Wikipedia* traf er im Alter von 66 ein. Die Gräfin von Galle stellte ihm, vom Gerichtssaal einmal abgesehen, eine Wohnung, Verpflegung, Tageshonorar und Reisespesen. Früher war er anscheinend auch andernorts schon an zahlreichen Exzessen beteiligt. Er dürfte einer jener hirnverbrannten, perversen und sadistischen Greise gewesen sein, an denen das europäische Mittelalter leider nicht arm war. Selbstverständlich genoß er Rückendeckung sowohl seitens der örtlichen Grafen wie von hohem katholischem Personal von Ölmütz bis Prag. Er »richtete« wie üblich auf der Grundlage von Verleumdungen, willkürlicher oder erpreßter Beschuldigungen und gefälschter »Belege«, die er zum Teil eigenhändig verfaßt haben soll. Neben verschrobenen alten Frauen traf es auch reformierte Pfarrer und beispielsweise wohlhabende Mühlenbesitzer. VerleumderInnen schufen sich so Konkurrenten oder sonstwie Mißliebige vom Hals, Boblig selbst strich emsig die Nachlässe von Opfern ein und sonnte sich in seiner kaum glaublichen Machtfülle.

Da könnte sich mancher durchaus fragen, mit welchem Füllhorn an Dokumenten und historischen Arbeiten, mit welcher Nachforschungslust oder mit welchem Kriterienkatalog (für die Auswahl) die betreffende Person diesen *Brockhaus*-Eintrag zu Groß Ullersdorf verfaßt haben mag. Aber was verlangt man denn da von Groß Ullersdorf! Bei 24 Bänden ist das ein Stäubchen, das sowieso keinen Hund hinter dem Ofen hervorlockt.

∞ Verfaßt um 2020 • [Siehe auch](#) → Anarchismus, Mahmud (Fußnote 2)

Hitler-Stalin-Pakt

Er schlug »wie eine Bombe« ein. In der Tat, sieben Tage nach Unterzeichnung des Nichtangriffsvertrages zwischen Deutschland und der Sowjetunion überfällt die

Wehrmacht Polen; die Rote Armee folgt auf den Fuß, nur von der anderen Seite her. Polen wird aufgerieben und zerschlagen. Die polnischen Juden dürfen ihr Testament machen.

Für abtrünnige Kommunisten wie Koestler, Regler, Münzenberg stellte der Pakt keine wirkliche Überraschung dar. Sie kannten die in allen Lagern nie verschmähte Sitte, bedenkenlos die BündnispartnerInnen zu wechseln, sofern es einem nur zum Vorteil gereicht, aus eigener Praxis. Moralische Maßstäbe lassen Parteistrategen nicht gelten. Lenin ging voran. Den Sozialisten Valentinoff rügte er auf einer Konferenz 1904 in Genf mit dem Ausruf, einem Revolutionär sei alles erlaubt, wenn es nur der Sache der revolutionären Bewegung und den Parteaufgaben diene. Koestler weist in *Der Yogi und der Kommissar* darauf hin, daß Parteistrategen auch den moralischen Mißkredit ignorieren, den ihnen ihr knallhartes Mittel-zum-Zweck-Denken einträgt. Sie regieren auch gegen die Bevölkerung oder ohne Bevölkerung, falls die Sache es erfordert.

Doch ansonsten ließ der Hitler-Stalin-Pakt 1939 zahlreiche kommunistische Welten zusammenbrechen. Victor → Serge spricht sogar von einer völligen Demoralisierung der westlichen Arbeiterklassen. Wie konnte das Bollwerk des Antifaschismus mit dem faschistischen Erzfeind gemeinsame Sache machen? Wie werden aus Schurken über Nacht Kameraden, die man über den Klee lobt? Durch rasante Umfärbung. Ex-Kommunist Wolfgang Leonhard schildert dieses Verfahren sowohl in seiner Dokumentation über den Pakt von 1989 wie in seinem ungleich bekannteren Buch *Die Revolution entläßt ihre Kinder* von 1955 aus eigenem Erleben; selbst die Geschichtsbücher wurden umgeschrieben, auf daß sich Schwarz als Weiß und der Faschist als Bruder erweise. Übrigens hatte das Paktieren schon vorher begonnen. Deutsch-sowjetische Wirtschaftsverträge vom August versorgten die Nazis mit Rohstoff- und Nahrungsmittellieferungen im Wert von 180 Millionen Reichsmark, die zur Kriegsvorbereitung nicht ungelegen kamen. Nebenbei opferte Stalin nicht nur das souveräne Land Polen. Zunächst lieferte er aufgrund des Vertrages rund 1.000 Antifaschisten, die im Schoße der Weltrevolution Schutz gesucht hatten, an die Gestapo aus.* Das wird in der Literatur gern vernachlässigt. Zu diesen Opfern zählte beispielsweise Margarete Buber-Neumann, die im KZ Ravensbrück landete und nur knapp dem Tod entrann, wie sie in ihrem Buch *Als Gefangene bei Stalin und Hitler* (1947) berichtet. Nachdem Polen unterworfen und aufgeteilt war, machte sich die Rote Armee gemäß den geheimen »Zusatzprotokollen« des Vertrages über das Baltikum, die rumänischen Regionen Bessarabien und Nordbukowina sowie das finnische Karelien her.

Wie ihn Goebbels im Tagebuch als »genialen Schachzug« feiert, rühmt auch DDR-Funktionär Albert Norden den Pakt. Die Sowjetregierung habe »tausendmal recht« getan,

auf diese Weise das Komplott der Westmächte zu vereiteln, den Krieg in die SU zu tragen. Atempause von eindreiviertel Jahren. Die verheerenden SU-Besetzungen in Ostpolen und Baltikum dienen der »Lebensrettung eines Großteils« der dortigen Menschen. So wird aus einem gekreuzigten ein erlöstes Volk, wenn man nur durch die richtige Brille blickt und keinen Zynismus scheut. Davon abgesehen versichert Leonhard, der damals in der SU zum Kader herangebildet wurde, das beliebte Zeitgewinn-Argument habe für zwei Jahre, bis Hitler (1941) zum Angriff gegen Moskau blies, nicht die geringste Rolle in der bolschewistischen Agitprop gespielt. Ja mehr noch, es habe von Moskau und damit der Komintern aus überhaupt keine nennenswerte Rechtfertigung des Paktes gegeben. Dieses »Meisterstück autoritärer Geheimdiplomatie«, wie die schweizer Kommunisten Clara und Paul Thalmann es nannten, wurde den lieben Vasallen kommentarlos jäh ins Maul gestopft, friß oder stirb, und entsprechend stürzten sie massenweise in die größte Erklärungsnot, zuweilen auch Gewissensqual. Dies wird bei Leonhard ausführlich dokumentiert.

Auch Milo Dor litt am Pakt. In seinen autobiografischen Fragmenten** spricht der 2005 in Wien verstorbene Schriftsteller von dem »Gewissenskonflikt«, in den ihn, den jungen damaligen serbischen Kommunisten, der Pakt »gestürzt« habe. Da hatte das »Bollwerk des Sozialismus und des Fortschritts ..(..).. mit der finstersten Macht Europas ein Abkommen getroffen, das Hitler ermöglichte, alle seine Nachbarn nacheinander anzugreifen und sie brutal zu unterjochen.« Nach diesem Schock, so Dor weiter, sei er »wochenlang regelrecht krank« gewesen. Allmählich habe er sich dann von der Argumentation älterer Genossen einwickeln lassen, die von einem genialen Schachzug des großen Stalin sprachen, der die Aggression von seinem Land abgewendet und die imperialistischen Großmächte stattdessen aufeinander gehetzt habe. »Sie sollten sich nur untereinander zerfleischen, um sich dann, geschwächt, für den Weg zu dem einzig wahren Sozialismus zu öffnen.« Von Polen und etlichen anderen Opfern einmal abgesehen, wurde freilich bald darauf, im Frühjahr 1941, Jugoslawien von der deutschen Wehrmacht zerfleischt. Noch standen jugoslawische Diplomaten mit der SU in aussichtsreicher Verhandlung um einen Freundschafts- und Beistandsvertrag, als unvermittelt Bomben auf Belgrad hagelten und die deutschen Truppen das ganze Land überfluteten. »Die mächtige Sowjetunion kümmerte sich einen Dreck darum, was Hitler tat, mit dem sie einen Nichtangriffspakt abgeschlossen hatte. Sie sah tatenlos zu, wie ihr neuer präsumtiver Verbündeter überrannt wurde. Sie schien nur um ihr eigenes Schicksal besorgt zu sein und ließ Hitler schalten und walten, wie es ihm beliebte, bis er zuletzt seine mörderische Militärmaschinerie gegen sie selbst richtete.«

Leonhard, der zeitweilige Mitstreiter Ulbrichts, behauptet im übrigen, der von Molotow und Ribbentrop unterzeichnete Pakt habe sich mit keinem Wort um den Weltfrieden gesorgt, der ja damals für alle Internationalisten längst auf dem Spiel stand. Der Pakt stellte einen kurzfristigen Ausgleich der Interessen der Sowjetunion und des faschistischen Deutschlands her, mehr nicht. Du bekommst halb Polen und soundso viele Tonnen an Eisenerz oder Getreide, wir bekommen dafür die andere polnische Hälfte und das Baltikum. Damit war der *Weltkrieg* so gut wie garantiert, hatte Polen doch mit verschiedenen Westmächten Beistandsverträge. Wobei es der Pakt dem deutschen Faschismus günstigerweise gestattete, sich ungehindert gen Westen zu werfen, da ihn ja Moskau von Sorgen im Osten entband. Einen Zweifrontenkrieg hätte sich Hitler nicht leisten können. Was kümmerte Moskau das Heil von Brüssel, Rotterdam, Paris? Allerdings bemerkt Victor Serge in seinen Erinnerungen, selbst vom russischen Standpunkt aus sei der Pakt ein »idiotischer Verrat« gewesen – war doch klar abzusehen, »daß das Nazireich, siegreich in Europa und im Westen, sich früher oder später unvermeidlich mit seiner ganzen Macht gegen das isolierte und vor allen Demokratien kompromittierte Rußland wenden würde.« Finnland ist übrigens das einzige überfallene Land, das sich militärisch zur Wehr setzt, und zwar nicht schlecht. Es bringt die Rote Armee in arge Bedrängnis. Sieht man einmal davon ab, daß die Sowjetunion auch hier das Völkerrecht brach, könnte man ihren verlustreichen Streich noch immer als denkbar schlechtes Training für den drohenden Abwehrkampf gegen die Hitlerarmee auffassen. Derweil fiel Hitler im Westen unbekümmert in den Beneluxstaaten und in Frankreich ein, hielt ihm doch Väterchen Stalin, wie schon gesagt, den Rücken frei. Wer verschaffte also wem eine Atempause?

Aber es ist falsch, sich auch nur anflugweise aufs Abwägen taktischer Vorteile einzulassen. Man wird immer welche finden, die zur Rechtfertigung eines Kalküls dienen können. Im Kalkül gibt es immer kleinere und größere Zahlen – ganz wie die berüchtigten Übel. Einzelne Menschen oder deren Würde zählen erst ab 10.000. Das läßt sich berechnen. Dagegen wissen wir nicht, wie sich eine prinzipientreue und humane Haltung der russischen Kommunisten und all ihrer Vasallen auf die Weltlage ausgewirkt hätte. Ich könnte mir denken: ziemlich ermutigend für die Antifaschisten und heilsam für die zerrissene Welt. In diesem Fall hätte Stalin bereits darauf verzichtet, das republikanische Spanien (1936/37) für Waffenlieferungen, die das reinste Erpressungsmittel waren, um seinen Goldschatz zu erleichtern. Davon abgesehen, daß sie ohnehin nur an kommunistisch beherrschte Truppenteile weiter geleitet wurden, kamen die Waffen immer spärlicher; dann blieben sie aus.

Welchen beträchtlichen Anteil die moskauhörigen Kommunisten, darunter auch ein gewisser Walter Ulbricht, am Scheitern der spanischen Revolution hatten, geht aus einem 1997 veröffentlichten ausgezeichneten Aufsatz*** des Berliner Historikers und Journalisten Manfred Behrend hervor, gestorben 2006. Dieses Scheitern hatte auch in weltpolitischer Hinsicht üble Auswirkungen. Nicht der Überfall auf Polen, das Opfern des republikanischen Spaniens stellte den Auftakt zum Zweiten Weltkrieg dar. An diesem kaltblütigen Opfer hatten selbstverständlich, neben Faschismus und Bolschewismus, auch die lieben westlichen Demokratien mit ihrer heuchlerischen »Nichteinmischungspolitik« ihren Teil.

∞ Verfaßt 2012

* So der Darmstädter Soziologe Helmut Dahmer in seinem Artikel »Der Hitler-Stalin-Pakt und seine Folgen«, *Avanti* Oktober 2009, hier bei: [https://www.scharf-links.de/49.o.html?](https://www.scharf-links.de/49.o.html?&tx_ttnews[cat]=27&tx_ttnews[tt_news]=7350&cHash=6519194f2e)

[&tx_ttnews\[cat\]=27&tx_ttnews\[tt_news\]=7350&cHash=6519194f2e](https://www.scharf-links.de/49.o.html?&tx_ttnews[cat]=27&tx_ttnews[tt_news]=7350&cHash=6519194f2e)

** Milo Dor, *Auf dem falschen Dampfer*, Wien 1988, S. 159 & 162

*** <http://www.glasnost.de/autoren/behrend/spanien.html>

Siehe auch → O'Casey (beschweigt den Pakt)

Betzy Holmberg Deis (1860–1900) war die Tochter finnisch-norwegischer Eltern, die in Düsseldorf lebten und beide Maler waren, Anna und Werner Holmberg. Der Vater steht mit sechs Zeilen im *Brockhaus*. Leider erlag er schon sechs Monate nach Betzys Geburt, erst 29 Jahre alt, der Tuberkulose. Daraufhin zogen die beiden Frauen in Annas norwegisches Elternhaus. Ende 1880 wechselten sie jedoch gemeinsam nach Leipzig, weil Betzy dort Musik (Komposition) studieren wollte. Ich folge hier ausschließlich einem erst kürzlich verfaßten englischsprachigen Aufsatz*, den ich mit mehr Glück als Geschick im Internet aufgetrieben habe. Die Autorin ist Finnin.

Zu Betzys Lehrern zählte Carl Reinecke. 1883 ging sie, auf Unabhängigkeit von der männlich geprägten Schulmusik bedacht, nach Norwegen zurück und verfaßte ihre erste Symphonie. Die gilt als verschollen. Einige Kammermusiken sind dagegen gedruckt. 1883/84 weilte Betzy auch in Rom. Sie erlebte hier und dort Aufführungen ihrer Werke. Mutter und Tochter wohnten unter anderem in Leipzig und Kopenhagen, ab 1891 jedoch in Hamburg, und da wird es verhängnisvoll. In Hamburg habe die 32jährige (1892) den dort ansässigen dänischen Kaufmann (Johann) Heinrich (Ludwig) Deis geheiratet. Kurz darauf hätte sich das Ehepaar aber schon wieder getrennt. Wie es aussehe, riß sich Heinrich Deis

Betzys Geld (oder das Geld ihrer Mutter) unter den Nagel und verschwand an einen unbekannten Ort in Dänemark, teilt Välimäki mit. »Laut einer Zeitungsankündigung von 1895 leitete Anna Holmberg ein Gerichtsverfahren ein, in dem sie Heinrich Deis aufforderte, seine Schulden zurückzuzahlen, aber offensichtlich ohne Erfolg.«

Damit springt die Autorin in den April 1900. Damals sei die ehemalige Komponistin in Hamburg gestorben. Warum oder woran, lesen wir nicht. Betzy war erst 40. Zwar führt Välimäki den Todesanzeigen text der Mutter an, wonach Betzy »friedlich und ruhig« dahingegangen sei. Das könnte allerdings eher eine Beruhigung der Mutter selber oder der lieben Bekannten gewesen sein, möchte ich anmerken. Ferner schreibt Välimäki, anscheinend habe Betzy bereits mit ihrer Verheiratung [beziehungsweise dem raschen Scheitern ihrer Ehe] ihr künstlerisches Schaffen eingestellt. Von einigen Todesanzeigen und Erwähnungen in Sammelwerken abgesehen, habe es auch keine Veröffentlichungen über Betzy mehr gegeben.

Für mich sind diese biografischen Kahlstellen geradezu niederschmetternd. Das ist jedoch, soweit ich sehe, am wenigsten Välimäki anzulasten, die im Gegenteil anscheinend so gut wie alles zusammengekratzt hat, was irgend aufzutreiben war. Ihr Porträt weist immerhin über 100 Fußnoten auf. Im Internet wird Susanna Välimäki, geboren 1970 in Turku, Finnland, als Musikwissenschaftlerin und Professorin der Universität Helsinki geführt. Ihr Erscheinungsbild ist mir unbekannt. Dafür bringt sie Fotos von ihrem frühverstorbenen Gegenstand. Himmel, was für eine hübsche, auch witzige Komponistin! Jetzt haben die Würmer sie schon bis auf die Knochen verspeist, befürchte ich. Wobei es mich nicht verblüffen würde, wenn die Würmer der Scham und des Grams bereits seit des Gatten Vertrauensbruchs in ihr genagt und so entweder eine todbringende Krankheit, vielleicht auch gleich einen Selbstmord begünstigt hätten. An dem »Vertrauensbruch« war vermutlich auch ihre eigene Einfalt gehörig beteiligt. Aber dies alles ist Spekulation.

∞ Verfaßt 2023

* Susanna Välimäki, »Composer Betzy Holmberg Deis«,

<https://www.idunn.no/doi/full/10.18261/smn.48.1.3>, 7. November 2022

Hopffgarten, Georg Friedrich von (?), Junker. Ich will nicht behaupten, zu einem echten »Goldenen Oktober« gehöre ein kleiner Radausflug nach Laucha, aber ich will es auch nicht abstreiten. Es gibt schlimmere Dörfer. Dieses hier liegt nördlich von Waltershausen an dem gleichnamigen Flößchen Laucha, das jenseits des Dorfes in die

Hörsel mündet. Meine ersten Schritte gelten (2022) den letzten Dorfgewaltigen. Die von einem stilsicher angebrachten Jägerzaun eingefriedete Familiengrabstätte derer *Von Hopffgarten* liegt am Südrand des früheren Schloßparkes. Sie wird von mächtigen Linden und Eichen beschirmt, die ihre gelben Blätter auf ein paar noch vorhandene Gedenksteine aus schwarzem Marmor trudeln lassen, die sich mit »Großherzögl. Kammerherren« und »Schlosshauptmännern« nebst deren Gattinnen brüsten. Die letzte Leiche wurde hier 1924 in die erlauchte Erde Lauchas gesenkt. Die Ära der Herzogtümer neigte sich dem Ende zu. Das Herzogtum *Sachsen-Coburg und Gotha* bestand 1826–1918. Es hatte gleich zwei Residenzstädte, damit man doppelt so viele Kammerherren und Schloßhauptmänner besolden konnte. Coburgs Stadtwappen zeigt übrigens eine Rarität, nämlich den Kopf eines schwarzen Mannes mit kräftigen Lippen und riesigen Ohrringen. Um das geächtete Wort »Neger« zu vermeiden: Es ist also ein *Mohr*, genauer der *Heilige Mauritius*. Das war ein gallischer christlicher Feldherr, von dem allerdings kein Schwanz weiß, wie er aussah. Jedoch, er starb einen Märtyrertod. Coburg machte ihn später freisinnig zu seinem Schutzheiligen. Unter Hitler mußte der Mohr vorübergehend weichen. Daran wollen nun wieder gewisse Sauberleute anknüpfen, wie ich einem *SZ*-Artikel von 2020 entnehme.*

Ich schiebe mein Fahrrad um den von vielen alten Bäumen gesäumten sogenannten Weiher. Hier sah ich schon einmal ein nicht offiziell geadeltes Prunkstück auf einem übers Wasser ragenden Zweig hocken: den knallbunten Eisvogel. Die Laucha selber, die den Teich speist, hat hier und dort auch Wasseramseln zu bieten. Sie kommt aus dem Thüringer Wald. Das Dorf Laucha sah sich 1714 entschieden aufgewertet, denn die Herren von Teutleben verkauften es just an Georg Friedrich von Hopffgarten. Sie verkauften ihm also nicht etwa nur eine Hundehütte oder eine Scheune, vielmehr das ganz Dorf. Vermutlich schloß das auch beträchtliche Ländereien ein. Der Kaufpreis wird nirgends genannt. Bei den Hopffgartens handelte es sich um ein altes, verzweigtes thüringisches Adelsgeschlecht, Stammsitz wohl bei Weimar. Ihr neuerworbenes Lauchaer Schloß (früher Wasserburg) erhob sich unweit des erwähnten Teiches an der Stelle der heutigen Park-Gaststätte. Daher wurde es von allen *Weiher-schloß* genannt. 1947/48 wurde es auf sowjetischen Befehl hin abgerissen. Das warf immerhin Steine für andere Bauvorhaben ab. Übrig blieb lediglich ein großes Wirtschaftsgebäude (Fachwerk), das der neue Eigentümer des ganzen Geländes umbauen ließ. Wie man liest**, war das »Schloß« genannte klobige Herrenhaus vor dem Abriß schon ziemlich heruntergekommen, hatte es doch bereits seit 1870 leergestanden. Wegen ihrer hohen Ämter weilten die Gutsherren ohnehin meist auswärts. In den Residenzen hatten sie es auch viel näher zu den Banken.

Was die Landschaft um Laucha angeht, kann der Tourist nicht klagen, falls er Windräder schätzt. Im Süden sieht er den Thüringer Wald, im Westen die bei Eisenach gelegenen Hörselberge – und im Norden die Windräder. Sie spicken den ganzen vom Hainberg gekrönten dortigen Höhenzug. Angenommen, der Tourist wünscht eine »historische« Pferdekutsche zu besteigen, damit sie ihn über nur drei Kilometer, wie schon ab 1847 die Adelsspröbblinge, zum Bahnhof Mechterstädt befördere. Allerdings ist der Tourist zeitgemäß per hochbeiniger und breitmäuliger Geländelimousine angereist. Biegt er bei Waltershausen von der Autobahn ab, kommt er direkt aus dem Krieg. Der so gut wie nie abreißende Schlachtenlärm ist für empfindliche Ohren ungeheuerlich. Vom südlichen Dorfrand, Schloßpark und Familiengrabstätte eingeschlossen, hat man 300 bis 500 Meter »Distanz« zur A 4, die unter Hitler entstand. Wenn die Leute in Laucha nicht schon zu 70 Prozent taub sind, fresse ich eine Angelrute. Aber sie stöhnen eher unter den Ratenzahlungen für ihr schönes neues Eigenheim und haben sich deshalb flugs ein dickes Fell zugelegt.

Am Weiher, der in diesem Herbst eine neue Uferverschalung erhält, komme ich mit einem Angler ins Gespräch. Er klopft gerade einen Pfahl ein. Der Mann ist zufrieden. Der Privateigentümer des Schloßparks habe dem Anglerverein den Weiher günstig verpachtet und geize auch sonst nicht mit Unterstützung. Im kommenden Sommer wird der Angler wieder in seinem Campingstuhl thronen. Er läßt sich von der Sonne kitzeln und dünkt sich jedesmal König, wenn er einen Karpfen aus dem Weiher zieht. Schließlich gehen wir miesen Zeiten entgegen. Die rasend entwerteten Euroscheine, die der Geldautomat in Gotha für den Angler ausspuckt, kann er nicht essen. Er kann sie höchstens an seine Angelschnur hängen, als Köder. Oder sollte er in seiner größten Not sogar seine mit Schmalz getränkten Ohrstöpsel, die sowieso nichts nützen, als Köder auf den Haken speißen?

∞ Verfaßt 2022

* <https://www.sueddeutsche.de/bayern/coburg-stadtwappen-mohr-rassismus-nationalsozialismus-1.4951079>, 3. Juli 2020

** <https://parkgaststaette-laucha.de/geschichte/wasserschloss-laucha/>

Horten oder abstoßen?

Wer irgendwann unbedingt als »guter« Schriftsteller eingestuft werden möchte, sollte sich nicht zu viel erzählen lassen – beherrscht er die Kunst des Weglassens, hat er bereits halb gewonnen. Allerdings ist der Feind unglaublich hartnäckig. Ich selber schreibe seit nunmehr rund 25 Jahren auf Anhieb in der Regel immer noch zu ausufernd und entsprechend langatmig. Man hält alles, was einem auf der Zunge liegt oder was schon länger im Gehirnfach *Einfälle* schmort, für viel zu wichtig. Warum? Weil man in sich selbst, in die »eigenen« Geschichten und Interessen, vor allem jedoch Potenzen verliebt ist. Dämmert dem Autor im Zuge des Schreibens deshalb der Verdacht, dies und jenes habe er wohl besser zu opfern, sieht er bereits die Hexe den Dolch schärfen, mit dem sie ihm das Gemächte abzuschneiden gedenkt.

Die Herkunft des bekannten Wahlspruchs *less is more* (weniger sei mehr) liegt anscheinend im Nebel. An seiner Genialität dürfte freilich kaum zu rütteln sein. Er stimmt fast immer. Achten Sie einmal darauf, wie sich etwa die vielen Beispiele und Vorfälle in schlechten Abhandlungen oder Erzählungen gegenseitig entkräften und den ganzen Text mit der Blässe und Saftlosigkeit eben von Nebel oder von Käse überziehen. Das gilt selbst für einzelne Worte. Bringen Sie ein eher selten benutztes Wort wie *rütteln* in einem kurzen Essay oder gar in einem Absatz mehrmals, wird es notwendig stumpf und damit entwertet. Es rüttelt dann an einer anderen wichtigen Säule guter Texte, dem möglichst anschaulichen, treffenden und persönlichen Ausdruck. Durch die zügellose Wiederholung geht Ihr Zauberwort sozusagen den Bach hinunter. Wenden Sie nicht ein, so arm sei der Wortschatz der deutschen Sprache ja nun auch wieder nicht, daß sich nicht immer noch ein erfrischendes Wörtchen fände! Dreimal nichts – aber jede Regel hat ihre Ausnahmen. Der reiche Wortschatz ist nur dazu da, Ihnen die beste Auswahl zu ermöglichen. Mag es auch für *rütteln* oder gar *zermürben* je 20 Synonyme oder ähnliche Worte geben – in jedem neuen Zusammenhang gibt es lediglich *ein* Wort, das nun angebracht ist und somit, wie Rüpel sagen, »reinhaut« und hinfort im Glanz aller nur gedachten Bezugspunkte erstrahlt.

Selbstverständlich schmerzt opfern. Es tut besonders Leuten wie mir weh, die zeitweise unter der Fuchtel ihres Großvaters aufgewachsen sind. Der Werklehrer und Wandersmann Heinrich V. aus Kassel-Bettenhausen trennte sich gleichermaßen ungern von Dingen wie Leuten. Deshalb nahm er ja auch seine Tochter Hannelore und deren Knirpse bei sich auf, nachdem sie sich ihrerseits von ihrem Gatten getrennt hatte. Heinrich war eben anhänglich, treu, pflichtbewußt – leider auch als Frontsoldat im Zweiten Weltkrieg. Zu Hause, in der engen Mietwohnung, kam so schnell nichts bei ihm um. Die Seiten der Tageszeitung zum Beispiel – mehrmals gefaltet und dann aufgeschlitzt –

verwandelte er in Klopapier. Die Blätter wurden in einem offenen Holzkästchen gestapelt, das an der Klowand hing. Im vorderen Brettchen ein V-Ausschnitt, damit die Blätter mühelos zu entnehmen waren. Durch beharrliches Knautschen ließ sich der Lesestoff, der stets für Kurzweil sorgte, halbwegs geschmeidig machen. Eine härtere Phase stand bevor, wenn das Kursbuch der Bundesbahn abgelaufen war. Die gelbgetönten Seiten knisterten wie lackiert und impften einem gnadenlos das Wesen der Zahlen ein.

Den Weg zur Bettenhäuser Volksschule (in Kassel-Ost), wo mein Großvater unterrichtete, legte er durch Jahrzehnte auf seinem sorgfältig gepflegten schwarzen Drahtesel zurück. Erspähte er einen Bindfaden, der sich in der Weißdornhecke am Uferweg der Losse verfangen hatte, hielt er an und ließ ihn in seine Knickerbocker wandern. Seine Baskenmütze war ebenfalls schwarz. Regnete es, schützte ihn sein Kleppermantel, der grau und aus Gummi war wie die Fahrradschläuche. Von diesen trennte er sich, wenn sie ihm keine Lücke mehr für einen Flicker boten. Hatte ihm eine Reißzwecke einen Platten eingebracht, fand sie meine Großmutter Helene beim Auspacken der Satteltaschen wieder, vielleicht ins Komißbrot gepinnt, das er am Bettenhäuser Dorfplatz im *Konsum* kaufte. Bei aller Strenge, Spaß muß sein. Da sich auf diese sparsame Weise auch eine Menge verkrümmter, rostiger Nägel ansammelte, hieß es auf dem Amboß im Keller ein Viertelpfund geradeklopfen, wenn ich etwas ausgefressen hatte. Unangenehmer war nur Unkraut jäten. Er hatte einen Schrebergarten. Zu Reichtum kam er auf diese Art nie, aber ich glaube, der interessierte ihn auch nicht. Für ihn bargen die Dinge kein Machtpotential, sondern Verwendbarkeit. Verwendungsfähiges durfte man nicht verschwenden.

Man könnte nun vermuten, als Schriftsteller sollte ich doch eigentlich Heinrichs Sammeltrieb geerbt haben. Aber es kam, wie schon eingangs angedeutet, anders. Ich wurde Minimalist. Sobald ich den Eindruck haben kann, etwas nie mehr zu benötigen, lasse ich es über Bord gehen. Nicht ganz so skrupellos verfare ich mit Personen. Besitz belastet mich nur. Gewiß habe ich wegen meiner Wegwerfwut hin und wieder bittere Reue zu erleiden. Vor Jahren warf ich sogar meinen Zeichenblock aus der Gesellenzeit (um 1995) in einen Papiercontainer. Er enthielt einige packende freie Zeichnungen, wie ich glaube, etwa von einem abgeschlagenen Sessel, aus dessen Gurtung einem die nicht mehr verschnürten Sprungfedern beinahe wie entfesselte Zauberlehrlinge oder wie Faustschläge aufs Auge führen. Ausgediente Töpfe, Koffer, Beschläge, Werkzeuge und dergleichen hebe ich nie auf, obwohl ich sie gelegentlich händeringend vermisse. Der Minimalist will Sauberkeit, Übersicht, reinen Tisch. Er will mit möglichst wenigem auskommen, auch in Texten. Manche Bücher, meistens schlechte, benutze ich nur als unumgängliche Quellen,

etwa für meine *Nasen der Weltgeschichte*. Dann gönne ich sie nicht etwa der Recycling-Industrie oder verderbe nachfolgende LeserInnen durch sie; vielmehr zerlege ich sie und entfache über Wochen hinweg mit Hilfe einiger zerknüllter Buchseiten meinen Zimmerofen. Für die *Thüringer Allgemeine* oder die *Süddeutsche Zeitung* empfehle ich, dasselbe Verfahren schon vor ihrer Lektüre anzuwenden.

Von sämtlichen Büchern, die ich gelesen habe, bewahre ich kleine Notizzettel auf, die ich in einer Art Karteikasten einordne. Sie können notfalls auch als Belege dienen. Der Kasten ist nicht größer als jenes von meinem Großvater bevorzugte Komißbrot. Beim Wandern brachte Heinrich uns Enkeln einmal an einem Baggersee das *Ditschen* bei. Man läßt einen flachgeschliffenen Kieselstein so geschickt aus dem Handgelenk knapp über das Wasser flutschen, daß er möglichst oft aufditscht; er soll viele Hopser machen. Das ist nun eher eine Art der Vervielfältigung, nicht wahr? Nach manchen Quellen versuchten sich in dieser Gymnastik bereits Homers Helden Herkules und Jason, wenn sie auch, statt Steinen, ihre Schilde dazu benutzt haben sollen. Per Sidenius, Hauptfigur des Pontoppidan-Romanes *Hans im Glück*, lenkt sich am Strand des Sundes mit dem Ditschen von der drohenden Aussicht ab, seine hochfliegenden Hafenbaupläne ins Ostseewasser fallen zu sehen. Er war Ingenieur. Pontoppidans großangelegtes Werk erschien, auf dänisch, um 1900.

Während jene Quellen auf erforderliche Bedingungen wie einer Rotation der abgeschnellten Scheibe oder Mangel an Gegen- und Seitenwind hinweisen, scheint es für Heinrich Mann (1905) eher auf Zahlungskraft anzukommen. *Professor Unrat*, mit der Künstlerin Fröhlich an der Ostsee in der Sommerfrische, »zuckte die Achseln über den Brasilianer, der anstatt flache Kiesel über das glatte Wasser springen zu lassen, Markstücke dazu nahm ...« Das wäre meinem Großvater nicht so schnell eingefallen, schon mangels Geld. Dies alles habe ich nur bereit, weil es in *meinem* Komißbrot steht.

∞ Verfaßt 2023 • Siehe auch → Sprache, Vokabelheft

Für Carl Zuckmayer war der österreichische Schriftsteller **Ödön von Horváth** (1901–38), nach Brecht, »die stärkste dramatische Begabung« seiner Zeit. Die Zeit selber geizte auch nicht mit Dramatik. Die sozialkritischen »Volksstücke« des in Berlin lebenden jungen Österreichers mit dem ungarischen Namen, etwa *Geschichten aus dem Wiener Wald*, waren zunächst umstritten, dann kamen sie kaum noch zur Aufführung, weil sich das faschistisch verwaltete deutsche Kapital anschickte, alle Bühnen der Welt zu beherrschen.

Horváth hielt sich nun vorwiegend in Österreich oder der Schweiz auf, dabei nicht selten bei den Zuckmayers in Henndorf bei Salzburg oder Chardonne am Genfer See. Horváth war ein hübscher, dunkelhaariger, etwas tapsig wirkender Mann. »Wenige Menschen waren so geliebt, von Frauen, Freunden, Kindern, kaum einer hatte so wenig persönliche Feinde«, schreibt Zuckmayer in seinen 1966 veröffentlichten Erinnerungen.*

Am 1. Juni 1938 steigt der erfolgreiche Dramatiker aus Rheinhessen mit seinem Töchterchen Winnetou – es trug wirklich diesen verfehlten Namen – auf den Chardonner Mont Pèlerin, um auf den dortigen Waldwiesen Narzissen zu pflücken, »auch für Ödöns Zimmer«. Plötzlich braust schwarzes Gewölk heran, das sie unter den nächsten Heustadel scheucht, wo sie vor Kälte und Angst zittern. »Dies war der gleiche Sturm, der vom Atlantik her über ganz Frankreich hingegangen war und etwa eine Stunde oder eine halbe Stunde vorher Paris heimgesucht hatte.« Kaum ins Hotel zurückgekehrt, muß Zuckmayer durch den Telefonanruf eines gemeinsamen Freundes erfahren, Ödön von Horváth sei soeben bei dem Unwetter mitten in Paris auf der Straße verunglückt. Im *Brockhaus* wird dies alles in dem Wort »Unfall« zusammen gezogen.

Später, beim Begräbnis in Paris, erfuhr Zuckmayer Näheres. Dem Freund war ein herabstürzender schwerer Ulmenast zum Verhängnis geworden – erschlagen. Man weihte Zuckmayer auch in die merkwürdige Vorgeschichte dieses Unfalls ein. Gewährsmann aller Informanten dürfte Fritz H. Landshoff, damals Exil-Verleger in den Niederlanden, gewesen sein. Horváth hatte ursprünglich vorgehabt, von Amsterdam aus, wo er mit dem *Querido-Verlag* über einen neuen Roman verhandelt hatte, geradewegs zum Genfer See zu fahren. Doch dann habe der 36jährige, für alles »Skurrile und Absonderliche« stets besonders aufgeschlossen, einen vielberedeten Hellseher aufgesucht, berichtet Zuckmayer. Offenbar stützte sich jener bei seinen Weissagungen gern auf irgendein Geschenk, das der Klient von einem Freund oder einer Freundin erhalten und nun dem Hellseher vorzulegen hatte. Allein aufgrund dessen habe der Hellseher festgestellt, Horváth müsse sofort nach Paris fahren, weil ihn dort »das entscheidende Ereignis Ihres Lebens« erwarte. Das deckt sich weitgehend mit den Angaben in Landshoffs Erinnerungen, die 25 Jahre nach denen Zuckmayers erschienen.** Der Verleger sagt, er habe Horváth auf den Hellseher aufmerksam gemacht und ihn auch bei der Konsultation begleitet. Die folgenschwere Weissagung zitiert er mit den Worten: »Sie stehen am Vorabend einer Reise, auf der Sie das größte Erlebnis Ihres Lebens haben werden.« Offenbar nahm nun Horváth an, der gute Mann beziehe sich auf den gerade in Paris wirkenden, späteren Hollywood-Regisseur Robert Siodmak, der brieflich Interesse an einer Verfilmung von Horváths jüngster Erzählung *Jugend ohne Gott* bekundet hatte. Nebenbei handelt es sich dabei um ein

meisterhaft geschriebenes eindringliches Prosastück, das möglicherweise sowenig einer Verfilmung bedarf wie ein Klavier einen Heustadel benötigt.

Tatsächlich fuhr Horváth anderntags nach Paris und traf für den Nachmittag des 1. Juni eine Verabredung mit Siodmak und dessen Frau Bertha in einem Kino. Doch dann sei Horváth, so wieder Zuckmayer, schon vom Regen des aufziehenden Sturmes durchnäßt, aufgeregt am Kassenhäuschen erschienen – nur um Entschuldigung zu erheischen: man möge seine Karte bitte zurückgeben, er habe etwas Dringendes vor. Damit sei er wieder im »peitschenden Regen« verschwunden. Die »halb entwurzelte« Ulme*** am *Round Point*, unter der Horváth Minuten später möglicherweise Schutz gesucht hatte, konnte Zuckmayer am Begräbnistag noch besichtigen. Die Begleitumstände dagegen empfand nicht nur Zuckmayer als ziemlich rätselhaft. Horváth hatte am Unglückstag mehrere Pariser Freunde aufgesucht, denen seine »unerklärliche Unruhe« aufgefallen war. Man hatte Zuckmayer auch bestätigt, Horváth habe seit jeher an einer »Phobie« vor herabfallenden Gegenständen gelitten. »In den Städten schlug er große Bögen um jeden Neubau. Er hatte öfter geäußert, er werde einmal von einem Dachziegel erschlagen werden. Was an alledem zufällig, was ursächlich ist, entzieht sich menschlicher Beurteilung.« Landshoff spricht von einer »makabren Geschichte«, die der erschlagene Autor »hätte selbst erfunden haben können«, und betont im übrigen, was ihn selber angehe, sei er aller Hellseherei stets »mit tiefem Mißtrauen« begegnet.

Klar ist nur eins: Siodmak ließ sein Vorhaben fallen. Dafür drehte er (1943) *Draculas Sohn*.

∞ Verfaßt um 2015

* Carl Zuckmayer, *Als wärs ein Stück von mir*, hier Sonderausgabe Ffm 2006, S. 127 ff

** Fritz H. Landshoff, *Amsterdam, Keizersgracht 333*, Berlin 1991, S. 110

*** Die von mir aufgesuchten Internet-Quellen wimmeln von Baumsorten: Kastanie, Platane und dergleichen mehr. Ich halte mich an Zuckmayer.

Hunde

Coleen († 2010), Kind aus Thüringen, im Alter von drei Jahren von vier Bullterriern getötet. Coleens Berufswünsche sind nicht bekannt. Vielleicht wäre sie Gärtnerin, *Hartz-IV*-Empfängerin oder Diät(en)planerin eines »linken« Erfurter Landtagsabgeordneten geworden. Sie stammte aus dem nordthüringischen Oldisleben, einem Nachbardorf von

Sachsenburg, wo sie an einem Freitagnachmittag Ende Mai 2010 ihre 44jährige Tante besuchte, die ihr Haus unter anderem mit vier *American Staffordshire Terriern* teilte. Zum Tatzeitpunkt hielt sich das Kind im Haus, die Tante im Garten auf. Aus ungeklärten Gründen jäh von den Kampfhunden angefallen, flüchtet sich Coleen in die Arme ihrer ebenfalls im Haus anwesenden Urgroßmutter, die das kleine Mädchen zu schützen sucht, aber zu Fall kommt. Die 72jährige Frau wird von den Hunden schwer verletzt, das Mädchen buchstäblich zerfleischt. Es stirbt an Ort und Stelle, noch ehe der alarmierte Rettungswagen eintrifft.

Die Hunde, die keinen Zwinger besaßen, wurden noch am selben Tag von einem Amtsarzt eingeschläfert. Wie sich herausstellte, waren sie nicht angemeldet gewesen. Einige entsetzte DorfbewohnerInnen bekannten, sie hätten schon seit langem vor den kurzhaarigen, bulligen Tieren Angst gehabt. Eine Gutachterin bezeichnete die vier Kampfhunde als »tickende Zeitbomben«. Trotzdem kam die illegale Hundehalterin ein Jahr darauf vorm Amtsgericht Nordhausen wegen »fahrlässiger Tötung« mit einem Jahr Haft auf Bewährung und 80 Stunden gemeinnütziger Arbeit davon. Ihr Verteidiger hatte sogar auf Freispruch plädiert.*

Nach Pressemeldungen registrierten die Ordnungsämter Thüringens für das folgende Jahr 2011 genau 482 »Beißangriffe« von Hunden unterschiedlichster Rassen. Dabei seien in 281 Fällen Menschen verletzt worden, 73 von ihnen schwer. Daneben wurde ein 62jähriger Hofbewohner, im November desselben Jahres, in Wülfingerode, Kreis Nordhausen, von seinem eigenen Dobermann getötet. Er hatte ihn am späten Abend noch einmal aus dem Zwinger auf den Hof gelassen, wohl aus Gefälligkeit, zwecks Auslauf. Da fiel ihn der kurzhaarige, schwarzbraune Wächter an. Das hatte schließlich den gleichen therapeutischen Effekt, für den Hund.

Bundesweit soll es jährlich zu ungefähr 30–40.000 Bißverletzungen durch Hunde kommen. Todesopfer: im Schnitt drei. Die meisten Opfer sind Kinder, betont ein Zeitungsredakteur.** Grundsätzlich stellt der Mann die Hundehaltung mit keinem Komma in Frage. Das ist krassen Unrelevanten wie mir vorbehalten, die sich deshalb (und aus 100 anderen Gründen) vermutlich den Haß breiter Volksschichten zuzögen, sofern sie kein Schattendasein führten. Übrigens wächst das Hundevorkommen in Deutschland. Derzeit hätten wir schon fast 9 Millionen Hunde, versichert der Redakteur. Ich nehme an, hier waltet dasselbe Gesetz, das die Verarmten und Entrechteten bislang in Krisenzeiten vermehrt an die Kinokassen trieb. Und da sie jetzt nicht mehr ins Kino dürfen und auch keine Partys mit Zweibeinern mehr gestattet sind, wegen der Ansteckungsgefahr, sind sie

eben in der Lage, verstärkt Hundefutter einzukaufen. Das können sie wahlweise mit Maulkorb = Atemschutzmaske oder Online tun. So oder so, laufen sie an der Leine.

∞ Verfaßt 2020

* <https://www.spiegel.de/panorama/gesellschaft/toedliche-hundeattacke-gericht-verurteilt-halterin-zu-bewaehrungsstrafe-a-754280.html>, 31. März 2011

** Markus Brauer, <https://www.stuttgarter-nachrichten.de/inhalt.beissattacken-durch-hunde-sieben-fakten-ueber-gefaehrliche-hunde.07f89516-3c90-4e20-97b0-2c060c43141d.html>, 12. April 2018

Über die Kunst des Winselns um Gnade Ich habe mein Stück *Hunde wollt ihr ...* bei einem Wettbewerb eingereicht. Man wird vielleicht sagen: na prima – und warum erzählen Sie uns das? Weil ein Wunder geschah: meine Bewerbung wurde mir anderntags vom Sekretariat der Jury schriftlich bestätigt. Das hat Seltenheitswert. Es ist schon viel, wenn man nach fünf oder sieben Monaten auf eine entsprechende Nachfrage zu hören bekommt: »Der Preis konnte leider nicht an Sie vergeben werden. Aber hätten sie das nicht schon den Medien entnehmen können?« Schreibe ich dann zurück, ich besäße weder Zeitungsabonnement noch Fernsehgerät und sei von meinem Hausarzt auch vor dem Internet gewarnt worden, wissen diese Leute wenigstens, daß sie ihren Preis einem Kranken verweigert haben.

Nicht-Literaten ist es vielleicht nicht klar: diese Preisgremien, die über das Schicksal von Kunstwerken und Künstlern entscheiden, sind ganz überwiegend zu ihrem Amt gekommen wie die Amis und die Israelis zu ihren Atombomben: durch Selbstermächtigung. Sie hatten zufällig das Stiftungskapital, weil ein wackerer Verwandter das Dynamit erfunden hatte, oder doch wenigstens das Geld dafür, sich die Mehrheit in den zuständigen Parlamentsgremien oder sogenannten öffentlich-rechtlichen Anstalten zu verschaffen. Einmal am Hebel, haben sie es natürlich auch nicht nötig, ihre unerforschlichen Ratbeziehungsweise Ausschlüsse mit mehr als Phrasen beziehungsweise Schweigen zu begründen. Sie haben es noch nicht einmal nötig, Ausreden wie die sogenannten »Sachzwänge« zu bemühen. Sie kosten beim Überfliegen und Verwerfen der 300 bis 1.000 eingereichten Manuskripte ihre Macht aus, und dabei möchten sie nicht gestört werden, zumal sie noch den Hund Gassi führen müssen. Ich wäre nicht verblüfft, wenn 9 von 10 Mitgliedern unserer Literaturpreisgerichte HundehalterInnen wären. Trifft diese Vermutung zu, erklärt sich auch mein überwältigender Erfolg bei ihnen. »Sie pinkeln ja in jedem dritten Text die Hunde an!« hielt mir einmal bei einer Lesung eine ältere Dame vor. Ich stellte richtig: »Wenn schon, dann die HalterInnen der Hunde, bitte schön!« Es half

nichts. Sie fuhr verzweifelt fort: »Was haben Sie denn gegen Hunde? Hatten Sie in ihrer Kindheit traumatische Erlebnisse mit ihnen? Dann hülfe vielleicht eine moderne Verhaltenstherapie. Wissen Sie, der Therapeut führt Sie ganz allmählich an den Hund heran, vom Dackel bis zum Dobermann, und früher oder später werden Sie freudestrahlend erkennen: *Der tut mir ja gar nichts, der ist ganz lieb!*«

Ich bin mit Hunden aufgewachsen und kann mich von daher nicht über sie beklagen. Im nordhessischen Städtchen Gudensberg, wo wir am Ortsrand wohnten, lag die schwarze Schäferhündin Anka nachts in ihrem Zwinger, um meine dreikäse hohen Träume zu bewachen. Tagsüber tollten wir oft durch die Felder. Mein Argwohn gegen Hundehaltung wurde erst geweckt, als ich mich um 40 mit Philosophie und um 50 mit anarchistischen Kommunen befaßte. Mir dämmerte, hier stimmt etwas nicht. Meine Mitkommunarden ekelten sich vor Befehlshabern und Hierarchien, aber ihren Köter maßregelten und züchtigten sie wie andere Leute ihr Kind. Das war ja bei uns verboten, das Kinderzüchtigen. Also boten sich die Hunde an. Und sie hätschelten ihren Köter auch wie andere Leute ihr Kind. Sie befließigten sich also der Methode *Zuckerbrot & Peitsche*, die nach allem, was ich gehört und gelesen hatte, in libertär gestimmten Kreisen verpönt, ja sogar verachtet wird. Hier war es plötzlich hoffähig, daß ein Mitwesen in einem fort entweder um Befehle oder aber um Liebe bettelte. Hier nahm man plötzlich an Sklavenhaltung keinen Anstoß. Hier durften plötzlich vierbeinige Verkörperungen der Unterwürfigkeit Tisch und Bett der anarchistischen Kommune teilen. Freilich kann ich es inzwischen, nach 15 Jahren der rotgrünen Restauration, irgendwo auch wieder verstehen. Die Kommunen kämpfen ums Überleben; sie haben wenig Zulauf; man sollte ihnen nicht auch noch die Hunde wegnehmen.

Um das Machtgefühl zu studieren, das aus Hundehaltung erwächst, genügt es eigentlich, die Gesichtszüge eines Amtsgerichtsdieners oder einer Supermarktverkäuferin zu beobachten, deren dänische Dogge gerade das Hinterbein hebt. Sie dürfen ungestraft jeden Laternenpfahl anpinkeln, den Staat! Sie dürfen ungestraft die Haustür anpinkeln, des Nachbarn! Sie dürfen das *deutsche Reinheitsgebot* unterlaufen und hinscheißen, wo sie wollen! Sie dürfen das Grundgesetz aushebeln, denn wo ein Rottweiler auf einem Feldweg steht, hat die Freizügigkeit ihre Grenzen. Dafür werden sie selber vom Erwerb eines Waffenscheins befreit. Übrigens hat die Freizügigkeit schon dort ihre Grenzen, wo sich der Wächter des Hauses mit einem Gebell an den Maschendraht wirft, das jedem herzschwachen Rentner drei Tage Lebenserwartung raubt.

Der Lieblingseinwand der HundehalterInnen ist bekannt: *Ich will ja nicht sagen, Sie hätten das alles an den Haaren herbeigezogen, aber für meinen Langhaardackel gilt*

das nicht! Grundsätze, die für alle Mitglieder einer Gemeinschaft gelten, sind den HundehalterInnen scheißegal. Ein Grundsatz ist es zum Beispiel, niemanden zu bedrohen. Was sollen wir aber von einem Menschen halten, der uns mit einem Messer in der Hand entgegen kommt? Sollen wir uns da mit dem Gedanken trösten, vielleicht will er nur Kartoffeln schälen oder Spargel stechen? Nein – ich habe *in jedem Falle Angst*. Denn jederöffnungsfähige Hunderachen *ist* ein Messer. Und das Angstmachen ist der beliebteste Volkssport auf Erden. Macht man nicht mit Hunden Angst, dann vor der Hundegrippe. Ein Mensch, der mit seinem Köter umherstolziert, ob angeleint oder nicht, steht jenen Preisgremien in der Selbstermächtigung um keinen Deut nach. Mir bleibt nur übrig, zu reagieren, ob mit Schweißausbruch, Umweg oder Beschimpfung.

Ich verlasse das schlüpfrige Pflaster der Psychologie und betrete die Volkswirtschaft. Man überschlage einmal, wieviele Indiokinder von dem Geld, das wir Zivilisierten für Hundehaltung ausgeben, 10 Jahre lang ernährt und auf eine höhere Schule geschickt werden könnten. Freilich, den Indiokindern könnte der Futtermulti *Mars Incorporated* nicht so leicht »Pedigree Pal« verkaufen, noch nicht. Für diesen ist es einträglicher, eine sogenannte Expertin zu kaufen, die in einer auflagestarken Haustierzeitschrift verkündet, diese und jene Hundesorte sei besonders kinderlieb. Die uns alle Vierteljahre erfreuenden Meldungen, Hund Soundso hätte Kleinkind Soundso totgebissen, seien nur Zeitungsenten. Und was ist denn von jenen *Menschenversuchen* zu halten, die an palästinensischen oder afghanischen Kindern angestellt werden, indem sie vor den Augen ihrer Eltern von den Befreiern ihres Landes erschossen werden? Man sperrt diese Kinder zu diesem Zwecke noch nicht einmal in Tierheime oder Labore ein, das wäre viel zu teuer.

Man wird vielleicht einwenden, wer Hundefutterfabriken boykottiere, mache Tausende von armen Menschen arbeitslos. Das Argument wiegt allerdings schwer, gibt es doch in Deutschland seit jenem unseligen Nachkriegstag, da wir die KZs schließen mußten, nichts Verwerflicheres als die Vernichtung von Arbeitsplätzen. Deshalb macht sich auch die sogenannte »Linkspartei« für fünf Meter breite *Offroader* und geschickt lackierte Schützenpanzer von *Volkswagen* stark. Am liebsten würde sie ihre ehemalige Landsmännin Angela Merkel bitten, das nächste milliardenschwere Rettungspaket ins Ozonloch zu werfen. Dadurch würde das Ozonloch endlich deutlich größer, und dem Aufschwung in unseren Hautkrebskliniken stünde nichts mehr im Wege.

Am meisten fürchte ich freilich den Einwand, ich möge gefälligst etwas weniger bissig schreiben, dann machte ich mir auch nicht so viele Feinde, wogegen meine Aussichten, jemals einen Literaturpreis zu erringen, sicherlich sprunghaft anstiegen. Ich fürchte diesen Einwand, weil er kaum zu entkräften ist. Denn die Sache ist, wie sie der

Schriftsteller Hans Henny Jahnn einmal vor der Literaturklasse der Mainzer Akademie beschrieb: Niemand könne plötzlich beschließen, wie Hedwig Courths-Mahler zu schreiben. Denn jeder sei auf sein Naturell festgenagelt, so wie der Hund auf sein Fell.

∞ Verfaßt 2012

Als der junge Betriebswirtschaftsstudent **Peter Pompetzki** am 31. Juli 1991 in der im Keller gelegenen Schwimmhalle seines Goddelsheimer Elternhauses nachsieht, liegen zwei nackte Leichen am Beckenrand. Es sind seine Eltern Annemarie (54) und Walter (55). Angeblich hatte er seit Tagen vergeblich versucht, sie von seinem Studienort Marburg aus telefonisch zu erreichen. Der Vater war ein wohlhabender Architekt und Bauunternehmer, zudem leidenschaftlicher Jäger. Allerdings war er im Begriff gewesen, seine Baufirma aufzugeben. Beide Opfer wurden – wahrscheinlich mit der 635er-Handfeuerwaffe des Vaters – von hinten erschossen. Da in der Villa einige wertvolle Dinge fehlten, darunter Schmuck und Teppiche, sah die Sache zunächst nach Raubmord aus.

Goddelsheim liegt unweit der nordhessischen Kreisstadt Korbach. In dieser hatte Peter Pompetzki sein Abitur als Jahrgangsbester der angesehenen *Alten Landesschule* gemacht. Er galt als sehr intelligenter Musterschüler und in sich gekehrter, wenn auch ehrgeiziger Einzelgänger. Offenbar hielt er in der Freien Marktwirtschaft schon als Student mit hohen Einsätzen mit, hatte er doch, wie die Kripo feststellte, kurz vor der Bluttat beim Handel mit Optionsscheinen rund 26.000 DM verloren. Zudem gab der Kripo die unterkühlte Art zu denken, mit der Pompetzki das grausige Geschehen um seine Eltern aufnahm. So verwundert es nicht, wenn sie auf die Theorie verfiel, er habe den angeblichen Einbruchsdiebstahl lediglich vorgetäuscht, um von seiner eigenen Täterschaft abzulenken. Das Motiv vermutete sie in der winkenden Erbschaft, allgemeiner ausgedrückt in Habgier also, einem klassischen Mordmotiv.

Der in Untersuchungshaft sitzende Sohn beteuerte seine Unschuld. In Briefen an Bekannte verwies er auf das stets enge und gute Verhältnis zu seinen Eltern. Die in der Villa verschwundenen Wertsachen einschließlich der mutmaßlichen Tatwaffe tauchten nicht auf. Der Prozeß vorm Kasseler Landgericht (Vorsitz Wolfgang Löffler) begann im Herbst 1992. Die Verteidigung nannte das angebliche Motiv dünn und pochte darauf, am Tatort hätten sich nicht die geringsten Spuren gefunden, die auf ihren Klienten gedeutet hätten. Dagegen sprach die Staatsanwaltschaft von den plump gelegten, offensichtlichen »Trugspuren« im Haus und hielt dem Angeklagten widersprüchliche Aussagen vor. So habe er nach seiner Darstellung nur für fünf Sekunden durch die Kellertür ins

Schwimmbad geblickt, den Unfall jedoch der Polizei gegenüber mit den Worten gemeldet, seine Eltern lägen »erschossen« im Keller. Das hätte er, bei den lediglich erbsengroßen Einschußstellen im Rücken des Vaters, in der geringen Zeit unmöglich von der Tür aus erkennen können. Auch sein Alibi fand die Staatsanwaltschaft wenig überzeugend, zumal eine Goddelsheimer Einwohnerin beschworen hatte, ihn am 29. Juli und damit einen Tag nach der Bluttat in Ortsnähe am Steuer seines Wagens gesehen zu haben – während er nach eigener Aussage in Marburg gewesen sein wollte.

Am 17. Mai 1993, nach 38 Verhandlungstagen, wurde Peter Pompetzki ausschließlich aufgrund von Indizien schuldig gesprochen und zu Lebenslänglich verurteilt. Seine Verteidiger kündigten sofort Revision an. Aber das hatte sich zwei Tage darauf erübrigt, als man den inzwischen 23jährigen Untersuchungshäftling am Gitter seiner Zelle erhängt vorfand. Er hatte zu seinem Selbstmord eine Spiegelscherbe zum Aufschneiden der Unterarme und das Kabel seines Fernsehgerätes benutzt. In einem Abschiedsbrief beteuerte er erneut seine Unschuld.

Sein Testament hatte er bereits zwei Tage vor der Urteilsverkündung niedergelegt. Danach war das Sozialempfinden des Unternehmersohnes vorherrschend auf bestimmte Vierbeiner gerichtet. Zwecks Versorgung seines Chow-Chows *Askan* vermachte er dem Korbacher Tierheim zunächst ein monatliches Unterhaltsgeld von 5.000 DM – über den Rest seines (elterlichen) Vermögens, etwa 4,8 Millionen DM brutto, könne das Tierheim nach Gutdünken verfügen. Hund *Askan* starb 1996. Außerdem hatte Pompetzki sein Testament benutzt, um Schwarzgeldkonten seines Vaters zu verraten, die in der Schweiz und in Österreich lagen. Nebenbei waren die FahnderInnen bald nach dem Tod der Eltern in einem blinden Lüftungsschacht der Villa auf einen Tresor gestoßen, der Wertpapiere und Bargeld im Wert von 800.000 DM enthielt.

Ein im Auftrag des *HR* gedrehter Dokumentarfilm des Kasseler Regisseurs Klaus Stern von 2000 legt den Verdacht nahe, die Polizei habe dilettantisch gearbeitet und das Gericht habe sich ein Fehlurteil erlaubt. Doch gehe es Stern keineswegs um eine »lärmende Justizschelte«, so der *Spiegel* am 18. Februar 2001, »sondern um den präzisen Blick in die Abgründe eines äußerlich harmonisch erscheinenden Familienlebens«. Der *Waldeckischen Landeszeitung* zufolge* hatte Pompetzkis Mutter Annemarie unter einer Abtreibung und häufigen Depressionen gelitten. Eben deshalb habe sich Walter Pompetzki zur Aufgabe seines Baugeschäftes entschlossen, um seine Zeit »ganz und gar« seiner Frau widmen zu können. Das glaube, wer Baulöwen liebt. Den Sohn hatte der Unternehmer womöglich noch nie auf der Rechnung. Wie Richter Löffler in seiner Urteilsbegründung behauptet hatte, war es schon in der Schulzeit Peter Pompetzkis »ganzes Bestreben,

möglichst schnell zu möglichst viel Geld zu kommen«. Andere Lebensfreuden habe er nicht gekannt. Ein Freund der Familie hatte vor Gericht ausgesagt, in den Auseinandersetzungen um die Zukunft der Baufirma habe Pompetzki seinen Eltern schon einmal versichert, wenn sie das Geschäft aufgäben, brächte er sie um. Ob diesem in diesem Detail einzigen Zeugen zu trauen ist, weiß natürlich keiner.

In einem deutlich jüngeren Artikel** kommt die erwähnte *Waldeckische Landeszeitung* anlässlich der Pensionierung der Leiterin des Korbacher Tierheims auf den Fall Pompetzki zurück. Im Nachhinein bewerte Hella Klempert-Wilke die Erbschaft »als Fluch und Segen zugleich«. Zwar sei es dadurch möglich gewesen, »das Heim auf hohem Standard zu erweitern«, doch gleichzeitig sei auch die Spendenbereitschaft der Bevölkerung zurückgegangen. »Dabei hatten wir durch das vergrößerte Heim auch mehr laufende Kosten«, stellte die Tierschützerin klar. Moralische Fragen werden in dem Artikel nicht gestreift. Wäre es nach mir gegangen, hätten wir TierschützerInnen damals den Korbacher *Conti-Gummiwerken* ihr am Hauptbahnhof gelegenes säulenbewehrtes, traditionsreiches und geräumiges Verwaltungsgebäude*** abgekauft, um es in ein ganz neues, geradezu fürstliches Tierhotel zu verwandeln, während das schäbige und kleine alte Tierheim im Korbacher Industriegebiet sicherlich noch für eine Flüchtlingsherberge gut gewesen wäre.

∞ Verfaßt 2023 (30. Todestag)

* »Peter Pompetzki zu lebenslanger Haft verurteilt«, *WLZ* 18. Mai 1993

** <http://www.wlz-online.de/waldeck/korbach/spektakulaere-sachen-gemacht-5391674.html>, *WLZ* 28.

Januar 2010

*** Conti unterm Hakenkreuz (Foto):

http://www.gedenkportal-korbach.de/images/verwaltungsgebaeude_image004.jpg und

http://regiowiki.hna.de/H%C3%A4user_in_Korbach:_Conti-Verwaltungsgeb%C3%A4ude

Die anderthalb Spalten über *Hunde* und insbesondere *Haushunde* sind zum Weglaufen mangelhaft. Von einer Fragwürdigkeit der Hundehaltung haben die *Brockhaus*-Redakteure noch nie auch nur ein kurzes Winseln vernommen. Vermutlich halten sie selber alle einen Hund. Sie verkünden, man schätze rund 400 Haushundrassen auf diesem Planeten, kommen aber nicht im Traum auf die Idee, das könnten ungefähr 400 zuviel sein.

Nach dem traurigen Auftakt will ich Sie nicht ohne eine lustige Hundegeschichte entlassen. Der US-Komponist **John Barnes Chance** (1932–72) wurde Opfer sowohl seiner Hundeliebe wie seiner Rücksichtnahme auf denkbare Opfer seiner Hunde. Er bewohnte

ein Haus mit Hinterhof oder Garten in Lexington, der größten Stadt Kentuckys, wo er seit 1966 Hochschullehrer war. Chance selber hatte Musik in seinem Heimatstaat Texas studiert, hatte Erfahrungen als Orchesterpauker und als Arrangeur für Orchester der US-Army gesammelt. Offenbar machte er sich dabei auch für Völkerverständigung stark: »While serving in Seoul, South Korea, as a member of the Eighth U.S. Army Band, Chance came across a pentatonic Korean folk song that served as the inspiration for his 1965 composition *Variations on a Korean Folk Song*, which became his best-known work.«* Demnach hatte der einheimische Folksong den Besuch überseeischer Soldaten im sogenannten Koreakrieg überstanden. Chances Schöpfung wurde ein Jahr darauf mit einem Preis bedacht. Sechs Jahre später, inzwischen 39, stand Chance gewiß im Begriff, sich unter die namhaftesten Komponisten sinfonischer Blasmusik einzureihen. Da entschloß er sich Mitte August 1972, in seinem Hinterhof (»backyard«) oder Garten ein Zelt zu errichten.** Vielleicht stand die übliche Geburtstagsfeier (mit Blasmusik) an, oder Chances Buben wünschten ferienhalber die UreinwohnerInnen des Landes zu spielen, falls er Buben hatte. Bei diesem Geschäft berührte der Komponist mit einer Zeltstange aus Metall versehentlich den Elektrozaun, mit dem er seine Hunde in die Schranken gewiesen hatte. Da der Zaun in Betrieb war, erlitt Chance einen tödlichen elektrischen Schlag.

∞ Verfaßt um 2015

* William Pugatch 2006 im *Handbook of Texas*: <https://www.tshaonline.org/handbook/entries/chance-john-barnes-barney>

** Nach 2015 von mir aufgestöberten Angaben der *Ridgewood Concert Band* aus New Jersey. Leider sind diese Angaben im Internet nicht mehr greifbar. Offenbar heißt das Orchester inzwischen *The New Jersey Wind Symphony* [<https://njwindsymphony.org/>]. Fast alle übrigen Quellen zu Chance sprechen unter rücksichtsvoller Ausklammerung der Hunde von einem Elektrounfall. Ausnahme: https://www.classiccat.net/chance_jb/biography.php, Stand 2023. Betreiber Wim Roffel aus dem niederländischen Leiden erwähnt auch Gattin Linda und zwei Kinder.

Siehe auch → Blog R.: mehrere Erzählungen mit Hunden, voran *Hunde wollt ihr ...*, ursprünglich ein Theaterstück

Im *Brockhaus* wird die Gattin des hochdekorierten Chemikers und Militaristen *Fritz Haber* übergangen: **Clara Immerwahr** (1870–1915). Sie war zu unwichtig. Dabei war auch Immerwahr Chemikerin und als solche mit 30 erster weiblicher Doktor der Universität Breslau gewesen. Der verhängnisvolle Fehler, die Gattin Fritz Habers zu

werden, den sie in einer Tanzschule kennengelernt hatte, unterlief ihr bereits ein Jahr darauf, 1901.

Damals war Haber Professor in Karlsruhe. Ab 1911 stand er sogar, als »Geheimrat«, dem Kaiser-Wilhelm-Institut für Physikalische Chemie in Berlin-Dahlem vor. Damit war die Forschungstätigkeit der Professoren- und Geheimratsgattin, die 1902 unter Mühen einen kränklichen Sohn geboren hatte, endgültig beendet. Als solche hatte sie freilich nicht mehr lange zu leben. Dem Witwer schanzte man 1918/19 den Nobelpreis zu: offiziell für die Erfindung des Kunstdüngers. Das hätte Clara vielleicht noch geschluckt, weil ihr Erzeuger, ein schlesischer Gutsherr, ebenfalls schon erfolgreich mit Kunstdünger experimentiert hatte. Aber zum einen kam Habers Herstellung künstlichen Ammoniaks nicht nur landwirtschaftlichen sondern auch militärischen Gelüsten entgegen (Sprengstoff); zum anderen war er daneben federführend an der Entwicklung des Giftgases beteiligt gewesen, das die Deutschen mit der erwünschten verheerenden Wirkung im zurückliegenden Weltkrieg eingesetzt hatten, dabei oft mit Wissenschaftler, Beobachter und Einsatzleiter Fritz Haber an vorderster Front. Seiner Gattin kommt das (1915) bereits bei Probevorführungen mit Haustieren als »Perversion der Wissenschaft« vor. Von ihren Einsprüchen läßt sich Haber jedoch nicht beirren. Dagegen ist die Chemieindustrie begeistert, sind doch die Exportmärkte für Chlorgas über Nacht »weggebrochen«, weil sie nun in Feindesland liegen. Am 22. April 1915 findet der erste große tödliche Giftgaseinsatz statt: mit 150 Tonnen Chlorgas nach dem Haberschen Blasverfahren an der Westfront bei Ypern. Nach dem Gelingen dieses Einsatzes endlich zum »Hauptmann der Reserve« befördert, lädt Haber für den 1. Mai in seine Dahlemer Villa zum Festgelage ein. Am nächsten Morgen, während Haber noch seinen Triumph ausschläft, entwendet Immerwahr seine Dienstpistole und versetzt sich unter den Parkbäumen der Villa, nach einem Probeschuß in die Luft, einen Schuß ins Herz. Nach spätestens zwei Stunden ist die 44jährige tot.

Ein antimilitaristisch-moralischer Untergrund ihrer Selbsttötung ist wahrscheinlich, nur leider nicht belegbar, weil verschiedene entsprechende Dokumente, darunter vom Hauspersonal bezeugte Abschiedsbriefe, teils durch den Krieg, vor allem jedoch durch vorsorgliche Eingriffe familiärer Hände verloren gingen. Die Weste des Giftgasfürsten sollte kein Fleckchen Blut aufweisen. Zudem läßt sich aber denken, daß es Immerwahr angesichts ihres kahlköpfigen, dafür schnurrbärtigen Gatten, sofern er einmal zu Hause war, inzwischen vor Enttäuschung und Ekel schüttelte. Autoritär, ehrgeizig, leicht reizbar, dürfte er für die sanftmütige Clara geradezu erdrückend gewesen sein. Wie sich versteht, war er, obwohl oder weil Jude (wie sie), ein glühender Vaterlandsverehrer.

Nach ihren Einwänden gegen seine militärische Dienstbarkeit verpaßt er ihr jede Wette einen Maulkorb für öffentliche Äußerungen. Viel auf Reisen oder eben im Felde, gestattete er sich natürlich auch einige sexuelle Seitensprünge. Schon 1909 hatte Clara in einem Brief geklagt, Habers »menschliche Qualitäten« seien »nahe am Einschrumpfen«. * Noch am Selbstmordtag rückt Haber plangemäß und vermutlich erleichtert an die Ostfront aus, neuen Giftgaseinsätzen entgegen. Heute gehört die Villa, in deren Garten sich Immerwahr erschöß, zum Hort der Freien Forschung *Fritz-Haber-Institut*. Um einen deutlichen Hinweis auf Immerwahrs Pistolenschüsse wird scheints noch gerungen. **

∞ Verfaßt 2020

* Nach Jörn Heher: <https://wissenschaft-und-frieden.de/artikel/clara-immerwahr-und-fritz-haber/>, 1992

** https://www.berliner-woche.de/dahlem/c-kultur/bezirksverordnetenversammlung-fordert-gedenkstele-fuer-chemikerin-und-frauenrechtlerin_a195571, 8. Januar 2019

Imperialismus

Die 16 *Marianen*-Inseln im westlichen Pazifischen Ozean wurden nach ihrer »Entdeckung« zunächst von den Spaniern einkassiert; später gingen sie an Deutschland und Japan, zuletzt (1947) an die USA. Der bekannte Seefahrer und Schurke Ferdinand Magellan hatte sie (1521) ursprünglich **Diebsinseln** genannt, sodaß sie, als solche, auch noch einen Verweis in *Brockhaus* Band 5 haben. Angeblich hatten die InsulanerInnen damals sofort ein paar verlockende Dinge mitgehen lassen, als sie von den weißen Besuchern an Bord gebeten worden waren. Sogar ein ganzes Beiboot sollen sie dem armen Magellan gestohlen haben. Das ist natürlich ein dickes Ding – mit den gut 1.000 Quadratkilometern Landfläche verglichen, die sich die Kolonial- beziehungsweise *Schutzmächte* in dieser Pazifikgegend unter den Nagel reißen sollten.

Die BewohnerInnen der Inseln, vor der »Entdeckung« und der etwas gewaltsamen Bekehrung zum Christentum vielleicht 100.000, waren den Imperialisten weniger wichtig als das Land. Nach dem langwierigen Krieg gegen die spanischen Eroberer gab es nur noch rund 5.000 von ihnen. Später sorgten auch eingeschleppte Krankheiten und zwei fette Weltkriege für Verheerungen. Noch heute glichen die Inseln einem »militärischen Trümmerfeld«, heißt es (2023) auf der deutschen Webseite von *Amnesty International*.

Die südlichste Insel der Marianen, Guam, beherbergt einen wichtigen Luftwaffenstützpunkt unserer nordamerikanischen Freunde. Sobald Sahara Wagenknecht

ins Bundeskanzleramt eingezogen ist, wird sie Washington bitten, das hiesige US-Drohnen-Steuerzentrum in Ramstein (bei Kaiserslautern) ebenfalls nach Guam zu verlegen, weil sie in dem dann verwaisten, wenn auch immer noch eingezäunten Gelände ein Biotop für seltene, vom Aussterben bedrohte Lurche, darunter verstockte Randfiguren wie mich, anzulegen gedenkt. Das hat mir ein Maulwurf verraten, den ich im Autorenkreis der *NachDenkSeiten* habe, die neuerding schon wie die Besessenen für Wagenknecht und ihre angeblichen riesigen Umfragwerte trommeln.

∞ Verfaßt 2023

Hören Sie Furchterregendes von den **Furchenwalen**. Laut *Brockhaus* zählt man mit dem Blauwal sogar das schwerste und längste Tier unseres Planeten zu ihnen: bis 130 Tonnen und bis 39 Meter. Frischgeborene Säuglinge sind bereits mindestens sieben Meter lang – eine flotte Segeljacht. Den Gattungsnamen verdanken all diese schwimmenden Festungen Furchen an Kehle und Brust, die eine »starke Erweiterung der Mundhöhle« ermöglichen – also gut fürs Verschlingen riesiger Wasserschwälle, die reichlich Krebse, Fische und dergleichen Meeresfrüchte in den Walmagen spülen. Übrigens sind Blauwale auch bis zu 50 Stundenkilometer schnell, was leider ihre Beinahe-Ausrottung durch den Zweibeiner nicht verhindern konnte.

Um es ehrlich zu sagen: für mein Empfinden haben wir mit dem Imperialismus, heute »globalisierte Weltwirtschaft« genannt, mit Abstand das übelste Ungeheuer auf Erden. Bei ihm dienen die verbergbaren Furchen dazu, uns vorzugaukeln, es pflüge die Meere »nur für den Weltfrieden« um. Der Berliner Zauberkünstler, Schriftsteller und Ex-Hochschullehrer Michael Schneider, inzwischen über 80, hat sich gerade an einen kurzen Rundschlag gegen dieses verschlagene Ungeheuer gewagt.* Sollten Sie Mühe haben, den ungefähr 95 Prozent Ihrer Bekannten, die Sie wegen Ihrer »kompromißlosen« Ablehnung des Ungeheuers für einen Kindskopf / Verschwörungstheoretiker / Gefährder halten, Paroli zu bieten, brauchen Sie lediglich Schneiders beleg- und aufschlußreichen, gut aufgebauten Text aufzurufen. Das sollen die erst mal widerlegen! Das stärkste Zauberkunststück zeigte Schneider übrigens mit seinem Ausscheren aus dem großen Umfallen der Linken während der ersten rotgrünen Jahre des wiedervereinigten Deutschlands. Fast alle, seinen Bruder Peter Schneider eingeschlossen, duckten sich und stammelten Realpolitisches.

Die jüngste Weltpolitik stand zunächst im Zeichen des Kampfes gegen ein grotesk aufgeblasenes Killervirus (Corona) – falls Sie sich noch erinnern. Die erheblichen Schäden

dieses Kampfes, etwa durch Einübung von Kadavergehorsam und Einspritzung ungeprüfter, wahrscheinlich höchstgefährlicher Impfstoffe, werden inzwischen möglichst beschwiegen, sonst verharmlost. Dabei hilft das nächste, das Killervirus ersetzende Monster: der zähnefletschende russische Bär, der nach der Ukraine auch unser Deutschland fressen will. Tatsächlich sind es freilich die Massen, die sämtliche Propaganda brav aus ihren Satellitenschüsseln schlecken. Als Hauptantriebe dieser Weltpolitik stellt Schneider die Motive Verblödung der Völker (Umwertung) und Finanzkrise 2019 heraus. Dahinter steckt natürlich das Bemühen unserer Eliten, sich die Futtertröge zu erhalten. Schneider meint belegen zu können, der Kapitalismus habe bereits 2019 kurz vorm Zusammenbruch gestanden.

Erfreulicherweise merkt Schneider ausdrücklich an, ein blendendes Zauberwort der (Post-)Moderne sei »wissenschaftlich«. Er kann sich dabei auf Hanna Arendt und Erwin Chargaff berufen. Er selber pocht freilich ebenfalls auf Wissenschaft: »Grundlage der Durchsetzung von nie dagewesenen Einschnitten in Bürger- und Grundrechte waren nicht etwa sorgfältige wissenschaftliche Untersuchungen ...« Nebenbei benutzt er zu oft Fremdworte und verbeugt sich, wie fast jeder, vor Akademikern: »Psychologie-Professor Klaus Jürgen-Bruder« / »Fabio Vighi, Professor für Kritische Theorie« und so weiter.

Meiner Ansicht nach sollte man »das Wissenschaftliche« völlig vermeiden. Das ist doch nur noch ein von jeglichem Sinn entleertes Hüllwort für ein unlauteres Vorgehen, das mit dem herkömmlichen Ethos nichts mehr zu tun hat: kritisch sein, wahrheitsliebend, treffend sein, sorgfältig, überprüfbar, im ganzen stets redlich. Übrigens wäre ich nicht verblüfft, wenn die Entleerung dieses Begriffs bereits begann, als Marx und Engels die Ärmel aufkrepelten, um der Arbeiterklasse den »wissenschaftlichen Sozialismus« zu schenken. Was für ein Schmarren! Und in welcher Jauche endete er!

Am Schluß seines Beitrages kann sich Schneider nicht verkneifen, mit dem (nicht nur bei ihm) üblichen zweckoptimistischen Stummelschwanz zu winken: möglicherweise käme, bei allen trüben Aussichten, eine neue (»multipolare«) Epoche auf uns zu. Ich könnte mir denken, er hat bestenfalls verschwommene Vorstellungen, wie ein verschwindend kleines Häuflein Aufrechter dem Epochenumbruch unter die Arme greifen oder gegebenenfalls auch Einhalt gebieten könnte. Entsprechend wird in seinem Text, sofern ich nicht irre, der früher von Linken oft beschworene Gesichtspunkt der »Massen« und der »Massenbasis« wohlweislich ausgespart. All diese Milliarden Smartphone-Süchtigen, die wir bereits haben – sie kommen bei ihm kurzerhand nicht vor. Auch das gewaltige Problem der Mammutgestalt oder auch Blauwaligkeit der postmodernen Welt übergeht er. Aber das macht ja nahezu jeder.

∞ Verfaßt 2024

* Michael Schneider, <https://www.manova.news/artikel/die-umwertung-aller-werte>, 10. Februar 2024

Siehe auch → Bevölkerungsfrage, Folgen eines Skiunfalls → Corona, Schauernmärchen → Gewalt, Verbrecher-Innen → Krieg → Magufuli (Tansania) → Schutz → Sklaverei, Toussaint → USA

Impfen

Die 32jährige Psychologin **Dana Ottmann** war in einer Rehaklinik in Löhne (bei Herford) angestellt. Sie ließ sich gegen Corona impfen. Anschließend wurde sie wieder von starken Kopfschmerzen heimgesucht, die sie aber ihrer Neigung zu Migräne anlastete. Wenige Tage später, am 9. März 2021, fand ihre Mutter Petra sie tot im Badezimmer. Am Monatsende ging Petra Ottmann an die Öffentlichkeit. Ihr zufolge hatte die Klinik »einen gewissen Druck« auf das Personal ausgeübt. Dabei hätten doch »kaum Erfahrungen« mit dem Impfstoff vorgelegen. Die Tochter hatte ihre Neigung zu Migräne durchaus angegeben, doch diese ist nach einem Befund der Universität Greifswald nicht für ihren jähen Tod verantwortlich. Vielmehr habe eine »Immunreaktion« auf den Impfstoff stattgefunden, die zu einer Gerinnungsstörung mit Einblutung ins Gehirn geführt habe.*

Ich wiederhole: die Frau war 32 Jahre jung. Mal sehen, wann der erste Leichen-geruch von 12jährigen an die Öffentlichkeit dringt. Nebenbei bemerkt, haben wir an den Schulen *noch* keine Impfpflicht – aber eine Schulpflicht. Und da Ungeimpfte eine furchtbare Gefahr für die MitschülerInnen darstellen würden – ja, was folgt wohl demnächst daraus ..? Eltern, zieht euch warm an, der Mai ist sowieso viel zu kalt. Jedenfalls dürften wir uns mit dem von oben geschürten Impfwahn mitten in einem selten heftigen Schwerverbrechen befinden. Susan Bonath weist im Zusammenhang mit dem Fall Ottmann gerade darauf hin, nach gut versteckten Angaben der Pharmamafia könnten von einer Million Menschen, die jeweils mit zwei Dosen geimpft worden sind, allein »20.000 bis 200.000 Menschen eine schwere Autoimmunerkrankung davontragen«. Ob und wie sich diese Erkrankungen verschlimmern und unter Umständen »noch nach Jahren« im Tod gipfeln, sei gar nicht abzusehen. Der ausführliche Artikel** ist erschreckend. »Gesichtslähmungen« sind noch das Harmloseste, das Ihnen droht. Die unglaublichen Profitraten der Pharmariesen sind da wahrscheinlich kein Trost für Sie. Schlagen Sie den Artikel lieber nicht nach.

Laut Gerd Reuther brach dem deutschen, nun von Merkels Männern gedopten Impfwahn schon das *Reichsimpfgesetz* von 1874 Bahn. Sogenannte »Impfschäden« wurden in der Folge eifrig in Abrede gestellt – »obwohl 1924 der Zusammenhang einer Hirnschädigung mit einer Pockenimpfung belegt« worden sei.*** Reuther führt die wichtigsten Irrtümer des militärischen Kampfes gegen Krankheit an. Peinliche Begleiterscheinungen zählen dazu. Man nennt sie allerdings schon seit Jahrzehnten verharmlosend *Nebenwirkungen*. Leider werden sie im Lauf der Jahrhunderte zur Hauptsache. Nach Reuther ist die Rate der *behandlungsbedingten* Krankheits- und Todesursachen riesig. Wer je ein »Klinikmonster« (S. 146) zu Urlaubszwecken aufsuchen mußte, glaubt es sofort. Schon der bloße Anblick der Monsterklinik schüchtert das uns nützliche Mikrobiom (Bakterien und Pilze) in unseren Gedärmen bis zur Kampfunfähigkeit ein. Für alle Strategien, die maßgeblich auf Selbstheilung setzen, sind die Monster also ungünstig. Aber für die Zentralisierung und das Geschäft verschiedener Architekten, Betonhersteller und Arzneizulieferer sind sie prima. Nicht zuletzt schaffen sie auch eine Menge Arbeitsplätze für Psychologen.

∞ Verfaßt 2021

*https://www.focus.de/gesundheit/coronavirus/mutter-klagt-an-32-jaehrige-nach-astrazeneca-impfung-gestorben-viele-wollten-davon-nichts-wissen_id_13243167.html, 11. Mai 2021

** Susan Bonath, <https://www.rubikon.news/artikel/repressionen-propaganda-profite>, 14. Mai 2021

*** Gerd Reuther, *Heilung Nebensache*, München 2021, S. 103

Den frühen Tod des Baseler Malers **Kurt Wiemken** (1907–40), Sohn eines selbstständigen Lithographen, übergeht mein *Brockhaus*. Dafür bildet er ein Gemälde ab. Wie ich einigen Internet-Quellen entnehme, war Wiemken unter anderem von der Gleichzeitigkeit gegensätzlicher Ereignisse verunsichert, etwa dem Luftsprung eines ausgelassenen Kindes auf der einen Seite einer Hofmauer und dem tödlichen Sturz eines Kindes auf der anderen Seite – und sei es in Übersee. Sein wichtigster Lehrer war Fritz Baumann. Später beeinflussten ihn Grosz und Picasso. 1933 zählte er zu den Mitgründern der sowohl avantgardistisch wie antifaschistisch orientierten schweizer *Gruppe 33*. Obwohl schon als Säugling an »Kinderlähmung« erkrankt und deshalb zeitlebens behindert, wanderte Wiemken gern, meistens im Mendrisiotto, Kanton Tessin. Ende Dezember 1940 – inzwischen war der Zweite Weltkrieg »ausgebrochen«, der ihn stark mitnahm* – warteten seine Angehörigen vergeblich auf seine Rückkehr. Sein zerschmetterter Leichnam wurde erst Wochen später, am 23. Januar 1941, am Grund der Breggia-Schlucht bei Castel San

Pietro gefunden. Vermutlich war der 33jährige Maler entweder abgestürzt oder gesprungen.

Gerd Reuther widmet sich auf den Seiten 300/301 von *Heilung Nebensache* (2021) eigens der Kriminalgeschichte des Poliovirus‘, das für »Kinderlähmung« und tausend andere Erscheinungen verantwortlich gemacht wurde und wird. Bis ca. 1800 habe das Virus wahrscheinlich schon seit Jahrtausenden in unseren Gedärmen gehaust, ohne für belegte Fälle von Polio-Lähmungen zu sorgen. Die Wende kam mit auf Arsenbasis gebrauten Insektiziden, etwa auf Zuckerrohrplantagen. Hier half auch das berüchtigte *DDT*, wie einige Studien nachgewiesen hätten. Den Vogel schossen dann die Impfungen gegen Polio ab, wobei die Schäden selbstverständlich unter den Teppich gekehrt wurden. In Übersee ist Polio nach wie vor verbreitet. Reuther behauptet, für 2018 sei anzunehmen, daß ungefähr 70 Prozent der weltweiten Poliofälle auf Impfungen zurückgehen. »Impfstoffe brachten mehr Kinder um als die Krankheiten, vor denen sie schützen sollten.« Dann kam das schreckliche Corona-Virus.

∞ Verfaßt 2022

* Rudolf Hanhart in *sikart*, 2012: <http://www.sikart.ch/KuenstlerInnen.aspx?id=4000363>

Siehe auch → Automatisierung, Statistiken (Schäden) → Corona → Gesundheit, Toschke (Mediziner) → Lüge, Vorwand (Vorwürfe von Ex-Pharma-Manager Helmut Sterz) → Mehrheitsdenken (Reuther)

IndianerInnen

Der sozialistisch gestimmte schweizer Bürstenbinder **Andreas Dietsch** (1807–45) war die treibende Kraft des Versuchs, mit zukünftigen Kommunarden in die USA auszuwandern, um dort die Siedlung *New Helvetia / New Aarau* zu gründen. Die Auswanderung gelang, und zwar im Jahr 1844 mit 43 Teilnehmern. Die »Kommune« dagegen löste sich schon im folgenden Jahr endgültig auf, nachdem sie, durch Blauäugigkeit, Erschöpfung, Krankheit, Geldmangel, Wintereinbruch und den üblichen Streit unaufhaltsam zerbröckelt und ihr vielfach gebeutelter Anführer (wohl Anfang 1845) gestorben war.

Man hatte am Osage River in Missouri, westlich von St.Louis, Land gekauft, das freilich nur noch von sieben Erwachsenen und elf Kindern erreicht worden war. Der 37jährige Bürstenbinder und Chef-Organisator war vermutlich völlig ausgelaugt, vielleicht auch, wie manche andere, durch Fieber geschwächt, und wahrscheinlich verbittert.

Halder/Limmat schreiben, man wisse nichts von den näheren Todesumständen Dietschs, und dabei werde es wohl auch immer bleiben. Das ist das eine Erschreckende: diese Schlampigkeit oder Gleichgültigkeit vieler Beteiligten, Nold Halder und den *Limmat-Verlag* eingeschlossen, der ja immerhin eine Literaturliste gibt und Wilhelm Weitlings Besuch in Iowa (1851) erwähnt. Dietsch war mit dem kommunistischen Agitator bekannt gewesen. In Iowa hatten ein paar Schiffbrüchige vom Osage River erneut eine Kolonie gegründet, *Communia*. Auch sie hielt nicht lange. Übrigens hatte Dietsch zwei kleine Töchter mit auf die Auswanderung genommen. In seinem Tagebuch werden sie gelegentlich erwähnt; von ihrem weiteren Schicksal erfährt man jedoch auch von Halder oder den Verlagsleuten nichts.* Irre ich mich nicht, wissen wir von der älteren Tochter noch nicht einmal den Namen. Sie soll bereits, wie ihr Vater, wenige Monate nach der Ankunft in Missouri gestorben sein** – ein böses Erwachen im Märchenland USA.

Immerhin: drei Jahre vor den *Neujahrsblättern* von 2017 bot bereits eine schweizer Zeitung*** einen Schimmer von Recherche an. »In alten Grundbüchern ist der Landkauf von Andreas Dietsch und anderen Mitgliedern der Auswanderungsgruppe bestätigt. Ebenso aktenkundig ist, dass die jüngere Tochter von Dietsch namens Rosetta, die nach dem raschen Ende von Neu Aarau nach Iowa weitergewandert war, das väterliche Land am Osage River 1859 verkaufte.« Vielleicht hatte sich Rosetta der erwähnten *Communia* im Clayton County angeschlossen, die allerdings, wie eben angedeutet, im Lauf der 1850er Jahre zerfiel. Für 1859 gibt Mary Lou Schulte**** als Aufenthaltsort Rosettas das Madison County in Illinois an. Ansonsten werden die Mädchen von Schulte (2010) nicht erwähnt. Gleichwohl liegen damit wenigstens ein paar Anhaltspunkte für eine echte, sicherlich nicht ganz billige Spurensuche vor. Nebenbei: Rosettas Mutter, Susanna geb. Hagnauer, war bereits in Aarau gestorben, wohl 1843, mit 35, bei oder nach der Geburt des dritten Kindes.

Das andere Erschreckende ist die Ignoranz, die Dietsch und offensichtlich auch seine MitstreiterInnen der Indianer- und Sklavenfrage entgegenbringen. Die ist mit der Einfalt von Dietsch und anderen nicht zu entschuldigen. Allerdings lag sie leider ganz im kolonialen Trend jener Epoche, wenn ich mich nicht täusche. Auch die angeblich revolutionär gestimmten Geister unter den Auswanderern hatten keine Bedenken, ihre neuen Siedlungen und andere höchst demokratische Projekte, darunter Verlagshäuser, auf gestohlenem, mit Indianerblut getränktem Grund zu errichten. Sie wollten Freiheit – zunächst einmal für sich. Das Ergebnis sehen wir heute. Das ganze wiederholte sich übrigens knapp 100 Jahre nach Dietsch, als tausende von verfolgten Antifaschisten ihr Heil im angeblichen Hort der Demokratie suchten – *ihr* Heil. Dem eigenen Anspruch

zuwider wirkten sie auf diese Weise sowohl an der Legitimierung wie an der Kräftigung des US-Imperialismus mit, ob als Geschäftsleute, KünstlerInnen, Professoren.

∞ Verfaßt 2018

* Dietschs schmales Tagebuch wurde 1978 unter dem Titel *Die großartige Auswanderung des Andreas Dietsch und seiner Gesellschaft* vom Züricher *Limmat-Verlag* herausgegeben. Darin findet sich auch Nold Halders Studie über Dietsch, die wohl zuerst in den *Aarauer Neujaarsblätter* 1960/61 erschienen war. Halder starb 1967. Leider kommen, soweit ich sehe, jüngere US-Publikationen nicht erheblich über das *Limmat*-Buch hinaus.

** Heidi Hess / Rudolf Iten, »Auf den Spuren von Andreas Dietsch«, *Aarauer Neujaarsblätter*, Band 91 (2017), S. 96–103: <https://www.e-periodica.ch/digbib/view?pid=anb-001:2017:91::183#93>. Für Iten hieß die überlebende Tochter Rosina. Wer sich hier irrt, weiß der Himmel.

*** Heinrich Rauber, »Vor 150 Jahren wollte Aarauer eigenes Reich gründen – nun wird er geehrt«, *Aargauer Zeitung*, 30. Juni 2014

**** »New Helvetia: The dream that died«, im Newsletter der *Osage County Historical Society*, Linn, Missouri, USA, Januar 2010

Leugne ich die ungewöhnliche Lebensgefährlichkeit eines bestimmten Grippeerregers, werde ich sofort an den Schandpfahl gebunden. Dagegen gilt es als normal, jenen großangelegten Feldzug gegen die UreinwohnerInnen Amerikas, den *Brockhaus* in Band 10 (gut zwei Seiten) mit Bezeichnungen wie »Völkermord, Vertreibung, erzwungene Assimilation« belegt, ein ganzes Leben lang nicht zur Kenntnis zu nehmen. Es sind nur wenige AußenseiterInnen, die gelegentlich daran erinnern, welchem haarsträubenden Unrecht große Länder wie Brasilien oder die USA ihre Existenz verdanken. Erstaunlicherweise gehört US-Bürger Bob Dylan zu ihnen. In seinem schon früher erwähnten jüngsten Buch* behandelt er das harte Los seines Künstlerkollegen **John Trudell** (1946–2015), ein Santee Dakota aus einem »Reservat« genannten Staatsgefängnis in Nebraska. Nach dem Wehrdienst wieder zu Hause, stellte Trudell fest, alle Verträge zwischen Weißen und Indianern waren gebrochen. Er ließ sich für den Rundfunk ausbilden und führte verschiedene Widerstandsmaßnahmen an, darunter (1969) die Besetzung der Gefängnisinsel Alcatraz. 10 Jahre darauf, eben von einer Rede und einer Flaggenverbrennung vor dem *FBI*-Hauptquartier in Washington D.C. heimgekehrt, »fielen Bandbomben auf seinen Trailer [Wohnwagen] in Nevada im Duck-Valley-Reservat«. Trudell selbst war scheints gerade außer Haus. Nach Dylans Darstellung hatten die TäterInnen jedoch die Eingangstür von außen mit einem Vorhängeschloß verriegelt. Dadurch seien Johns schwangere Frau Tina und seine drei Kinder sowie seine Schwiegermutter Leah bei lebendigem Leib verbrannt. Die Brandstifter wurden nie gefaßt.

Dieser Schlag bewog Trudell, sich zunehmend nur noch als Poet zu betätigen. Meist trug er seine Gedichte zur Live-Musik einer, laut Dylan, vielseitigen und erstklassigen eigenen Band vor. Der Champion aus Kalifornien bescheinigt diesen unmodischen Stücken, sie seien streckenweise herzerreißend. Trudell machte auch etliche Platten, doch in kommerzieller Hinsicht sei er, so Dylan, nie erfolgreich gewesen. 2015, knapp 70 Jahre alt, erlag er einer Krebserkrankung.

∞ Verfaßt 2023

* Bob Dylan, *Die Philosophie des modernen Songs*, deutsche Ausgabe München 2022, S. 209–11

Siehe auch → Fortschritt, Sienkiewicz (Amerikareise) → Fotografie, Litton (Wildwest) → Welskopf-Henrich (Fachfrau aus der DDR) → Blog R.: Erzählung *Reise nach Fort Lashermink*

Über **Inseln** erfahren wir von *Brockhaus*, Kontinente seien keine. Ansonsten seien Inseln im Völkerrecht definiert. Dagegen scheint man in der Sozialpsychologie keinen Schimmer von ihnen zu haben. Dergestalt genau umrissen, stelle **Grönland**, mit 2.130.800 Quadratkilometern, die größte Insel unseres Planeten dar. Erstaunlich genug: Großbritannien hat, mit 216.777 Quadratkilometern, gerade mal 10 Prozent dieser Größe. Dabei haben doch die Angelsachsen, und nicht etwa die GrönländerInnen, während einiger Jahrhunderte ungefähr die halbe Welt unterjocht! Man denke nur an das riesige Indien und die Besiedelung Nordamerikas. Offenbar kommt es beim Kampf um die Weltherrschaft nicht nur auf Quantitäten an. Man muß vielmehr ganze Rudel solcher Charakterrüden haben, wie sie Tim Weiner (2007) in seinem überragenden Werk über die *CIA* vorführt.

Das Spektrum der Inseln reicht also von Grönland bis zu den Schollen, auf denen in den bekannten Witzen stets ein Schiffbrüchiger mit zerfetzten Hosen und einer Flagge zum Winken Platz hat. Der Sozialpsychologe weiß jedoch, nicht wenige Menschen verzehren sich geradezu nach der eigenen, kleinen Insel. Palisaden oder Elektrozäune gegen Feinde erübrigen sich, weil die Wogen des Meeres oder des Baikalsees die Einmauerung bereits kostenlos liefern. Oft fürchten oder hassen diese EigenbrötlerInnen auch Freunde, nämlich sogenannte Nachbarn. Die stellen in einem fort Ansinnen, die der mönchische Mensch für Schwachsinn hält. Lärm machen sie obendrein, und wenn sich der Mönch mal ein Bein brechen sollte, schicken sie ihm gleich eine Flotte heulender Krankenwagen auf den Hals. Der Held der 50seitigen Erzählung *Der Mann, der Inseln liebte* flüchtet von einer Insel zur anderen, wobei sie immer kleiner und unzugänglicher werden. »Bald war er fast

erschrocken, wenn er den Dampfer am nahen Horizont erblickte, und sein Herz zog sich zusammen vor Angst, er würde halten und ihn stören ..(..).. Er wollte nicht, daß man ihm nahe kam. Er wollte keine Stimmen hören. Er war über den Klang seiner eigenen Stimme erschrocken, wenn er versehentlich mit seiner Katze sprach.«

Die Erzählung stammt vom Briten *D. H. Lawrence*, der 1930 bereits mit 44 der Tuberkulose erlag. Für diese kurze Lebensspanne verfaßte er eine Unmenge an Romanen (11), Reisebüchern (4), Erzählungen, Essays, Dramen, Gedichten. Davon kenne ich lediglich einige längere Erzählungen, die mir auch wirklich gut gefallen. An der Lektüre des Restes hat mich glücklicherweise Lawrences Landsmann Anthony Burgess gehindert, der 1990 eine Art Biografie über ihn vorlegte. Burgess verehrt den Bergmannssohn aus Nottinghamshire und bringt am laufenden Meter ausführliche Zitate aus dessen Werken. Daraus gewann ich den Eindruck, Lawrence habe überwiegend Mist auf den Markt geworfen. Burgess besitzt die Kunstfertigkeit, in einem Atemzug kritische Anmerkungen zu machen und die kritisierten Mängel zu verharmlosen, weshalb sein Gegenstand im großen und ganzen beachtlich dasteht. Im Schlußkapitel behauptet er: »Lawrence schrieb, um Geld zu verdienen, da er keine andere Wahl hatte.« Beispielsweise habe er nicht wie E. M. Forster von einer Erbschaft oder wie Joyce von einer Mäzenin zehren können. Aber zum Bergmann, Zeitungszusteller oder Zuhälter hätte es doch vielleicht gereicht? Wie ich schon wiederholt bemerkte, wird kein Mensch gezwungen öffentlich zu schreiben, ob für Geld oder nicht. Tut er es trotzdem, hat er das Zeug, das er von sich gibt, auch zu verantworten. Da die erwähnten, zum Teil meisterhaften Novellen beweisen, daß es Lawrence nicht an Begabung und Handwerkszeug fehlte, dürften die vielen Schwächen in seinen übrigen Werken vor allem auf Flüchtigkeit zurückgehen. Die Oberflächlichkeit feiert Triumphe, weil der Rubel rollen soll.

Auch Burgess ist nicht der Mensch, der sich Marktzwängen entzöge. Er findet sie normal. Den Satz »Der Berufstätige tut seine Arbeit, um Geld zu verdienen« stellt er als unbezweifelbare Binsenweisheit hin. Aber nichts daran ist normal. Künstlerisches Schaffen von den schnöden Marktzwängen auszunehmen, wäre freilich nur reformistischer Quark. Vielmehr muß der Markt weg. Denn keine unserer Lebensäußerungen – beispielsweise auch Kochen, Putzen, Schreinern, Züge abfertigen – hat das grausame Schicksal verdient, den Warencharakter übergestülpt zu bekommen und dadurch erstickt zu werden. Man lebt nicht der Erwerbsarbeit und dem Geld, vielmehr sich selber und seinen Mitmenschen zuliebe. Deshalb stellt man Nahrungsmittel, Schuhe oder auch sogenannte »erzählende Sachbücher« her. Was mich angeht, war es übrigens nie die Absicht meines Schreibens

gewesen, vielleicht einmal davon leben oder gar steinreich wie Aichinger, Canetti oder Walser werden zu können. Sondern?

Leider habe ich mir den Hauptgrund in der letzten Zeit zu wenig vergegenwärtigt. Ohne dieses Versäumnis wäre ich besänftigter und stolzer gewesen. Der Hauptgrund lag immer darin, mich möglichst verbindlich und möglichst vollständig zu erklären. Das betrifft sowohl Politisches wie Psychologisches. Ich leide von Kind auf unter dem Schwarze-Schaf-Syndrom. Man belächelte, schnitt oder beschimpfte mich, weil ich diese radikalen Ansichten, unnormalen Vorlieben, krankhaften Abneigungen und so weiter besaß. Ihre Rechtfertigung liegt nun in meinen gesammelten, womöglich sogar wohlgeordneten Texten vor. Das soll nicht unbedingt heißen, ich hätte immer oder auch nur meistens recht. Es heißt vielmehr, für diese Auffassungen und dieses Verhalten gute Gründe zu haben. Es heißt weiter, daß sie nichts kurzerhand und leichtfertig Angenommenes sind. Selbst das Geschäft, meine Erklärung möglichst klar und dann auch noch unterhaltsam vorzubringen, ist nicht einfach. Für Geld hätte ich mir diese ganze Mühe nicht gemacht.

∞ Verfaßt um 2015, leicht gekürzt

Den britischen Schriftsteller **D. H. Lawrence** (1885–1930), im *Brockhaus* mit einer halben Spalte plus Paßfoto vertreten, habe ich neulich bereits unter Inseln behandelt. Zu diesem Thema, den Inseln, möchte ich aber noch ein paar Überlegungen ergänzen. Warum sich einer in Inseln vernarrt und verbeißt, bis er schließlich auf seiner dritten, kleinsten und letzten Insel von Schneestürmen und Fieberanfällen ereilt wird und vermutlich seinen vernagelten Geist aufgibt, verrät uns Lawrence in seiner Erzählung *Der Mann, der Inseln liebte* bestenfalls nebelhaft. Dieser Mann wollte seine eigene Welt gestalten, sein eigener Herr sein, Frieden finden. Na, das gilt ja wohl nicht nur für ein paar von Hause aus meerumrauschte Engländer. Irre ich mich nicht, können Inselnarren im Grunde nur zwei Motive haben. Entweder Angst – oder Hochmut. Wobei ich allerdings annehme, oft mischen sich beide Motive auf je eigene Art. Man ist den Stürmen und Ansinnen gesellschaftlichen Lebens nicht oder nicht mehr gewachsen; man verachtet sie freilich auch. Auf seiner dritten Insel findet Lawrences Held ein paar Schafe vor: ihr Blöken geht ihm rasch auf die Nerven, ihr Glotzen macht ihn wütend – er gibt sie fort. Nicht anders haßt er die gewöhnlichen, dummen, lästigen Gesellschaftsmenschen. Jetzt hat er nur noch eine Katze, aber die verwildert bald. Jetzt ist er wirklich etwas ganz Besonderes, nämlich völlig allein.

Möglicherweise werden die Inselnarren nicht gleich mit ihrem Syndrom geboren. Eine bedeutende Rolle dürfte oft die Kinderstube spielen. Doch auch davon verrät uns Lawrence nicht ein Wort. Sein Mann ist 35 – und anscheinend vom Himmel gefallen. Wir erfahren lediglich, er sei »zufällig« zu einer Stange Geld gekommen. Deshalb kann er Inseln pachten oder gar kaufen und sich als der Müßiggänger, der er gern wäre, mit Botanik und Literatur beschäftigen. Auf der zweiten Insel erleidet er sogar einen Anfall von geschlechtlicher Begierde, aber die betreffende Verehrerin ödet ihn ebenfalls rasch an. Vielleicht war der Anfall ein Rückfall – wir wissen es nicht. Seine Ängste und sein Hochmut, falls vorhanden, sind also kaum einzukreisen. Dazu bedürfte es zumindest einer kurzen Biografie.

Somit fällt auch die trügerische Hoffnung aus, ein Psychotherapeut könnte ihn vom Inselsyndrom befreien und wieder der Menschheit zuführen. Nach meinen Erfahrungen sind die Naturelle erwachsener Personen ohnehin nur äußerst selten nennenswert veränderbar. Der eine wird immer Aufschneider bleiben; der andere läuft zeitlebens in Sack und Asche herum. Ein Dritter verliert sich in vermeintlichen Liebesdiensten; der Vierte wird alle Kandidaten für Freundschaft immer wieder vor den Kopf stoßen, bis sich seine Eigensinnigkeit und seine Unverträglichkeit so weit herumgesprochen hat, daß sowieso keiner mehr etwas mit ihm zu tun haben will. Dann hat er endlich seine Einsamkeit – und tüchtig was zu leiden.

Kürzlich hatte ein Nachbar Besuch von einer auswärtigen Nichte. Ich sah sie zunächst gar nicht, weil wir beide, der Nachbar und ich, hinter Wällen aus Gebüsch wohnen. Aber ich *hörte* sie, denn sie *sang*. Sie hatte beim Hantieren auf dem Nachbargrundstück kaum eine Minute mit ihrer hellen, wohlklingenden Stimme vor sich hingeträllert, da war ich bereits wie verzaubert. Meine von weißen Blüten übersäten Jasminsträucher schienen unverhofft pure Daseinsfreude oder die so gern zitierte »grundlose Heiterkeit« zu verströmen. Wie sich erfreulicherweise herausstellte, war die Besucherin keineswegs so kurzatmig wie ich selber. So lauschte ich für zwei Tage wie ein Luchs auf sie, denn sie sang nicht nur betörend, sondern offensichtlich auch gern. Natürlich blieb es nicht aus, daß sie derart auch alle schon verrostet geglaubten Saiten der Geschlechterliebe in mir anrührte. Ich war bereits nahe daran, einmal meinen Kopf aus den Büschen zu stecken und eine charmante Bemerkung von mir zu geben. Da fiel mir freilich noch rechtzeitig ein, wer ich eigentlich war: ein 74jähriger Greis, ein Sätze drehselnder und Särge zimmernder Mönch. Diese Einsicht zerriß den Zauber. In meiner Ernüchterung, die mich recht traurig stimmte, hütete ich mich sogar, das Fenster zum

Nachbarn auch nur zu kippen, bis die Trällernde wieder abgereist war. Meine Trauer blieb noch für einige Tage.

∞ Verfaßt 2024